

PRZEGŁĄD HUMANISTYCZNY

KWARTALNIK • ROK LXIII / 2019 • NR 1 (464)

O MITACH ZAŁOŻYCIELSKICH 1918 ROKU
W EUROPIE ŚRODKOWEJ I WSCHODNIEJ PISZĄ:

A. WOLDAN: *Andere Stimmen – Protest gegen Krieg und Gewalt in der polnischen und ukrainischen Dichtung über den Ersten Weltkrieg*

I. VOLOSHCHUK: *Der Untergang des Habsburgerreiches aus der Perspektive einer modernen Familiengeschichte (am Beispiel von Jenny Erpenbecks Roman „Aller Tage Abend“)*

M. SILBER: *Poland? But which? Jewish political attitudes toward the Polish State in formation during World War I*

A. KLIEMS: *Literary reflections on postimperial violence in East-Central Europe after 1918: Wittlin – Hašek – Vančura*

J. BOUTAN: *A war poet in absentia: the year 1918 in the Jaroslav Hašek's literary output*

A. HUDZIK: *Krieg, Exil und die Seele des Dichters Hermann Broch und Józef Wittlin im Briefwechsel*

P. RODAK: *Wielka Wojna, wielkie nadzieje, wielkie wątpliwości. Zmysły, emocje i trudny patriotyzm w dzienniku Zofii Nałkowskiej*



Sponsor Główny

Warszawa 2019

PRZEGŁĄD HUMANISTYCZNY

PISMO UNIWERSYTETU WARSZAWSKIEGO

RADA REDAKCYJNA

Jan Kieniewicz, Ryszard Kulesza, Luigi Marinelli (Rzym),
Andrzej Markowski, Alojzy Z. Nowak,
Józef Porayski-Pomsta, Kinga Siatkowska-Callebat (Paryż),
Paweł Stępień, Dorota Walczak-Delanois (Bruksela), Jerzy Wasilewski,
Andrzej Waśkiewicz, Elżbieta Wichrowska, Nina Witoszek (Oslo)

PRZEGŁAD HUMANISTYCZNY

PISMO UNIWERSYTETU WARSZAWSKIEGO

KWARTALNIK • ROK LXIII / 2019 • NR 1 (464)

Treść numeru stanowi kontynuację problematyki podjętej w numerze 4/2018

The content of this issue is a continuation of the matters started in no. 4/2018

Das vorliegende Heft bildet die inhaltliche Fortsetzung von Heft 4/2018



Warszawa 2019

REDAKCJA

Tomasz Wójcik (redaktor naczelny)

Grażyna Szelągowska (zastępca redaktora naczelnego)

Karol Hryniewicz (sekretarz redakcji)

*Marta Bucholc, Roman Chymkowski, Lech M. Nijakowski, Grzegorz Pac,
Radosław Pawelec, Marcin Poręba, Jagoda Wierzejska, Magdalena Zawisławska*

Redakcja naukowa: *Alina Molisak, Jagoda Wierzejska*

Adres redakcji:

00-497 Warszawa, ul. Nowy Świat 4

www.przegladhumanistyczny.pl

e-mail: przegladhumanistyczny@uw.edu.pl

Redaktor prowadzący: *Dorota Dziedzic*

Redaktorzy:

Marta Radwańska (j. angielski),

Urbach Räther (j. niemiecki),

Elwira Wyszyńska (j. polski)

ISSN 0033-2194, e-ISSN 2657-599X

© Copyright by Wydawnictwa Uniwersytetu Warszawskiego 2019

Czasopismo recenzowane

Edycja papierowa jest wersją pierwotną pisma

Wydawnictwa Uniwersytetu Warszawskiego

00-497 Warszawa, ul. Nowy Świat 4

wuw@uw.edu.pl

Dział Handlowy: tel. (48 22) 55-31-333

e-mail: dz.handlowy@uw.edu.pl

Księgarnia internetowa: www.wuw.pl

Numer sponsorowany przez Grupę PZU

SPIS TREŚCI

Alois Woldan – Andere Stimmen – Protest gegen Krieg und Gewalt in der polnischen und ukrainischen Dichtung über den Ersten Weltkrieg	7
Ievgeniia Voloshchuk – Der Untergang des Habsburgerreiches aus der Perspektive einer modernen Familiengeschichte (am Beispiel von Jenny Erpenbecks Roman „Aller Tage Abend“)	27
Marcos Silber – Poland? But which? Jewish Political Attitudes toward the Polish State in Formation during World War I	39
Alfrun Kliems – Literary Reflections on Postimperial Violence in East-Central Europe after 1918: Wittlin – Hašek – Vančura	65
Jean Boutan – A War Poet in <i>Absentia</i> : the Year 1918 in Jaroslav Hašek's Literary Output	81
Agnieszka Hudzik – Krieg, Exil und die Seele des Dichters Hermann Broch und Józef Wittlin im Briefwechsel	97
Paweł Rodak – Wielka Wojna, wielkie nadzieje, wielkie wątpliwości. Zmysły, emocje i trudny patriotyzm w dzienniku Zofii Nalkowskiej	115

RECENZJE I PRZEGŁĄDY

Maciej Górný – Niemcy w Warszawie po raz pierwszy. Nowe opracowania na temat niemieckiej okupacji 1915–1918	129
---	-----

CONTENTS

Alois Woldan – Other Voices – Protest against War and Violence in Polish and Ukrainian Poetry about the World War I	7
Ievgeniia Voloshchuk – The Fall of Habsburg Empire from the Perspektive of a Modern Family History (on the Example of Jenny Erpenbeck’s Novel <i>Aller Tage Abend</i>)	27
Marcos Silber – Poland? But which? Jewish Political Attitudes toward the Polish State in Formation during World War I	39
Alfrun Kliems – Literary Reflections on Postimperial Violence in East-Central Europe after 1918: Wittlin – Hašek – Vančura	65
Jean Boutan – A War Poet in <i>Absentia</i> : the Year 1918 in Jaroslav Hašek’s Literary Output	81
Agnieszka Hudzik – War, Emigration and the Poet’s Soul. Hermann Broch and Józef Wittlin in Correspondence	97
Paweł Rodak – The Great War, Great Hopes, Great Doubts. Senses, Emotions and Difficult Patriotism in Zofia Nałkowska’s Diary	115

REVIEWS AND SURVEYS

Maciej Górný – Germans in Warsaw for the First Time. The Newer Works on the German Occupation 1915–1918	129
---	-----

Alois Woldan
(Universität Wien)

ANDERE STIMMEN – PROTEST GEGEN KRIEG UND GEWALT IN DER POLNISCHEN UND UKRAINISCHEN DICHTUNG ÜBER DEN ERSTEN WELTKRIEG

Der Erste Weltkrieg, die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“, war für Polen und Ukrainer von fundamentaler Bedeutung. Beide Nationen, die vor 1914 über keinen eigenen Staat verfügten, waren unter die Großmächte Österreich-Ungarn und Russland aufgeteilt, sie kämpften deshalb auf beiden Seiten der Front. In den Armeen der kriegsführenden Parteien kämpften Hundertausende Polen und Ukrainer im österreichischen und deutschen, mehrere Millionen von Ukrainern im russischen Militär. Dazu kamen spezielle nationale Einheiten, die nur in den Armeen der Mittelmächte gebildet werden durften: die Polnischen Legionen und die ukrainischen Sitsch-Schützen, die zwar von ihrer Zahl her (mehrere Zehntausend) keine große Rolle spielten, was ihre ideologische Bedeutung betrifft, aber von großer Wichtigkeit waren. Mit diesen beiden bewaffneten Einheiten verband man nämlich die Hoffnung auf ein Wiederentstehen eines Nationalstaates.

Den Polnischen Legionen wie auch den Sitsch-Schützen (manchmal auch als „Ukrainische Legionen“ bezeichnet), standen zivile Organisationen zur Seite, welche die Tätigkeit der bewaffneten Verbände koordinierten, aber auch propagandistisch unterstützen. Auf polnischer Seite bestand das „Naczelnny Komitet Narodowy“ (NKN) in Krakau, das im August 1914 die Legionen erst offiziell ins Leben rief, auf ukrainischer der „Bund zur Befreiung der Ukraine“ („Sojuz Vyzvolennja Ukrayiny“, SVU), der ab September 1914 seinen Sitz in Wien hatte. Beide Organisationen gaben sowohl Periodika heraus („Polen. Wochenschrift für polnische Interessen“ bzw. „Mitteilungen des Bundes zur Befreiung der Ukraine“), aber auch Bücher und Broschüren mit literarischen Texten, die im Dienst der jeweiligen Ideologie standen.

In den beiden genannten militärischen Verbänden entstand nämlich auch eine Fülle von literarischen Texten zumeist lyrischer Art, in denen des Anliegen des nationalen Kampfes, aber auch Freud und Leid der Soldaten thematisiert wurden. Diese Texte wurden vor allem von jungen Dichtern verfasst, die auch als Soldaten an der Front waren, sie entstanden oft direkt im Kampfgeschehen, viele der Autoren sind an der Front gefallen (Texte älterer, arrivierter Autoren, die auch zum Ersten Weltkrieg Stellung genommen haben, werden für diese Untersuchung nur selten herangezogen). Die meisten dieser Autoren sind heute vergessen, ihre Texte gelten als minderwertig und sind nicht in den Kanon der Literatur eingegangen, lediglich die Begriffe „poezja legionowa“ und „strilec'ka poezja“ haben sich in der Literaturgeschichte behauptet. Auch die

Literaturwissenschaft hat sich nur sporadisch mit diesen Texten, die in großer Anzahl vorliegen, beschäftigt.¹ Der Vergleich zwischen der literarischen Produktion aus den Reihen der Polnischen Legionen und der ukrainischen Sitsch-Schützen ist überhaupt unterblieben, er soll an dieser Stelle ansatzweise unternommen werden. Schließlich ist noch darauf hinzuweisen, dass die Thematik der literarischen Aufarbeitung des Kriegsgeschehens ihr Pendant in zahlreichen Werken der Bildenden Kunst gefunden hat, die einmal mehr auf polnischer wie auch auf ukrainischer Seite entstanden sind,² der intermediäre Vergleich literarischer Texte mit Bildern und Zeichnungen steht ebenso aus wie die umfassende komparatistische Darstellung polnischer und ukrainischer Texte, die unter denselben Bedingungen entstanden sind.

Der Großteil der lyrischen Produktion der Schützendichtung ist, wie zu erwarten, einer patriotisch-engagierten Kunst zuzurechnen. Was Irena Maciejewska in ihrer bahnbrechenden Arbeit aus dem Jahr 1969 für die polnische Dichtung aus den Jahren 1914–1918 gezeigt hat,³ gilt auch für die ukrainische: es geht um Texte, die wenig originell sind, dafür aber gängigen Schemata folgen, welche vielfach aus der romantischen Tradition stammen. Ihr zentrales Anliegen ist ein nationaler Patriotismus, der nicht nur die Soldaten an der Front, sondern auch die Angehörigen der eigenen Gruppe im Hinterland begeistern soll. Im Rückgriff auf die Tradition der polnischen Aufstände des 19. Jahrhunderts bzw. auf die Kosakentradition des 16.–18. Jahrhunderts im Fall der ukrainischen Literatur wird der Kampf für die nationale Freiheit und der Tod des Soldaten für das Vaterland glorifiziert und die grausame Realität des Krieges verdeckt. Eine brutale Wirklichkeit wird mit dem dichterischen Wort verschönert, mit der Metapher in falschen Mythen aufgehoben. Erst nach dem Krieg wird diese falsche, „tyrteische“ Geste der zwischen 1914 und 1918 entstandenen Texte

¹ Zur polnischen Lyrik über den Ersten Weltkrieg liegen Monographien von Zbigniew Kloch, *Poezja pierwszej wojny. Tradycja i konwencje*, Wrocław u.a. 1986, Andrzej Romanowski, „*Przed złotym czasem*“. *Szkice o poezji i pieśni patriotyczno-wojennej lat 1908–1918*, Kraków 1990, und teilweise auch Dorota Kielak, *Wielka Wojna i świadomość przełomu. Literatura polska 1914–1918*, Warszawa 2001, vor. Zur Prosa Maria Jolanta Olszewska, *Człowiek w świecie Wielkiej Wojny. Literatura polska z lat 1914–1919 wobec I wojny światowej. Wybrane zagadnienia*, Warszawa 2004, und Paweł Zimniak, *Großer Krieg kleiner Leute. Perspektivierungen des Ersten Weltkriegs in der polnischen Literatur 1914–1920*, Göttingen 2016. Auf ukrainischer Seite wurde viel weniger dazu gearbeitet; zu erwähnen ist die Anthologie *Стрілецька Голотма. Спроба антології*. Упорядник, астор вступної статті і приміток Т. Б. Салига, Львів 1992, deren Herausgeber, Taras Salyha, auch ein ausführliches Vorwort dazu verfasst hat. Beiträge in Literaturgeschichten gehen nur sehr oberflächlich auf die wichtigsten Vertreter der Strilec'ka poezija ein. Vgl. *Історія української літератури XX століття у двох книгах*. За редакцією В. Г. Дончика. Книга перша, Київ 1998. Eine umfangreiche Darstellung des Ersten Weltkriegs in zwei Bänden aus jüngster Zeit, *Велика Війна 1914–1918 рр. і Україна. У двох книгах*, Київ 2015, erwähnt die Literatur über den Krieg mit keinem Wort, obwohl der zweite Band auch Tagebücher und Briefe von Soldaten enthält.

² Das Material aus der Bildenden Kunst ist gut dokumentiert. Vgl. auf polnischer Seite den Bildband von Waclawa Milewska und Maria Zientara, *Sztuka Legionów Polskich i jej twórcy 1914–1918*, Kraków 1999; auf ukrainischer Seite den Band *Українські Січові Стрільці у боях та міжчасси*. Упорядники: Ігор Завалій, Олена Кіс-Федорук, Тарас Лозинський, Оксана Романів-Тріска. Львів: Національний музей у Львові ім. А. Шептицького 2007.

³ Irena Maciejewska, *Inter arma. Okolicznościowa poezja polska okresu I wojny światowej*, in: *Odra* 1969, Nr. 4, S. 37–42 und Nr. 5, S. 55–61, hier S. 38ff.

entlarvt und bestimmt eine echt pazifistische Dichtung die Auseinandersetzung mit der Katastrophe des Weltkriegs.⁴ Zbigniew Kłoch verweist auf den Ursprung dieser tyrteischen Haltung in der polnischen Romantik, die eine ähnlich pathetische Einstellung zur Realität des Kriegs aufweist.⁵

Diese Behauptungen treffen zweifellos auf den „Mainstream“ der polnischen und ukrainischen Schützendichtung zu, sie berücksichtigen aber nicht oder nur zu wenig eine andere, unterschwellige „Stimme“ in dieser Dichtung, die schon von Kriegsbeginn an auch zu hören ist und die Kehrseite der patriotischen Begeisterung artikuliert. Motive wie der Brudermord, die Leiden unschuldiger Zivilisten, die Sinnlosigkeit des Sterbens auf den Schlachtfeldern und die ungeheure Zerstörung in allen Bereichen sind, auch wenn sie die patriotische Rechtfertigung des Kriegs nicht widerlegen können, nicht zu überhören. Gerade spätere Arbeiten zur Literatur über den Ersten Weltkrieg stellen die „Miserabilität“⁶ der conditio humana in diesem Krieg heraus, die auch von jenen Stimmen angesprochen wird, die nicht zum Mainstream gehören. Sie generieren einen Kriegsdiskurs, der als kritische Gegenstimme zum „tyrteisch-romantischen Muster“⁷ verstanden werden kann und nicht erst nach dem Ende des Kriegs zu finden ist. Diese Gegenstimmen sollen anhand von ausgewählten Motiven aufgezeigt werden, die zunächst in der polnischen „poezja legionowa“ gezeigt, dann aber mit Beispielen aus der ukrainischen „strilec‘ka poezija“ ergänzt werden.

BRUDERMORD

Zweifel an der Sinnhaftigkeit des Kriegs kommen dort auf, wo man sich bewusst wird, dass in diesem Krieg Bruder gegen Bruder kämpft, Polen in österreichischen Uniformen gegen Polen in russischen Uniformen. Das „Gespenst des Brudermords“ konnte, wie Dorota Kielak betont, nicht ohne Einfluss auf den Heldengestus bleiben.⁸ „Rozdzielił nas...“ betitelte Edward Słoński, einer der führenden Dichter jener Jahre, ein Gedicht, das im russischen Teil Polens, nicht in Galizien, wo das Gros der Schützendichtung entstanden war, erschien und die paradoxe Situation, dass ein Pole auf seinen Bruder im gegenüberliegenden Schützengraben schießt, in der pointierten Wendung zusammenfasst: „Ja wróg twój, ty mój wróg“.⁹ Jeder der beiden Brüder hat auf seine Weise Recht, kämpft mit vollem Einsatz für sein Polen,¹⁰ und genau darin liegt die Absurdität der

⁴ Ibidem, S. 60f.

⁵ Vgl. Kłoch, *Poezja pierwszej wojny*, S. 17.

⁶ Den Begriff eines „wojenny mizerabilizm“ prägt Maria Jolanta Olszewska. Vgl. eadem, *Człowiek w świecie Wielkiej Wojny*, S. 195.

⁷ Vgl. Irena Maciejewska, *Proza Polska lat 1914–1918 wobec wojny światowej*, in: *Pamiętnik Literacki LXXII*, 1981, Heft 1, S. 39–80, hier S. 42.

⁸ „Widmo walki bratobójczej musiało osiąbiać w jakiś sposób rycerską ostentację“, Kielak, *Wielka Wojna i świadomość przelomu*, S. 144.

⁹ In: Ludwik Szczępański (Hg.), *Pieśń polska w latach wielkiej wojny*, Kraków 1916, S. 40.

¹⁰ Was Irena Maciejewska für die polnische Prosa aus der Zeit des Ersten Weltkriegs konstatiert, gilt auch für die Lyrik: man ist überzeugt, dass Polen wiedererstehen muss, man macht sich aber

Situation, die an der Rechtfertigung dieses Krieges zweifeln lässt.¹¹ Auch die Konklusion, dass das auf beiden Seiten vergossene Blut zur Wiedererstehung Polens beiträgt („Że ta, co nie zginęła, / Wyrośnie z naszej krwi“¹²), kann die Tragik dieser Situation nicht wirklich überbrücken, die „optimistische Perspektive war jedoch nicht imstande, die aktuelle Tragik zu verschleiern“,¹³ bemerkt Andrzej Romanowski, der dem Verfasser eine kurze Skizze gewidmet hat,¹⁴ in Bezug auf dieses Gedicht.

Beeindruckend wird dieser Brudermord¹⁵ auch in einem Gedicht eines unbekannten Verfassers, eines Soldaten, der auf der russischen Seite der Front in einem Schützengraben kämpft, auf die unterschiedliche Farbe der jeweiligen Uniformen („Odmienne barwy“) zurückgeführt, die – in metonymischer Weise – Grund für das Bestreben sind, seinen Bruder zu töten: „Ty mnie chcesz zabić, a ja zaś ciebie, / Gdyż twoja barwa inaczej błyska“.¹⁶ Es ist diese Technik der Verfremdung, die eine besondere Wirkung erzielt, und die auf der Ebene der Aussage auch keine Aufhebung dieses Paradoxons im Sinne des erwähnten Opfers für das gemeinsame Vaterland kennt: „Lecz wszystko jedno! Pierś twą rozpruje, / Gdyż twoje barwy – inaczej błyszczą“¹⁷

Die Tragik des Bruderzwists bleibt auch dort bestehen, wo es um Kriegsgefangene geht, wie in Karol Łepkowskis Erzählgedicht „Jeniec“, das den Transport eines schwer verwundeten russischen Polen („Jeniec ciężko był ranny. [...] Krew z rany pochodzącej z polskiej, bratniej ręki...!“¹⁸) zusammen mit österreichischen Verwundeten in einem Eisenbahnwaggon nach Krakau schildert. Als der Zug in Krakau, der polnischen Stadt schlechthin, mit der auch der russische Pole Begriffe wie Wawel, Dzwon Zygmunta und Kościuszko verbindet, ankommt, wo die österreichischen Soldaten vom Roten Kreuz in Empfang genommen werden, stirbt der Gefangene – er wird in seinem russischen Militärmantel im Schatten des Wawel begraben, ohne dass er mit seinem Tod zur Wiedergeburt Polens im Sinn der Ideologie der Legionen beigetragen hätte. Zwei unterschiedliche Vorstellungen von Polen stehen hier unvermittelt nebeneinander: ein klassisches Bild, das von historischen Versatzstücken lebt, und

keine Gedanken darüber, was das für ein Polen sein soll. Vgl. eadem, *Proza Polska lat 1914–1918 wobec wojny światowej*, S. 53.

¹¹ Maria Grzędzierska und Krzysztof Stępnik, die in ihrem Beitrag zum „Mythos des Aufständischen in der Dichtung des Ersten Weltkriegs“ auch auf dieses Gedicht eingehen, sehen das kritische Potential dieses Textes nicht. Vgl. iidem, Mit powstańca w poezji polskiej I wojny światowej, in: *Miedzy literaturą i historią. Z tradycji idei niepodległościowych w literaturze polskiej XIX i XX w.*, Lublin 1986, S. 141–159, hier S. 145. Auch Dorota Kielak übersieht bei ihrer Interpretation dieses Gedichts diese tragische Note. Vgl. eadem, *Wielka Wojna i świadomość przelomu*, S. 128.

¹² Vgl. Szczepański, *Pieśń polska w latach wielkiej wojny*, S. 41.

¹³ „Optymistyczna perspektywa nie była jednak w stanie przysłonić aktualnego tragizmu“, Romanowski, „Przed złotym czasem“, S. 223.

¹⁴ Poeta polskiego losu, in: ibidem, S. 221–227.

¹⁵ Nach Ryszard Przybylski ist der Brudermord ein „obsessives Motiv“ („obsesyjny motyw“) in der Dichtung des Ersten Weltkriegs, vgl. idem, Poezja pierwszej wojny, in: *Literatura polska 1918–1975*, Band 1. Warszawa 1975, S. 225–235, hier S. 229.

¹⁶ Szczepański, *Pieśń polska w latach wielkiej wojny*, S. 43.

¹⁷ Ibidem.

¹⁸ Ibidem, S. 85.

ein individueller polnischer Patriotismus, der auch in den Herzen der russischen Polen lebt, die für ein anderes Polen kämpfen, das im Rahmen des Zarenreich erstehen sollte.

Zur Solidarität zwischen den verfeindeten polnischen Brüdern in je anderen Uniformen kommt es erst im Tod, beim Begräbnis eines gefallenen österreichischen Ulanen, der im gleichnamigen Text („*Pogrzeb*“) von Zdzisław Dębicki von russischen polnischen Soldaten zur letzten Ruhe geleitet wird. Er ist im Herzen ein „Staatenloser“, er ist ungeachtet seiner Uniform kein Österreicher, er ist Soldat und er ist Pole: „Choć mundur stroi go obcy, / Biło w nim serce bezpańskie – / Nie patrzecie na złote guzy, / Ale wprost w serce ułańskie!“¹⁹ Mit dem Motiv des blutigen Bruderzwists verbindet Stanisław Stwora²⁰ in seinem Gedicht „*Podzwonne braciom*“ die Bitte um Aussöhnung, einmal mehr allerdings erst nach dem Tod auf dem Schlachtfeld, wo ein Bruder dem anderen die Grube gräbt („gdzie brat dół kopie dla brata“²¹). Mit der Bitte aus der Totenliturgie („Wieczne odpoczywanie / racz braciom naszym dać Panie“²²) verbindet der Autor das Kainsmotiv, um es allerdings zu hinterfragen: nicht mehr derjenige, der sich an seinem Bruder vergangen hat, trägt die Schuld dafür, sondern jemand anderer („Żali to była ich wina, [...] że ręka ich ... tknęła Kaina“²³). Die Anspielungen auf Bibel²⁴ und Religion, mit denen dieser Text durchsetzt ist, verweisen auf eine metaphysische Ebene der Reflexion, welche an die Stelle einer patriotischen Rechtfertigung tritt.

Die Dichtung der Sitsch-Schützen kennt dieses Motiv kaum, lediglich bei Oleksandr Oleś (Pseud. für O. Kandyba²⁵), der so wie der erwähnte Edward Ślōński aus dem Zarenreich stammte, wird in einem Text ohne Titel auf die Leiden der Ostukrainer angespielt, die für das Zarenreich gefallen sind: „Хвала і честь вам, гречкосії! / В холодну зиму на полях / Вас безліч падало в боях / За славу мачухи Рoccii“.²⁶ Es sei allerdings darauf hingewiesen, dass die führende Organisation der galizischen Ukrainer, der bereits erwähnte „Sojuz Vzvolennja Ukrajiny“ in Wien, sich sehr um die Ukrainer aus dem Zarenreich, die als russische Kriegsgefangene nach Österreich gelangten, bemühte; man war bestrebt, eine Absonderung der ukrainischen von den anderen Gefangenen zu erreichen und wollte das nationale Bewusstsein der Ostukrainer stärken. Dazu dienten u.a. auch

¹⁹ Ibidem, S. 111.

²⁰ Stanisław Stwora (1888–1942) hatte schon vor dem Ersten Weltkrieg lyrische und publizistische Texte veröffentlicht, er gab während des Kriegs zwei Bände mit einschlägigen Gedichten heraus. Vgl. Stanisław Stwora, in: Jadwiga Czachowska/ Alicja Szalagan (Hg.), *Współcześni polscy pisarze i badacze literatury. Słownik biobibliograficzny*, Band 8, Warszawa 2003, S. 87.

²¹ In: Roman Hernicz/ Starko Łodzia Lachowicz/ Zygmunt Rembowski (Hg.), *Wschodzącym zorzem. Antologia pieśni polskiej w latach wojny*, Wiedeń 1915, S. 36.

²² Ibidem, S. 38.

²³ Ibidem.

²⁴ Auf die Bedeutung des Kains-Motivs in der polnischen Prosa aus der Zeit des Ersten Weltkriegs verweist Maria Jolanta Olszewska, *Człowiek w świecie Wielkiej Wojny*, S. 143.

²⁵ Oles', der von manchen Literaturhistorikern auch zur „Moloda Muza“ gezählt wird, kam während des Ersten Weltkriegs von Kiev nach Wien und blieb danach in der Prager Emigration. Er verfasste Lyrik und Dramen. Vgl. *Енциклопедія Українознавства. Гол. Редактор Володимир Кубійович. Перевидання в Україні*, T. 5, Львів 1996, с. 1844f.

²⁶ Олександр Олесь, *Поезії*, Кн. V, Київ–Відень 1917, с. 123.

Ausgaben ukrainischer Klassiker, die in russischer Übersetzung in den jeweiligen Lagern verteilt wurden.²⁷

DER BRIEF AUS DEM FELD

Ein zumindest indirekter Protest gegen den Krieg und seine Unmenschlichkeit steckt auch in jenen Gedichten, die als Brief stilisiert sind, welche aber bisher bei der Kritik kaum Beachtung gefunden haben.²⁸ Der Brief aus dem Feld an die Angehörigen zuhause vermittelt individuelles Leid, aber auch Hoffnung, er bringt aufgrund seiner an die mündliche Rede angelehnte Form echte Gefühle zum Ausdruck, die sich positiv von pathetischen, schablonenhaften Ausdrucksformen unterscheiden. Auch bringt ein solcher Brief immer beide Seiten ins Spiel, den ständig vom Tod bedrohten Soldaten im Feld, und die Not seiner Angehörigen hinter der Front. In einem längeren Erzählgedicht, mit „Brief“ („List“) betitelt, lässt Artur Schröder²⁹ einen Offizier in Form eines Briefes, den er seinem Burschen diktiert, Abschied nehmen von Frau und Kind; dieser Brief dokumentiert zugleich die letzten Augenblicke im Leben des Offiziers, als der Brief zu Ende geschrieben ist, ist auch sein Verfasser tot. Auch wenn dieser Brief noch ein Element der patriotischen Sinngabe enthält („Wierzę, że teraz już nie nadaremno / krew się przelała w Polsce najzacniejsza“³⁰), so kann diese die menschliche Tragödie, die aus den letzten Worten spricht, nicht entkräften: „Nie mogę więcej... Wszystko, co tam w domu, Twoje jest, Droga... Jurka i Janinę / przytulam długo... [...] Błogosławieństwo... Wam... Najdrożsi.... Janusz“.³¹ Mit einfachsten Worten wird hier sowohl das Sterben eines Soldaten im Feld gezeichnet, das zugleich die Tragödie ahnen lässt, die dieser Tod bei den nächsten Angehörigen auslösen wird.

Ein vergleichbarer ukrainischer Text, mit „Лист“ betitelt, findet sich bei Vasyl' Atamanjuk,³² der in den Reihen der Sitsch-Schützen kämpfte. Nun ist es der Geliebte, so wie der polnische Offizier von einer Kugel tödlich verwundet, der mit letzter Kraft einen Brief an seine Geliebte schreibt, wobei einmal mehr die letzten Atemzüge mit den letzten Worten auf dem Papier zusammenfallen und

²⁷ Die Reihe „Библиотека пленника – образцы украинской литературы в русском переводе“, die in Wien in den Kriegsjahren herausgegeben wurde, diente dazu.

²⁸ Kloch erwähnt solche Gedichte als Beleg für die Überschreitung von Gattungskonventionen – das lyrische Gedicht wird zum Beobachter, der direkte Rede aufzeichnet – ohne aber über den Eindruck, den diese „Briefe“ auf den Leser machen, zu reflektieren. Vgl. idem, *Poezja pierwszej wojny*, S. 197.

²⁹ Artur Schröder (1881–1934) war bereits vor dem Krieg als Dichter und Dramatiker hervorgetreten, er wurde aufgrund seines Gesundheitszustands nicht zum Militär eingezogen, schrieb aber eine Reihe von Texten, die der „poesja legionowa“ zuzuordnen sind. Vgl. Czachowska/Szałagan (Hg.), *Współcześni polscy pisarze i badacze literatury. Słownik biobibliograficzny*, Band 7, Warszawa 2001, S. 218ff.

³⁰ Szczepański, *Pieśń polska w latach wielkiej wojny*, S. 76.

³¹ Ibidem.

³² Vasyl' Atamanjuk (1897–1940), der seinen ersten Lyrik-Band als Sitsch-Schütze veröffentlicht hatte, übersiedelte in der Zwischenkriegszeit in die sowjetische Ukraine und starb in Folge der Stalin'schen Repressionen. Vgl. *Енциклопедія Українознавства*, T. 1, Львів 1993, с. 76.

jeder Hinweis auf einen höheren Sinn dieses Sterbens fehlt: „Покину тебе, о, мій Боже! / Біль в серці... Чужина... Безрідний... / Кохана! Листочек цей може / Із ручки моєї послідний...“³³

Nicht minder innig sind die Wünsche, die ein noch lebender Vater an seine kleine Tochter schickt – Absender und Adressat sind in Koseform bezeichnet, was an einen vertrauten, familiären Umgang erinnert: „Tatuś do Krysi (List)“, so ist ein Gedicht von Stanisław Stwora betitelt. Der Gedanke an dieses Kind hilft dem Vater, alle Härten des Soldatenlebens zu ertragen, und stellt die Gewähr für eine Heimkehr dar, auch wenn diese mehr beschworen als geglaubt wird: „tatūś twój żyje Krysiu... wiele znosi... / jeszcze niejedna czeka go niedola, / zanim do Krysi swojej wróci – z pola...“³⁴ Solche Worte wirken stärker und authentischer, als patriotische Versatzstücke, die sich auch in diesem Gedicht finden: „tylko niech wiara wasza będzie stała, – / – dzieci – kochajcie Polskę duszą – całą!“³⁵ Ähnlich wirkt das Wiegenlied eines Vaters, „Luli mój maly“, dass dieser in dem Gedicht von Kazimierz Świerk, „Memu synowi“, seinem Neugeborenen nicht singen kann, weil er im Feld steht. Das Kind wiederum ist in eine Welt hineingeboren, in der Kanonendonner ihm das väterliche Wiegenlied ersetzt – mit diesem expressiven Vergleich beschließt der Autor die Botschaft eines Vaters, die nicht expressis verbis als Brief bezeichnet ist: „Pożoga ognia i armat dźwięki / Niech za ojcowskie starczą piosenki / i za pieszczoły...“³⁶

Auch bei Atamanjuk findet sich ein sehr ausdrucksstarkes Gedicht von der Gegenseite im „Brief eines kleinen Sohnes an den Vater im Krieg“ („Лист малого синка до батька на війну“), der in seiner sprachlichen Form an die noch defekte Sprache eines kleinen Kindes erinnert. Die Kleinigkeiten, die das Leben des Kindes bestimmen, gewinnen als Element einer kindlichen Botschaft Gewicht, beschwören die heile Welt zuhause, die der eingerückte Vater zurücklassen musste: „Я Катрусі взе не бю, / Мами слухаю улаз, / Взе говорю: Вілую... / Тату, гей, велтай до нас“³⁷ Aber auch in Briefen von Erwachsenen findet sich die Tragik des Kriegsgeschehens quasi versteckt hinter den Konventionen der Gattung Brief. Jura Škrumeljak³⁸ hat ein Gedicht als „Brief ins Huzulenland“ („Лист у Гуцулщину“) stilisiert, dessen namentlich nicht genannter Verfasser mehrere Strophen lang die üblichen Wünsche und Fragen nach dem Befinden der Verwandten und Bekannten zum Ausdruck bringt, bevor er quasi nur nebenbei berichtet, dass von all den Männern, die aus dem Dorf eingerückt sind, nur mehr der Briefschreiber und einer seiner Gefährten am Leben sind: „лиш один Петро Загірний / Тут зі мною є тепер. / Ще бувь Лесь, та на Михайла / На пламенистий тиф помер“³⁹.

Das Motiv der Botschaft an einen Nächsten, dieses Mal allerdings aus der Perspektive des Kindes, eines Sohnes im Feld, an die Mutter zuhause, liegt

³³ Василь Атаманюк, Як сурми заґрали до бою... Поезії, Відень 1916, с. 34.

³⁴ In: Szczepański, Pieśń polska w latach wielkiej wojny, S. 95.

³⁵ Ibidem, S. 96.

³⁶ Ibidem, S. 98.

³⁷ Атаманюк, Як сурми заґрали до бою... Поезії, с. 46.

³⁸ Jura Škrumeljak (1895–1965) war primär Soldat und Offizier, verfasste gelegentlich auch Gedichte mit Kriegsthematik. Vgl. Енциклопедія Українознавства, Т. 10, Львів 2000, с. 3876.

³⁹ Спрілецька Голота, с. 219.

auch einem Vers von Józef Mączka⁴⁰ zugrunde, der im Titel einmal mehr eine Koseform gebraucht, „Matuli mojej“. Hier kommen zu den Anleihen bei der familiären Umgangssprache noch die aus der Folklore, ein Refrain, der mehrmals im Gedicht wiederholt wird und die zentrale Hoffnung auf ein Ende des Kriegs und die Rückkehr nach Hause zum Ausdruck bringt: „A kiedy przyjdzie zbożny czas, / gdy zmilkną już armaty – / może powrócim obaj wraz / do progów Twojej chaty“.⁴¹ Genau diese Hoffnung wird aber nicht erfüllt, das lyrische Ich weiß wenig später, dass sein Bruder gefallen ist, und nimmt auch den eigenen Tod prophetisch vorweg: „Lecz kiedy przyjdzie zbożny czas, / że zmilkną już armaty – / a w dom nie wróci żaden z nas / w dożynek dzień on [sic!] złoty“.⁴² Auch diese Botschaft erreicht, so wie die zuvor zitierten Briefe, ihre Adressaten erst nach dem Tod des Schreibers und ist die Botschaft eines Toten, welche die Lebenden in nur noch größere Bedrängnis stürzt. Die für die „Poezja Legionowa“ typische Metaphorik von Säen und Ernten – vgl. die Wendungen „zbożny czas“ und „dożynek“ – macht den Unterschied zwischen den Abläufen in der Natur und denen im Krieg deutlich: es ist eine tote Ernte, die hier eingebracht wird, die keine Saat für das nächste Frühjahr enthält.⁴³

DIE VERWÜSTUNG

Zentrale Bedeutung für die Hinterfragung des Krieges kommt dem Motiv der Verwüstung zu. Schon nach den ebenso gewaltigen wie verlustreichen Offensiven der ersten beiden Kriegsjahre entstehen immer mehr Texte, die diesen Aspekt als die notwendige Kehrseite militärischer Erfolge thematisieren. Diese Verwüstung umfasst alles, von der Landschaft, die vom Artilleriebeschuss verwüstet ist, über menschliche Behausungen, die geplündert, verbrannt und zerstört wurden, bis hin zu den Menschen selbst, die vom Krieg gezeichnet sind, sei es als Soldaten, sei es als Zivilisten. Angesichts solcher apokalyptisch anmutender Bilder nimmt sich jeder Versuch einer Rechtfertigung der Zerstörung nur blass aus. Ein eindrucksvolles Beispiel für ein solches Bild der Verwüstung stellt Maryna Szandurskas Paraphrase von Goethes „Kennst Du das Land, wo die Zitronen blühen?“ dar. Dieses berühmte Gedicht wurde bereits von Mickiewicz unter dem Titel „Znasz-li ten kraj...“ ins Polnische übersetzt, die vorliegende Version mit dem leicht veränderten Titel „Czy znasz ten kraj?“ stellt also eine doppelte Paraphrase dar, welche den fundamentalen Unterschied zwischen der von Goethe und Mickiewicz beschriebenen landschaftlichen Idylle und dem

⁴⁰ Mączka gehört zu den bekanntesten Vertretern der „Poezja legionowa“. Romanowski hat über ihn eine kurze Skizze verfasst: Ostatni Romantyk, in: idem, „Przed złotym czasem“, S. 79–88.

⁴¹ In: Hernicz u.a. (Hg.), *Wschodzącym zorzą. Antologia pieśni polskiej w latach wojny*, Wiedeń 1915, S. 42.

⁴² Ibidem, S. 43.

⁴³ Häufig ist diese Metaphorik aber auch gegenteilig konnotiert, der Krieg als „wiosna śmierci“ ist Vorbedingung für die Auferstehung Polens. Vgl. Olszewska, *Człowiek w świecie Wielkiej Wojny*, S. 174.

vom Krieg gezeichneten Territorium unterstreicht. Dreimal wird die im Titel vorgegebene Frage wiederholt: „Czy znasz ten kraj, / gdzie martwa cisza leży, / [...] Czy znasz ten kraj, / gdzie, zda się, zgasło życie? [...] Czy znasz ten kraj, / gdzie tuman jeno blady / przechadza się [...]?“⁴⁴ bis dass in der letzten Strophe eine Antwort gegeben wird, die auch eine mögliche Rechtfertigung des Kriegs ausschließt:

Ja znam ten kraj –
Tam znaczą drogę sławy:
I zorze łun,
I zgłoszcz dymiące ślupy,
I polny krzyż, przebitły kulą, krwawy,
I w ciszy pól sen wieczny śniące trupy...⁴⁵

Die ruhmreiche Tat, die in vielen pro-Kriegsgedichten Tod und Verwüstung kompensieren soll, wird hier demaskiert: ihren Weg säumen Zeugen der Verwüstung und des Todes.

Eine Paraphrase von Goethes bekanntem Gedicht findet sich auch in der ukrainischen Literatur, sie stammt von Bohdan Lepkyj,⁴⁶ einem bekannten Vertreter der ukrainischen Moderne, einem älteren Dichter, der selbst nicht mehr zu den Soldaten eingezogen wurde, und ist mit „Unsere Mignon“ („Наш Мінійон“) betitelt:

Чи знаєш край, де кров, як море ллється,
Куди не глянь – стоїть при гробі гріб.
Дитина, ніби квіт, нім розів'ється,
Змарніє з зимна, голоду, хворіб, –
Чи знаєш край цей
О, туди, туди
Хотіла б я з тобою, милий, йти!⁴⁷

An die Stelle der südlichen Idylle ist ein Meer von Blut, ein Feld voller Gräber und der Tod kleiner Kinder getreten, welche die ursprüngliche Landschaft in eine solche des Schreckens verwandelt haben. Dennoch aber, und hier unterscheidet sich die ukrainische Variante von der polnischen, will das lyrische Subjekt dorthin, steht zu seiner Heimat, auch wenn diese vom Krieg verwüstet wurde.

Das Modell von Frage und Antwort benutzt auch Józef Andrzej Teslar,⁴⁸ um mit Hilfe eines offenen Vergleichs nach dem Ausmaß unterschiedlicher

⁴⁴ In: Szczepański, *Pieśń polska w latach wielkiej wojny*, S. 81.

⁴⁵ Ibidem.

⁴⁶ Bohdan Lepkyj (1872–1941) findet sich heute in jeder ukrainischen Literaturgeschichte, er war Mitglied der Lemberger Gruppe „Moloda Muza“, verfasste während des Ersten Weltkriegs eine Vielzahl von engagierten Texten, verbrachte die Zwischenkriegszeit in Krakau, wo er auch starb. Vgl. *Istoriia ukraїns'koї літератури XX століття у двох книгах*, Книга перша, с. 83–87.

⁴⁷ Богдан Лепкий, *Твори в двох томах*, Том 1: *Поетичні твори, прозові твори, мемуари*, Київ 1997, с. 238.

⁴⁸ Józef Andrzej Teslar (1889–1961) war bereits vor dem Ersten Weltkrieg mit Veröffentlichungen hervorgetreten, während des Krieges verfasste er zahlreiche Gedichte und Reportagen; die Zwischen- und Nachkriegszeit verbrachte er zumeist in Frankreich. Vgl. Józef Andrzej Teslar, in: *Współcześni polscy pisarze i badacze literatury. Słownik biobibliograficzny*, Band 8, Warszawa 2003, S. 317ff.

Verluste zu fragen: „Nie wiem, czy więcej żon i matek płacze, / czy są liczniejsi żołnierze-tułacze? / czy też tęsknoty, czy kul śmierci więcej?...“⁴⁹ Der Vergleich unterschiedlicher Objekte verweist auf die Dimensionen der Verwüstung, die rhetorische Frage unterstreicht die Grenzenlosigkeit des Verlusts. Und auch die Antwort in der letzten Strophe bestätigt die in den Fragen vermutete Diagnose und endet mit einer pessimistischen Einschätzung anstelle einer auch nur vagen Hoffnung auf die Zukunft: „To wiem, że więcej śmierci i zniszczenia, / niż się radości Jutra wypromienia – / że niż nadziei – w Polsce nędzy więcej!...“⁵⁰ Tod und Vernichtung können aus dieser Sicht von der Hoffnung auf eine Wiedergeburt Polens nicht aufgewogen werden.

Eine Art von Paraphrase liegt auch dort vor, wo Autoren wie Franciszek Mirandola⁵¹ die Form des Sonetts wählen, um die Gräuel des Kriegs zu beschreiben. Eine Gattung, prädestiniert für Liebesdichtung und Naturbeschreibung, wird umfunktioniert, dient in dieser Grenzsituation des Kriegs zum Ausdruck für das Elend des Menschen und der Natur:

[...]

O jakże szara pustań stała się owocna,
Choć jej się orać ludzie nigdy nie odważą,
Bo cienie od zachodu już się tutaj złażą,
Nie czekając, aż przyjdzie godzina północna.

Na czerwonych promieniach płyną pochylone
I jakby na czemś śledząc w tę i ową stronę
Chodzą z krajówek ciała wypłoszone duchy...⁵²

In der Situation der Verwüstung bevölkern die Geister der Gefallenen jene Landschaft, aus der die Menschen verschwunden sind; auch derartige Bilder sind typisch für die Kriegsdichtung nicht nur in polnischer Sprache, sie finden sich auch im berühmten Grodek-Gedicht des österreichischen Lyrikers Georg Trakl („Zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter“).

Symptomatisch für die Verwüstung im Krieg ist auch die Zerstörung menschlicher Behausungen, von der einfachen Bauernhütte bis zum Gutshof. Dem geplünderten Gutshof im gleichnamigen Vers von Maria Leszczyńska⁵³ („Dwór zrabowany“) kommt dabei eine besondere Bedeutung zu – er steht für die polnische Kultur als solche, repräsentiert nationale Traditionen ebenso wie einen bestimmten Lebensstil, die mit der Zerstörung im Krieg für immer zu

⁴⁹ Józef Andrzej Teslar, *Rymy wojenne 1914–1916*, Kraków 1916, S. 49.

⁵⁰ Ibidem.

⁵¹ Franciszek Mirandola (eig. Franciszek Pik), 1871–1930, publizierte schon vor 1900 Gedichte im Stil der Młoda Polska; während des Ersten Weltkriegs verfasst er nicht nur Gedichte, sondern auch Prosa über den Krieg. Vgl. *Literatura polska. Przewodnik encyklopedyczny*, Band 1, Warszawa 1984, S. 674.

⁵² In: Szczepański, *Pieśń polska w latach wielkiej wojny*, S. 87.

⁵³ Maria Leszczyńska-Mittelstaedt (1895–1974), die selbst aus einer Gutsbesitzerfamilie stammte, debütierte erst 1914; der Großteil ihres Schaffens fällt in die Zwischenkriegszeit. Vgl. Maria Leszczyńska-Mittelstaedt, in: *Współcześni polscy pisarze i badacze literatury. Słownik biobibliograficzny*, Band 5, Warszawa 1997, S. 63.

Ende sind.⁵⁴ „Na schodach ślady krwi i broń zniszczona, / I cała groza... strach... okropność bitwy... / Strzaskana lipa wyciąga ramiona, / Zda się do jakiejś błagalnej modlitwy...“⁵⁵ Bilder wie diese zeigen den Einbruch der Barbarei in eine Welt der Kultur, veranschaulichen die Zerstörung von Werten, die jahrhundertelang Bestand hatten. Sie stellen auch ein Gegengewicht zu den vielen kriegsbejahenden Texten dar, welche den Gutshof (und das dort wartende Mädchen) als notwendigen Hintergrund für das Motiv des polnischen Ulanen präsentieren, als Ausgangspunkt für dessen Ritterlichkeit, und so einmal mehr die Wirklichkeit der Zerstörung verschleieren.⁵⁶

Das Ende des ersten Kriegsjahres 1914 ist für den Herausgeber der erwähnten Anthologie, einen Vertreter der älteren Generation, der selbst nicht mehr einrücken musste, Ludwik Szczepański,⁵⁷ Anlass für die Klage über den Untergang der alten Welt und eine pessimistische Prognose in Bezug auf das, was nachher kommen wird: „Wali się w gruzy stary świat, / Z nieszczęść powodzi, / Z zgłoszcz i popiołów nowy ład / Kiedyż się zrodzi?“⁵⁸ Hier wird eine Einschätzung vorweggenommen, die für die Situation zu Beginn des Weltkriegs, in der man auf die große Wende, die dieser Krieg bringen wird, hofft, absolut untypisch ist; die gewaltigen Zerstörungen des ersten Kriegsjahres können dafür verantwortlich gemacht werden. Maria Jolanta Olszewska charakterisiert die Befindlichkeit des Menschen in dieser Situation des Krieges als „Miserabilität“⁵⁹ als eine Mischung von Unverständnis für die Eigengesetzlichkeit des Kriegs, traumatisierenden Erfahrungen und apokalyptischen Visionen.

HERBST UND TOD

Im Zusammenhang mit Zerstörung und Weltende findet sich häufig auch das Motiv des Herbstes, der in Analogie zum Absterben in der Natur als die Zeit eines globalen Endes gesehen wird. Dieses Motiv ist in der Dichtung der Młoda Polska sehr häufig, wird dort aber für eine innere Befindlichkeit des lyrischen Subjekts verwendet.⁶⁰ Jetzt wird dieses Motiv umgedeutet, im Unterschied zu den üblichen, friedlichen Herbsten werden im Kriegsherbst andere Früchte eingeholt, wie Andrzej Józef Teslar in seinem Gedicht „Doczekaliśmi jesieni“ beschreibt: „Gdzie są jesienią owoce?... / Posępne niwy i pola – zdzieńala bezpańska rola – /

⁵⁴ Zur Bedeutung des Motivs des zerstörten Gutshofs in der polnischen Prosa über den Ersten Weltkrieg vgl. Olszewska, *Człowiek w świecie Wielkiej Wojny*, S. 254ff.

⁵⁵ Szczepański, *Pieśń polska w latach wielkiej wojny*, S. 82.

⁵⁶ Vgl. Maciejewska, *Inter arma*, S. 60.

⁵⁷ Szczepański, der als Verfasser von *Hymny* (1897) und erster Herausgeber der Zeitschrift *Życie* (1897/88) bekannt ist, gab 1916 in Krakau auch eine der wichtigsten Anthologien zum Ersten Weltkrieg, *Pieśń polska w latach wielkiej wojny*, heraus, in der er selbst auch mit drei Gedichten vertreten ist.

⁵⁸ Ibidem, S. 94.

⁵⁹ „wojenny mizerabilizm“, Olszewska, *Człowiek w świecie Wielkiej Wojny*, S. 195ff.

⁶⁰ Vgl. Maria Podraza-Kwiatkowska, *Pustka – otchłań – pełnia. Ze studiów nad młodopolską symboliką inercji i odrodzenia*, zitiert nach: Kloch, *Poezja pierwszej wojny*, S. 55.

wrona się nad nią trzepocę...“.⁶¹ Das Rot, mit dem sich in der herbstlichen Natur die Blätter färben, wird im Kriegs Herbst 1915 mit dem Blut der Gefallenen assoziiert (ein Bild, das wir einmal mehr in Georg Trakls Gedicht „Grodek“ aus dem Jahr 1914 finden: „Doch stille sammelt im Weidengrund / Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt / Das vergoßne Blut sich“): „Krew świeża oto czerwieni / bukiety leśnych paproci... / těsknota liście już złoci... / Doczekaliśmy jesieni!“⁶² Wie Dorota Kielak betont, ist mit dem Motiv des Bluts auch eine christliche Vorstellung von Erlösung verbunden: das Blut Christi dient dazu, um die Christen freizukaufen.⁶³

Das Motiv des Kriegs Herbstes, der sich von der alljährlichen Jahreszeit durch seine blutige Ernte unterscheidet, ist in einem der Lyrikbände, die der bereits erwähnte Bohdan Lepkyj während des Ersten Weltkriegs herausgebracht hatte, überdeutlich. Fallende Blätter, Tod und Verwesung, Friedhof und Grab, die einen jeden Herbst zur Zeit der Trauer werden lassen, treiben im Herbst 1915 (so ein Gedichttitel: „Осінь 1915 р.“) das lyrische Ich in den Wahnsinn: „В нині, осени, ти йдеш / Вже не сумна – розбільна! / На голові волоси рвеш / I виеш божевільна.“⁶⁴ An anderer Stelle drängt in das Bild von herbstlichem Untergang die Farbe Rot in Form eines tollgewordenen Rosses – eine Art apokalyptisches Tier, in dem das vergossene Blut, aber auch die Eigendynamik des Krieges symbolisiert sind: „Пожовкло листя. Смерть і тлінь, / Бездонний біль / Летить в село з далеких піль / Червоний кінь.“⁶⁵ Eine weitere, mit der Herbstzeit verbundene Assoziation ist die von Allerseelen und dem Totengedenken am Friedhof. Wie das Gedicht „Задушні дни 1915 р.“ zeigt, ist das Allerseelen 1915 anders als sonst, nicht nur, weil die Zahl der Gräber ins Unermessliche gestiegen ist und in diesen Gräbern die Sonne untergeht, sondern auch, weil keine Menschen mehr an diese Gräber kommen – es bleibt wilden Tieren, Wölfen, überlassen, mit ihrem Geheul eine Art Totengedenken anzustimmen: „У крові сонічко заходить, / ... З ліса вовк виходить / I виє, виє довго в ніч.“⁶⁶

Der im Krieg entfesselte, allgegenwärtige Tod ist ein weiteres Argument gegen den Krieg als solchen. Dabei geht es nicht um den Helden Tod, der in vielen Versen glorifiziert wird, um das Opfer des eigenen Lebens für die Freiheit des Vaterlands, das auch dem Tod unter schlimmsten Umständen einen Sinn verleiht, sondern um ein Sterben, das sinnlos geworden ist, so wie auch das Leiden, das diesem Sterben vorausgeht. Roman Hernicz, der primär Prosatexte über den Ersten Weltkrieg schrieb⁶⁷ und auch in den Kreisen des Wiener NKN propagandistisch tätig war, hat mit „Modlitwa“ ein Gedicht verfasst, das weit entfernt von jeder Kriegsbegeisterung den Duktus einer Hymne annimmt, welche mit expressionistischen Bildern das Rasen des Todes beschreibt:

⁶¹ Teslar, *Rymy wojenne 1914–1916*, S. 62.

⁶² Ibidem, S. 64.

⁶³ „Motyw krwi polskiej jako krwi odkupieńczej jest częstym motywem w liryce wojennej“, Kielak, *Wielka Wojna i świadomość przełomu*, S. 132.

⁶⁴ Боран Лепкий, *Тим, що полегли 1914–1915*, Відень 1916, с. 21.

⁶⁵ Ibidem, с. 17.

⁶⁶ Ibidem, с. 22.

⁶⁷ Zu Herniczs Kriegsprosa vgl. Paweł Zimniak, *Großer Krieg kleiner Leute. Perspektivierungen des Ersten Weltkriegs in der polnischen Literatur 1914–1920*, Göttingen 2016.

Śmierć zcałowuje nierożkwite wargi,
wookoło słychać szlochania i skargi –
[...]
O wielki, wielki Boże –
Krwi młodej płynie morze –
młodzieży ginie kwiat.⁶⁸

Anstelle der Gewissheit eines siegreichen Ausgangs des Krieges steht die verzweifelte Frage nach dem Ende der Not: „kiedy przyjdzie kres, / kiedy kres?“⁶⁹.

Das Motiv des Heldenodes in der Schlacht wird in einem Gedicht von Kazimierz Bukowski, „Po bitwie“, relativiert, in dem der Fokus nicht auf die Sieger gelegt wird, die schon weiter gezogen sind („Aż ich naprzód powiodła wolna zwycięstw droga!“⁷⁰), sondern auf diejenigen, die tot zurückgeblieben sind und in einem gemeinsame Grab landen werden: „Tu остали ci, których blada śmierć, pospołu, / Nędarza i bogacza, przyjaciela, wroga / Do jednego, prostego pochowała dołu.“⁷¹ Das Stöhnen eines Sterbenden, das in der zweiten Terzine dieses einmal mehr als Sonett gestalteten Gedichts die Grabsstille stört, unterstreicht nur noch die Dominanz des Todes: „Wtem – skądś w ciszy głuchej jęk ludzki doleci, / Jęk bolesci, rozpaczli i żalu! Ktoś kona...“⁷²

In einem russisch verfassten Gedicht des bereits erwähnten Oleksyj Kobec' (eig: Oleksa Varrava⁷³) wird dieselbe Situation, die schon im Titel „Мимо трупа товарища“ festgehalten ist, aus der Perspektive dessen, der noch am Leben ist, beschrieben. Der Überlebende, der im Getümmel der Schlacht an seinem gefallenen Gefährten vorbeieilt, hat keine Zeit, diesem die letzte Ehre zu erweisen – weil er dorthin unterwegs ist, wo auch ihn dasselbe Schicksal treffen wird:

Ты пал, а я еще иду,
Мне некогда остановиться,
Последний долг тебе отдать,
На век с тобою распроститься.

Иду туда, где каждый миг
Конец один всех ожидает:
Паду и я, и кто ж мой труп
Потом счастливо узнает?⁷⁴

Es gibt also in solchen Schlachten, gleich, ob man sie aus der Position des Überlebenden oder des Gefallenen betrachtet, nur Verlierer – wer dieses Mal nicht auf dem Schachtfeld geblieben ist, wird beim nächsten Mal dort bleiben.

⁶⁸ In: Hernicz u.a. (Hg.), *Wschodzącym zorzą. Antologia pieśni polskiej w latach wojny*, S. 18.

⁶⁹ Ibidem, S. 20.

⁷⁰ Ibidem, S. 28.

⁷¹ Ibidem.

⁷² Ibidem.

⁷³ Oleksa Varrava (1889–1967) war ein Ostukrainer, der als russischer Gefangener in einem österreichischen Lager interniert war, wo er ein Drama und zwei Lyrikbände verfasste. Er emigrierte nach dem Zweiten Weltkrieg in die USA, wo er bis zu seinem Tod verblieb. Vgl. *Енциклопедія Українознавства*, Т. 1, Львів 1993, с. 208.

⁷⁴ Олексій Кобець, *Песни пленника*, Вена 1917, с. 5.

Eine derartige Sicht beinhaltet eine radikale Kritik des Krieges als solchen, sie belässt keine ideologische Rechtfertigung des Todes im Kampf.

Auch in der ukrainischen Literatur der Sitsch-Schützen finden sich, wenn auch nicht dominant, Schilderungen, welche die Zweifel an der Sinnhaftigkeit des Sterbens des Soldaten artikulieren. Solche Aussagen stehen im Kontext einer generellen Hinterfragung des Krieges, dessen Unsinnigkeit nicht zu begreifen ist. Mykola Holubec⁷⁵, ein Vertreter der älteren Generation und Mitglied der Gruppe „Moloda Muza“⁷⁶, bringt diese Zweifel in einem dreiteiligen Text zum Ausdruck,⁷⁷ in dessen Mittelteil der Heldentod eines jeglichen Pathos entkleidet und zum sinnlosen Sterben reduziert wird: niemand weint, niemand hält eine Grabrede, niemand stimmt ein Requiem an – die einzige Konklusion, die aus diesem Vorfall gezogen wird, ist die Befürchtung, dass dieser Tod auch jedem anderen Soldaten bevorsteht.

II

Впав товарищ молоденький
В лютим бою,
Ми зібрались, поховали
Під сосною.

I нікто над свіжим гробом
Не заплакав,
Ні промов нікто речистих
Не балакав.

Самі бідні, безталанні,
Прості люди,
Кожен думав: нині-завтра
З ним те буде...⁷⁷

Auch der bereits erwähnte Vasyl' Atamanjuk lässt das einsame Kreuz, das an den Toten darunter gemahnt, zum Zeichen des Protests werden – eines Protests, der in deutlichem Gegensatz zur Sinngebung des Todes durch nationale Symbole steht: „Лиш простяг в просторі ясні / Рамена самотній хрест, / Мов за скони передчасні / І за жертви всі безстрасні / Вносить в небо свій протест“.⁷⁸ Ähnlich führt das Gedicht „Am Friedhof“ („На кладовищі“) von Mychaljo Kurach,⁷⁹ einem anderen Schützen-Dichter, die Sinnlosigkeit des Todes auf dem Schlachtfeld vor Augen – an die Stelle von Ruhm und ewigem Angedenken treten hier Verwesung und Nirvana: „Білий кістяк до мені сміється / І на все

⁷⁵ Zu Holubec' vgl. Elisabeth Olentchouk/ Stefan Simonek, Die westukrainische Moderne und der Erste Weltkrieg: zur Kriegslyrik der „Moloda Muza“, in: *Komparatistische Forschungen zu österreichisch-ukrainischen Literatur-, Sprach- und Kulturbereihungen*, Band 4, Drohobytch-Innsbruck 2016, S. 166–179.

⁷⁶ Wie bei vielen anderen Autoren findet sich auch bei Holubec' Kriegsbegeisterung und die Klage über Tod und Verwüstung nebeneinander. Vgl. Olentchouk/ Simonek, *Die westukrainische Moderne und der Erste Weltkrieg*, S. 173.

⁷⁷ Микола Голубець, Війна, в: *Стрілецька Голгофа*, с. 205.

⁷⁸ Василь Атаманюк, Самотний хрест, в: *Стрілецька Голгофа*, с. 287.

⁷⁹ Mychaljo Kurach (1895–1962) war primär Offizier, der während des Ersten Weltkriegs auch Gedichte verfasste. Vgl. *Енциклопедія Українознавства*, Т. 4, Львів 1994, с. 1238.

життя кида чорну тінь. / Ой, вже більше серце не всміхнеться, / Тихо згасне... / Смерть... / Нірвана... / Тлінь...⁸⁰

Die Allgegenwärtigkeit des Todes wird auch dort deutlich, wo der Soldat nicht in der Schlacht auf freiem Feld jäh aus dem Leben gerissen wird, sondern dort, wo er im Lazarett allmählich seinen Verletzungen erliegt, wie Józef Andrzej Teslar in seinem Gedicht „Pogrzeb szpitalny“ beschreibt. Es ist ein stiller, nicht spektakulärer Tod, der kaum von jemandem zur Kenntnis genommen wird – nicht einmal die Mütter der Verstorbenen wissen um den Tod ihrer Söhne: „A gdyby wiedziały / Matki, wszystkie by poszły, których syny zmiata / kosa wojny... [...] A tymczasem cichutko – bez wojennej chwały / wiozą trumny na cmentarz...“⁸¹ Anstelle des Ruhms, der andernorts Gefallene unsterblich macht, tritt in diesem Fall das Zeugnis des Kampfgenossen, des Dichtersoldaten; nur er weiß um die Kehrseite des Helden-tods: „ale jedna do grobu prowadzi ich szczerze: / niewymowna těsknica żołnierza-poety.“⁸²

Selbst wenn jemand das mörderische Schlachten überlebt hat und, wie im Gedicht „Pierwsza przechadzka“, das mit „Ek.“ gezeichnet ist, als blinder Invalid die ersten Schritte tut, ist dieser Mensch auf immer gezeichnet, gebrochen von der Macht des Todes, dem er noch entronnen ist: „Ej żołnierzu – tułacz! Ej nędzarzu – ślepce! / Oto zgnotła cię wojna, co kraj cały depcze.– / Ej Polaku – tułacz! – chcesz wrócić do wioski, / Z której na bój wyszedłeś szczęsny i bez troski / Dziś chcesz choć jako żebrak siąść pod jej kościołem – / A nie wiesz – że w niej wszystko gruzem i popiołem!“⁸³ Das Motiv des Herumirrenden (tułacz), üblicherweise in der „Poezja legionowa“ für den Soldaten, der heute hier, morgen da im Einsatz ist, gebraucht,⁸⁴ wir umgedeutet: der verkrüppelte Veteran, der blinde Kriegsinvalid wird zum Herumirrenden, der dorthin geht, wo er sich Almosen erhofft. So wie der Blinde im zitierten Text nie mehr sein Augenlicht wiedererlangen wird, so wird die vom Krieg geschlagene Welt nie mehr so, wie sie zuvor war.

PAZIFISTISCHE TÖNE

Eine kleine Gruppe von Texten verhilft Stimmen zum Ausdruck, die über die bislang geäußerte Kritik an Krieg und Tod völlig gegen den Mainstream einer kriegsbegeisterten Lyrik gerichtet sind und bisweilen sogar pazifistische Töne anschlagen. Henryk Zbierzchowski⁸⁵ lässt in seinem Gedicht „Słota“ ein

⁸⁰ Струлецька Голгофа, с. 265.

⁸¹ Teslar, *Rymy wojenne 1914–1916*, S. 16f.

⁸² Ibidem, S. 17.

⁸³ Szczepański, *Pieśń polska w latach wielkiej wojny*, S. 84.

⁸⁴ Nach Andrzej Romanowski findet sich dieses Motiv besonders bei den Dichtern, die in der II. Brigade dienten. Vgl. idem, „Przed złotym czasem“, S. 62.

⁸⁵ Henryk Zbierzchowski (1881–1942) hatte schon vor dem Ersten Weltkrieg Gedichtbände veröffentlicht, er war auch nach dem Krieg mit Lyrik und Prosa erfolgreich. Vgl. *Literatura polska. Przewodnik encyklopedyczny*, T. II, Warszawa 1985, S. 677.

männliches Ich zur Sprache kommen, das nicht eingerückt ist, zuhause im Sichern sitzt, aber von Gewissensbissen geplagt wird: „I złoszczę się, że jestem syt, / Że mam wygodne łóże. / I duszę jakiś pali wstyd, / Że zasnąć się nie może.“⁸⁶ Diese Zweifel werden aber ausgeräumt von einem kleinen Kind, das dem Vater zärtlich die Hände entgegenstreckt und somit die höhere Ratio des Lebens verkörpert: „Lecz rano, kiedy dziecko me / Wyciągnie do mnie rączki, / Zamysł się mój rozwiewa w mgłę / Jak widmo zlej gorączki.“⁸⁷ So tröstet sich dieser Antiheld damit, dass nicht jeder ein Krieger und ein Held sein kann: „Trudno! Nie każdy może być / Wojem i bohaterem.“⁸⁸ Anders als in den Texten, welche diejenigen Personen kritisieren, welche nur mit Worten, nicht aber mit Taten kämpfen, zeugt dieser Text von einer Einstellung, die den Krieg generell im Namen des Lebens ablehnt.

Deutlich gegen den Mainstream gerichtet ist im Gedicht „W dzień zwycięstwa“, das von einer Autorin, Melania Meidlingerówna,⁸⁹ stammt, die Stimme einer alten Frau, die am Tag des Sieges, im allgemeinen lauten Jubel, klagt – sie klagt um ihren Sohn, der in diesem Krieg gefallen ist und stellt dabei den Begriff des Ruhms, der einem jeden Gefallenen zu Teil wird, in Frage: „Sławo!... Ty marny oddźwięku... / Zwycięstwo!... Celu daleki!... / Mój syn – wieczystą śni sławę“.⁹⁰ Die Vorstellung vom Ruhm des Helden, der diesem Unsterblichkeit verleiht, ist in der „Poezja legionowa“ allgegenwärtig, sie stellt jedoch einen Mythos dar, der die Wirklichkeit verschleiert.⁹¹ Und es gelingt dieser vereinzelten Stimme, den gesamten Chor der Siegesfeier, in dem das Opfer des einzelnen untergeht, zu stören – fremde Töne mischen sich in die Symphonie des Jubels: „A oto – w szczytniej symfonii – / Zgrzytem rozpaczy ton bije, / Bolesny dźwięk w światy goni...“.⁹² Dieser Text veranschaulicht in einem Bild das, wovon in metaphorischer Weise in unseren Überlegungen die Rede ist: es gibt in der Lyrik zum Ersten Weltkrieg Stimmen, die nicht in den dominierenden patriotisch-pathetischen Tenor passen, die aber als quasi falsche Töne in diesem Konzert nicht zu überhören sind.

Die Umwertung von Werten durch den Krieg wird in einem russischsprachigen Gedicht des bereits zitierten Oleksyj Kobec' hinterfragt, der das am Beispiel eines der höchsten Werte, des menschlichen Lebens, zeigt:

«Жизнь человека – ценный дар»,
Нас мудрецы всегда учили;
Пришла война, горить пожар, –
Учение малость изменили:

«Жизнь человека» – Да ведь то –
Обыкновеннейший пустяк;

⁸⁶ Hernicz u.a. (Hg.), *Wschodzącym zorzom. Antologia pieśni polskiej w latach wojny*, S. 14.

⁸⁷ Ibidem, S. 15.

⁸⁸ Ibidem.

⁸⁹ Melania Meidlingerówna wird von den Herausgebern der Anthologie als eine junge, begabte Dichterin charakterisiert, die 1915 bereits einen Lyrikband und viele Einzelveröffentlichungen aufzuweisen hat. Vgl. ibidem, S. 47.

⁹⁰ Ibidem, S. 21.

⁹¹ Vgl. Maciejewska, *Inter arma*, S. 57.

⁹² Hernicz u.a. (Hg.), *Wschodzącym zorzom. Antologia pieśni polskiej w latach wojny*, S. 22.

Народа жизнь важней всего,
И за него пусть гибнет всякий!⁹³

Diese Umwertung wird mit dem Kriegsende aber nicht rückgängig gemacht, führt zu einer bleibenden Devaluierung und Relativierung alter Werte als Folge des Kriegs.

Deutlich pazifistische Töne sind im Gedicht „Boska legenda“ von Piotr Rysiewicz zu vernehmen, wo auf eine „Gute Neuigkeit“ im Sinne einer „Frohen Botschaft“ Bezug genommen wird. Diese gute Nachricht bedeutet das Ende des Krieges, das Niederlegen der Waffen, die Versöhnung mit dem Gegner im Sinne der christlichen Botschaft. Doch sie bleibt in der gegenwärtigen Situation Utopie – die Zeitgenossen werden ihre Wirkung nicht mehr erleben: „Lecz się spełniły cud o „Nowinie“ – / kiedyś, kiedyś... – gdy nas już nie będzie...“⁹⁴ Solche Texte sind aber in einer absoluten Minderzahl, es ist verwunderlich, dass sie in eine Anthologie von Kriegstexten wie *Pieśń polska w latach wielkiej wojny* überhaupt aufgenommen wurden.⁹⁵

Mehr als die polnische betont die ukrainische Dichtung aus dem Ersten Weltkrieg das Leid nicht nur der Soldaten, sondern auch der Zivilbevölkerung. Als Beispiel dafür kann ein Poem von Oleksyj Kobec' dienen, das unter dem Titel „З великих днів“ 1917 in Wien erschien. Schon im Titel lässt sich eine Polemik mit ähnlich betitelten Publikationen vor allem aus den ersten Kriegsjahren, welche den Krieg als eine große historische Zeit verstanden, feststellen: von den vielbeschworenen großen Tagen militärischer Erfolge ist nichts geblieben, außer dem unsäglichen Leid der Zivilbevölkerung. Das muss im erwähnten Poem ein himmlischer Bote feststellen, der, von den Klagen der Menschen gerufen, auf die Erde gekommen ist. Die Häuser sind verbrannt, die Menschen vertrieben oder tot, der Geist der Verwüstung liegt über dieser Erde, quasi als Gegenstück zum Geist Gottes, der diese Erde einst geschaffen hat. Kobec' Text gewinnt an Effektivität auch durch die Illustrationen, die an den entsprechenden Stellen in den Text eingefügt sind. So wird z.B. die Situation der in Lagern internierten Zivilbevölkerung in Bild und Wort beschrieben: auf eine Zeichnung, die alte Menschen, Frauen und Kinder hinter Stacheldraht zeigt, folgt die Beschreibung: „І стари і малі задротовані, / З краю рідного евакувані... / От туди / За дроти / Гилку втіхи ясну / Занеси...“⁹⁶. Die einzigen, welche die verwüstete Ruinenlandschaft noch besiedeln, sind die Raben, die wie folgt beschrieben werden: „Скрізь руїна, пустирь / По ланах, городах [...] Тільки чорні крукі [...] Налітають гуртом, / Обсідають кругом“⁹⁷; sie sind als Illustration im Text auch graphisch dargestellt.

Dieser kurze Überblick zeigt, dass es sowohl in der polnischen „Poezja legionowa“ wie auch in der ukrainischen „Strilec'ka poezija“ Stimmen gibt, die nicht in den großen patriotisch-heroischen Mainstream passen. Diese Stimmen sind

⁹³ Кобець, *Песни пленника*, с. 5.

⁹⁴ In: Szczepański, *Pieśń polska w latach wielkiej wojny*, S. 93.

⁹⁵ Andrzej Romanowski unterstreicht die Seltenheit pazifistischer Texte in der Poezja legionowa. Vgl. idem, „Przed złotym czasem“, S. 246.

⁹⁶ Олекса Кобець, З великих днів, Віденсь 1917, с. 6.

⁹⁷ Кобець, З великих днів, с. 9.

zwar im Gesamtdiskurs nicht dominant, sind aber dennoch nicht zu überhören. Sie sind an bestimmte Motive gebunden, die sich in besonderer Weise dazu eignen, die negativen Seiten des Krieges darzustellen. Auch wenn die Antikriegs- und bisweilen sogar pazifistische Tendenz bei der Gestaltung einzelner Motive in den beiden Literaturen unterschiedlich ist – in der ukrainischen Kriegslyrik ist das Motiv des Brudermords kaum zu finden, dafür aber das des großen Sterbens und des Elends der Zivilbevölkerung stärker ausgeprägt – stellt das Vorhandensein dieser kritischen Töne auch eine Gemeinsamkeit zwischen den beiden Strömungen in der Weltkriegslyrik in Galizien dar.

BIBLIOGRAFIE

- Czachowska, Jadwiga/ Alicja Szałagan (Hg.), *Współcześni polscy pisarze i badacze literatury. Słownik biobibliograficzny*, Band 5: L–M, Warszawa: Wydawnictwa Szkolne i Pedagogiczne 1997; Band 7: R–Sta, 2001; Band 8: Ste–V, 2003.
- Grzędzierska, Maria/ Krzysztof Stępnik, *Mit powstańca w poezji polskiej I wojny światowej*, in: Eugenia Łoch/ Jan Adamowski (Hg.), *Miedzy literaturą i historią. Z tradycji idei niepodległościowych w literaturze polskiej XIX i XX w.*, Lublin: Wydawnictwo Lubelskie 1986, S. 141–159.
- Hernicz, Roman/ Starko Łodzia Lachowicz/ Zygmunt Rembowski (Hg.), *Wschodzący zorzm. Antologia pieśni polskiej w latach wojny*, Wiedeń: Nakładem Starki Łodzia Lachowicza 1915.
- Kielak, Dorota, *Wielka Wojna i świadomość przełomu. Literatura polska 1914–1918*, Warszawa: Wydawnictwo Uniwersytetu Kardynała Stefana Wyszyńskiego 2001.
- Kloch, Zbigniew, *Poezja pierwszej wojny. Tradycja i konwencje*, Wrocław: Ossolineum 1986.
- Literatura polska. *Przewodnik encyklopedyczny*, Band 1, Warszawa: PWN 1984; Band 2, Warszawa: PWN 1985.
- Maciejewska, Irena, *Inter arma. Okolicznościowa poezja polska okresu I wojny światowej*, in: *Odra* 1969, Nr. 4, S. 37–42 und Nr. 5, S. 55–61.
- Maciejewska, Irena, *Proza polska lat 1914–1918 wobec wojny światowej*, in: *Pamiętnik Literacki*, Heft 1/1981, S. 39–80.
- Milewska, Wacława/ Maria Zientara, *Sztuka Legionów Polskich i jej twórcy 1914–1918*, Kraków: Księgarnia Akademicka 1999.
- Olszewska, Maria Jolanta, *Człowiek w świecie Wielkiej Wojny. Literatura polska z lat 1914–1919 wobec I wojny światowej. Wybrane zagadnienia*, Warszawa: wydano nakładem Wydziału Polonistyki Uniwersytetu Warszawskiego 2004.
- Olentchouk, Elisabeth/ Stefan Simonek, *Die westukrainische Moderne und der Erste Weltkrieg: zur Kriegslyrik der „Moloda Muza“*, in: *Komparatistische Forschungen zu österreichisch-ukrainischen Literatur-, Sprach- und Kulturbeziehungen*, Band 4, Drohobytz–Innsbruck 2016, S. 166–179. [ohne Verlagsangabe]
- Przybylski, Ryszard, *Poezja pierwszej wojny*, in: *Literatura Polska 1918–1975*, Band 1, Warszawa: Wiedza Powszechna 1975, S. 225–235.
- Romanowski, Andrzej, „*Przed złotym czasem*”. *Szkice o poezji i pieśni patriotyczno-wojennej lat 1908–1918*, Kraków: Znak 1990.
- Szczepański, Ludwik (Hg.), *Pieśń polska w latach wielkiej wojny*, Kraków, Nakładem „Illustrowanego Kuryera Codziennego” w Krakowie 1916.
- Teslar, Józef Andrzej, *Rymy wojenne 1914–1916*, Kraków: Nakładem Centralnego Biura Wydawnictw N.K.N. 1916.
- Zimniak, Paweł, *Großer Krieg kleiner Leute. Perspektivierungen des Ersten Weltkriegs in der polnischen Literatur 1914–1920*, Göttingen: V&R unipress 2016.

- Атаманюк, Василь, *Як сурми заграли до бою...* Поезії, Віден: Накладом Волод. Найдана 1916.
- Велика Війна 1914–1918 pp. i Україна. У двох книгах*, Київ: Кліо 2014, 2015.
- Енциклопедія Українознавства. Гол. Редактор Володимир Кубійович. Перевидання в Україні*, Львів: видавництво «Молоде Життя» т. 1: 1993, т. 4: 1994, т. 5: 1996, т. 10: 2000.
- Історія української літератури XX століття у двох книгах*. За редакцією В.Г. Дончика. Книга перша, Київ: Либідь 1998.
- Кобець, Олексій, *Песни пленника*, Вена: Накладом Союза Визволення України 1917.
- Кобець, Олекса, *З великих днів*, Віден: Накладом Союза Визволення України 1917.
- Лепкий, Богдан, *Тим, що полягли 1914–1915*, Віден: Накладом Української Культурної Ради 1916.
- Лепкий, Богдан, *Твори в двох томах. Том I: Поетичні твори, прозові твори, мемуари*, Київ: Наукова Думка 1997.
- Олеся, Олександр, *Поезії. Кн. V*, Київ–Віден 1917. [ohne Verlagsangabe]
- Стрілецька Голота. Спроба антології*. Упорядник, астор вступної статті і приміток Т. Б. Салига, Львів: Каменяр 1992.
- Українські Січові Стрільці у боях та міжчассі*. Упорядники: Ігор Завалій, Олена Кис-Федорук, Тарас Лозинський, Оксана Романів-Тріска, Львів: Національний музей у Львові ім. А. Шептицького 2007.

OTHER VOICES – PROTEST AGAINST WAR AND VIOLENCE IN POLISH AND UKRAINIAN POETRY ABOUT THE WORLD WAR I

Summary

Polish and Ukrainian poetry on World War I have much in common: they were written mainly by soldier-poets, young men fighting in the Polish Legions or the Ukrainian Sich Riflemen. This poetry is, first of all, a patriotic legitimization of the war as a way of regaining political independence. Heroism and suffering for the fatherland are dominating issues. Nevertheless, besides this pathetic gesture, we can find voices that point out the horror of war and question it at all. Such criticisms are expressed by certain motives, which appear in both the Legions' and the Sich Riflemen's poetry, like: fratricide, lists from soldiers to their families at home, devastation of nature and culture, autumn and death, as well as pacifist notions. These voices do not form any dominant discourse in the poetry on World War I, but they are not to be ignored, as they mark a common place in the Polish and Ukrainian literature at this time, which has not been researched until now.

Adj. Marta Radwańska

Ievgenia Voloshchuk
(Europa-Universität Viadrina Frankfurt/ Oder)

DER UNTERGANG DES HABSBURGERREICHES
AUS DER PERSPEKTIVE EINER MODERNEN FAMILIENGESCHICHTE
(AM BEISPIEL VON JENNY ERPENBECKS ROMAN
„ALLER TAGE ABEND“)¹

ZURÜCK ZUM UNTERGANG DES IMPERIUMS

Im Bewusstsein von Millionen Osteuropäern lösten der Zusammenbruch alter Imperien und das Entstehen neuer Staaten das Gefühl des Heimatverlustes aus. Diese Erfahrung, die eines der zentralen Themenfelder der europäischen Literatur im 20. Jahrhundert ausmachte, wird in den jüngsten literarischen Familiengeschichten als ein paradigmatisches Modell sowohl für die individuelle Existenz als auch für die historischen Entwicklungen im 20. Jahrhundert schlechthin angesehen. Dabei tendieren Gegenwartsautorinnen deutlich dazu, den Zerfall der Imperien mit der Entwurzelung, Nomadisierung oder Marginalisierung der dargestellten Figuren bzw. der Familien in Zusammenhang zu bringen und durch den Verlauf der vorangehenden, ggf. auch der darauffolgenden europäischen Geschichte zu kontextualisieren.

Als ein markantes Beispiel dafür lässt sich Jenny Erpenbecks Roman *Aller Tage Abend* (2012) betrachten, in dem der lange Lebensweg einer Zeitgenossin des 20. Jahrhunderts und ihre Familiengeschichte geschildert werden. Die Erzählung, die mit der Geburt der Protagonistin im habsburgischen Galizien einsetzt und mit ihrem Tod im vereinigten Deutschland endet, fasst die wichtigsten Erschütterungen der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts zusammen: Weltkriege, der Zerfall der Imperien und das Entstehen neuer Staaten, den braunen und den roten Totalitarismus, schließlich die Wende um 1989 und die nachfolgende Etablierung einer neuen europäischen Ordnung. In dieser Aneinanderreihung historischer Wandlungen tritt der Untergang des Habsburgerreiches als ein Ereignis auf, das für den weiteren Gang der Geschichte im 20. Jahrhundert tonangebend ist. Das Wendejahr 1918 wird im Roman dabei weniger als eine klar umrissene Zäsur, vielmehr als Kulmination eines Prozesses dargestellt, der mehrere Jahrzehnte andauerte und jene historischen Transformationen aufspüren ließ, die mit der Geburt der „neuen Welt“ einhergingen.

¹ Der Beitrag wurde im Rahmen des durch die Fritz-Thyssen-Stiftung geförderten Projekts „Die Ukraine als Palimpsest: deutschsprachige Literatur und ukrainische Welt von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart“ (Az.10.16.2.041 SL) zur Veröffentlichung vorbereitet.

Dementsprechend apostrophiert die Autorin in den „österreichischen“ Kapiteln ihres Buches jene Tendenzen, die bereits während der Blütezeit des Imperiums auf sein baldiges Ende hindeuteten. Somit fungieren in Erpenbecks Buch das habsburgische Galizien um die Jahrhundertwende und das nachhabsburgische Wien am Ende der 1910er Jahre als zwei Schauplätze, auf denen sich der Verfall des Habsburgerreiches gleichermaßen abspielt.

BRÜCHE UND KONTINUITÄTEN DES SCHICKSALS EINER GALIZIERIN

Die Biografie der Protagonistin, deren Namen „Hoffmann“ der Leser erst am Ende des Buches erfährt, nimmt die Form einer Wanderung durch Zeit und Raum an, die zwischen der faktuellen und der fiktionalen Erzählperspektive oszilliert.

Erstere zeichnet sich durch eine plausibel geschilderte historische Kulisse und eine Fülle von alltäglichen Details aus. Man darf wohl behaupten, dass die Darstellung der Lebenswanderung der Protagonistin über lange Strecken als eine auf historische Faktualität ausgerichtete Narration angelegt ist, die europäische Geschichte in den Blick nimmt und, glaubt man dem Rezensenten Helmut Böttiger, „den Schmerz des ganzen Jahrhunderts durcheinanderwirbelt“.² Seine „realistische“ Authentizität verdankt der Roman nicht zuletzt den autobiografischen Quellen, aus denen Erpenbeck ihre Erzählstoffe schöpft. Zu erwähnen ist hier, dass die Lebensgeschichte von Erpenbecks Großmutter Hedda Zinner³, einer mit Lemberg biografisch verbundenen deutschen Schriftstellerin mit jüdischen Wurzeln, die auch als Schauspielerin, Kabarettistin, Journalistin und Regisseurin wirkte, als Vorlage für die Geschichte der Romanprotagonistin dient.

Gleichzeitig stilisiert die Autorin die im Roman erzählte Biografie zu einer erfundenen Geschichte. Zu diesem Zweck konstruiert sie die Romanhandlung als eine phantasmagorische Aufeinanderfolge von fünf variablen Lebensentwürfen der Protagonistin, von denen jeder einzelne mit ihrem Tod endet. So erscheint die Hauptfigur, nachdem sie als achtmonatiges Mädchen im habsburgischen Galizien gestorben ist, unversehrt im nachhabsburgischen Wien und nimmt sich hier mit 17 Jahren das Leben. Daraufhin wandert sie als linke Schriftstellerin in die stalinistische Sowjetunion aus, wo sie im Alter von 41 Jahren kurz nach ihrem Mann im GULAG umkommt. Im nächsten Teil des Buches aufersteht sie wieder in der DDR der 1960er Jahre. Da genießt sie sowohl den Ruhm einer prominenten kommunistischen Schriftstellerin als auch das Glück der von ihrem Sohn geliebten Mutter und kommt mit 60 bei einem Unfall ums Leben. Im abschließenden Kapitel verbringt sie als in Vergessenheit geratener und langsam verblödender

² Böttiger, Helmut, *Und immer wieder der Tod*, in: Zeit Online, <http://www.zeit.de/2012/44/Jenny-Erpenbeck-Aller-Tage-Abend> [abgerufen am 3.4.2018].

³ Der Hinweis darauf taucht in mehreren Buchrezensionen auf. Vgl. z.B. Kutzner, Nicole, Jenny Erpenbeck: ‘Aller Tage Abend’, in: *Glitzernde Wörter. Neue, wenige neue und alte Bücher unter der Lupe*, <https://glitzerndewoerter.wordpress.com/2013/06/25/jenny-erpenbeck-aller-tage-abend/> [abgerufen am 3.4.2018].

Star der DDR-Literatur ihre letzten Tage im Seniorenheim, wohin sie nach dem Mauerfall gebracht wurde und wo sie kurz nach ihrem 90. Geburtstag verscheidet.

Diese fragmentarischen Lebensentwürfe fügen sich zu einem vielfach gebrochenen Lebensweg zusammen,⁴ der vom „Wolfshund-Jahrhundert“ (Ossip Mandelstam) in mehrfacher Hinsicht geprägt wurde. Nichtdestotrotz tritt im Schicksal der zentralen Figur eine kontinuierliche Entwicklungslinie hervor, deren Sinn in der Konfrontation der Protagonistin mit ihrer eigenen Vergangenheit liegt.

UNTER DEM DACH DES „GROß[EN] HAUS[ES] MIT VIELEN TÜREN UND VIELEN FENSTERN“⁵

Einer der Auslöser dieser Konfrontation ist die Herkunft der Protagonistin. Im galizischen Brody geboren, wächst sie in einer Familie auf, die en miniature die habsburgische multiethnische Provinz um Jahrhundertwende repräsentiert. Die Mutter von Frau Hoffmann, der Protagonistin, stammte zwar aus einer orthodoxen jüdischen Familie, doch verzichtete sie zuerst auf die Lebensweise ihrer Vorfahren und dann auf jegliche Identifikation mit dem Judentum. In beiden Varianten ihres Lebens lässt sich das negative Modell der durch eine „verspätete“ Modernisierung der galizischen Provinz ausgelösten Assimilation des osteuropäischen Judentums erkennen. So wird in der ersten Variante („Buch I“) die junge Mutter nach dem Tod ihrer kleinen Tochter zur Prostituierten und zieht nach Lemberg hinüber, wo niemand eine Ahnung hat, „dass die Polen daran schuldig sind, dass sie sich an keinen Vater erinnert“, und keiner weiß, „dass sie ‚Der Gott und Bajadere‘ von Goethe noch immer auswendig hersagen kann“⁶. An ihre Zugehörigkeit zum Judentum erinnern von nun an nur noch die schönen kupferroten Haare und der Fluch „du jüdische Sau,“ mit dem die Freier für ihre Leistungen nicht selten bezahlt. Jedoch versucht sie die eigenen jüdischen Wurzeln auch in ihrem zweiten Lebensentwurf („Buch II“) auszublenden. Hier wird das Bild einer treuen Ehefrau und ergebenen Mutter gezeichnet, die sich aus Leibeskräften bemüht, ihre Familie vor den Bedrohungen des ansteigenden antisemitischen Hasses zu schützen. Der mütterliche Verzicht auf die eigene jüdische Herkunft erweist sich somit als eines der Leitmotive, die die Bilder des habsburgischen Galiziens vor 1914 und des nachhabsburgischen Wien nach 1918 zusammenführen.

Die Figur des Vaters von Frau Hoffmann, eines Österreichers, der nach der Absolvierung der Technischen Hochschule in Wien als ein bescheidener Eisenbahnbeamter arbeitet, personifiziert funktional wie symbolisch den die verschiedenen Kronländer verbindenden imperialen Geist, als dessen

⁴ Diese Entwicklungslinie bringt Verena Auffermann im Titel ihrer Rezension über Erpenbecks Roman – *Eine Frau, was aus ihr wurde und was hätte sein können* – treffend auf den Punkt. Vgl. Deutschlandfunkkultur, 7.04.2018, http://www.deutschlandfunkkultur.de/eine-frau-was-aus-ihr-wurde-und-was-haette-sein-koennen.950.de.html?dram:article_id=223043 [abgerufen am 4.04.2018].

⁵ Roth, Joseph, *Die Büste des Kaisers*. Novelle, in: Idem, Werke in 6 Bänden, Band 5, Romane und Erzählungen 1930–1936, hrsg. von Fritz Hackert, Köln 1990, S. 655–676, hier S. 675.

⁶ Erpenbeck, Jenny, *Aller Tage Abend*, München 2014, S. 63.

Verkörperung die berühmte Carl-Ludwig-Bahn gilt. Die Selbstidentifizierung des Helden mit dieser Verbindungsfunction, die von seiner Treue zum Imperium kaum zu trennen ist, ist wohl die Hauptstütze seiner Identität. Eine solche Selbstpositionierung, die durch alle Peripetien des Lebens unverändert ausgetragen wird, ist im Roman an Vaters Anhänglichkeit an die goldenen Knöpfe mit dem Aufdruck des Doppeladlers besonders deutlich sichtbar.

Nachdem er in „Buch I“ seine Frau, die ihrer verstorbenen Tochter nachtrauert, verlassen hat und nach Amerika geflohen ist, wo er sich mit einem fremden Namen, einer fremden Welt und einer fremden Eigenexistenz anfreunden muss, bleiben die Knöpfe mit Doppeladler das einzige Zeichen seines „Österreichertums“. Dieses wird im „Buch II“, in dem der Held seinen in vieler Hinsicht veralteten Mantel mit den goldenen Knöpfen im nachhabsburgischen Wien demonstrativ trägt, mit der unerschütterlichen Treue an die Habsburger Krone gleichgesetzt. Mehr noch: Die Beschreibung dieser Retro-Figur gilt als symbolischer Einstieg in das ganze Kapitel über Wien nach 1918:

Im Januar 1919 zeigen die goldenen Knöpfe am Mantel des Vaters immer noch den doppelköpfigen Adler und die Krone des Kaisers, dabei ist der Kaiser seit zwei Jahren tot, und die ungarische Hälfte des Adlers in Wahrheit längst auf und davon geflogen. Aber der Mantel wärmt immer noch, deshalb sitzt der Vater Tag für Tag kaiser- und königlich angetan in seinem spärlich beheizten, inzwischen demokratischen Büro im Meteorologischen Institut zu Wien, nach dem Dienst geht er dort ins sprachlich beheizte Kaffeehaus *Vindobona* auf zwei Partien Schach mit einem Freund und Kollegen, sitzt dort gleichfalls bemäntelt, und auch zu Hause am Abend legt er den Mantel nicht ab, denn das Holz, das die Mutter ein paarmal in der Woche zusammen mit der Großen aus dem Wienerwald holt, ist feucht und zischt im Küchenherd mehr, als brennt.⁷

Obwohl die gleichen Knöpfe auf die Uniform aller Eisenbahnbeamten des Habsburgerreiches aufgenäht wurden, werden sie im Leben des Vaters der Protagonistin, aber auch in ihrer ganzen Familiengeschichte zu einem Fetisch der alten Ordnung und zum Zeichen der Zugehörigkeit zum Imperium stilisiert. Nachdem die Knöpfe den Zusammenbruch des Imperiums, den Tod ihres Besitzers und sogar die Entsorgung seiner Uniformjacke überdauert haben, werden sie von der Protagonistin bis in die letzten Tage ihrer Lebenswanderungen sorgsam aufbewahrt.

Mit diesem biografischen Hintergrund setzt sich die Protagonistin auf ihrer Lebenswanderung auseinander, während sie den Weg von einer Tochter dürftiger Provinzler aus dem entlegenen Galizien zu einer gefeierten Ikone der DDR-Literatur zurücklegt.

So erweist sich der von der Mutter gezogene Schlussstrich unter ihrem Judentum als eine der Ursachen der existenziellen Krise, die das 19-jährige Mädchen in dem nach den Ersten Weltkrieg verwilderten Wien erleidet. Die Fragen danach, warum ihre jüdische Abstammung immer ausgeblendet wurde und warum sie selbst ihre jüdischen Wurzeln weiter verschweigen muss, um die durch den massiven Antisemitismus oktroyierte Rolle einer Ausgestoßenen zu vermeiden, wird zu einem der zentralen Motive für ihren Selbstmord im zweiten Kapitel und für ihre politische Karriere unter der roten Fahne im darauffolgenden Teil des Buches.

⁷ Ibidem, S. 79.

In der Sowjetunion der Stalin-Zeit, in die sie als Kommunistin vor der in Europa grassierenden braunen Pest flieht, wird ihre Herkunft – anders als in Wien – zu einer unüberwindbaren Hürde. Ihre österreichisch-ungarische Staatsbürgerschaft, ihre kleinbürgerliche Herkunft und die Kontakte mit den von der stalinistischen Diktatur als „Opportunisten“ abgestempelten Leuten sind hier Grund genug, um in die Kohorte der „Volksfeinde“ eingereiht zu werden. Aus Angst vor Verfolgung, die sie im dritten Teil des Buches in den GULAG führt und im vierten Teil zu jahrelangem Dahinvegetieren verurteilt, versucht sie, ihre eigene Herkunft zu vertuschen – genauso wie ihre Mutter einst die jüdische Abstammung leugnete. In der DDR, wo sich die Protagonistin nach dem Ende des Krieges wiederfindet, sieht sie sich dazu gezwungen, nicht nur ihre Herkunft, sondern auch die von ihr erlittenen Schrecken des Stalinschen Terrors zu verschweigen. Den literarischen Olymp besteigt sie dann als eine vorbildliche Kommunistin, die in der UdSSR eine politische Schulung durchmachte. Nach dem Mauerfall verliert eine solche Vergangenheit allerdings an Wert. Damit werden in verschiedenen Versionen der Biografie die Herkunft und die ethnische Abstammung der Protagonistin mit immer weiteren Identitätsprojekten erodiert und aus dem familiären Gedächtnis verdrängt, so dass ihre galizische Vergangenheit am Ende des Romans fast komplett erlischt. Und doch wird der galizische Ursprung der Lebenswanderung der Protagonistin nicht restlos vergessen. Ein Zeichen davon sind u.a. die von ihr sorgfältig aufbewahrten goldenen Knöpfe mit dem Abdruck des habsburgischen Doppeladlers, die die Uniform ihres Vaters während seines Dienstes als Eisenbahnbeamter in Brody zierten. Als eine der wenigen Raritäten, die von der Seniorin ins Altersheim mitgenommen wurden, bleiben sie wohl der einzige Gegenstand, das an die galizische Vergangenheit erinnert, und werden somit zum Symbol des Gedächtnisses, aber auch der existentiellen Heimkehr der Hauptfigur.

ZWISCHEN DEM UNTERGANG DER WELT VON GESTERN UND DER GEBURT DER WELT VON MORGEN

Im galizischen Kapitel schrumpft die Lebensgeschichte der Protagonistin auf ein einziges Ereignis: ihren Tod. Der Leser erfährt nur, dass das 8-monatige Mädchen aus unbekanntem Grund in ihrer Wiege erstickte. Ausführlich wird dagegen der dadurch eingeleitete Untergang der Familie beschrieben. Nach dem Tod seiner Tochter verlässt der Vater die Mutter, ohne ein Wort darüber zu verlieren, und wandert in die USA aus. Die verlassene Mutter wird zur Prostituierten und zieht nach Lemberg, um sich von ihren jüdischen Verwandten fern zu halten und ihrem neuen Beruf ungehindert nachgehen zu können. Bald sterben auch der Urgroßvater und die Urgroßmutter, die als letzte die orthodoxe jüdische Tradition in der Familie aufrechterhielten. Das Thema des Untergangs der Familie zieht sich wie ein roter Faden durch den ganzen Roman und wird im letzten Kapitel, in dem der Sohn der Protagonistin seine Mutter im Sinne des neuzeitlichen Pragmatismus ins Altersheim verbannt und sie somit der Einsamkeit

und Entfremdung ausliefert, das letzte Mal aufgegriffen. Die Zerstörung der innerfamiliären Beziehungen wird im galizischen Kapitel des Romans noch als Symptom für den Zusammenbruch der alten Wertordnung und damit des alten jüdischen Galiziens, ja der ganzen Welt von gestern inszeniert. Auf diese Weise reaktualisiert Erpenbeck den überlieferten Topos von Galizien als einer Kulisse für den Untergang des Abendlandes.

Dabei wird im galizischen Kapitel von „Aller Tage Abend“ der Niedergang der Familie als Teil einer längeren Familiengeschichte dargestellt, deren wichtigstes Ereignis das Pogrom in Brody Ende des 19. Jahrhunderts war. Während des Pogroms erschlügen polnische Nachbarn den Großvater der Protagonistin vor den Augen ihrer Großmutter mit der Axt. Die Großmutter selbst rettete sich vor ihren Verfolgern auf das Dach, stürzte aber zu Boden und entrann nur durch ein Wunder dem Tod. Einen grotesken Nachtrag zum Geschehen bildet der Kratzer, den der von Andrzej geworfene Stein am Deckel des neunten Bandes von Goethes gesammelten Werken hinterlässt. Im Kontext des Romans wird er zum Zeichen des Unvermögens des deutschen aufklärerischen Geistes angesichts der angezettelten Barbarei.

Späterhin bedingt das unaufgearbeitete Trauma des Pogroms jene Konfrontation mit der jüdischen Identität, die zur Triebkraft der Familiengeschichte für die nächsten Jahrzehnte wird. Dabei wird die Tragödie zur Quelle der Lüge, die wie ein familiäres Erbe an die jeweils nächste Generation weitergegeben wird. So verheimlicht die Großmutter der Protagonistin die Wahrheit über den Tod ihres Ehemanns, und genauso wie sie verschweigt die Protagonistin selbst ihrem Sohn die Wahrheit über seinen Vater. Diese Parallele macht deutlich, wie Traumata und Fehlentscheidungen aus der Vergangenheit die Familiengeschichte von heute mitprägen, indem sie die Matrix der künftigen Konflikte und Brüche mitgestalten.

Zugleich ist die Pogromszene ein vielschichtiger Prolog zur europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts.⁸ Einerseits kann man diese Episode als eine verallgemeinerte Botschaft über die Vernichtung des zivilisierten Mit- und Nebeneinanders durch das Rezidiv der archaischen Barbarei zusammenfassen. Aus dieser Perspektive fungiert die Beschreibung des Pogroms als eine Art Einführung in die Gewaltexzesse der nahenden Epoche von Weltkriegen und Totalitarismus. Andererseits lässt sich dieselbe Szene auch in den Kontext der Geschichte Österreich-Ungarns einordnen: Bei der Verschiebung des Betrachtungsfokus auf das habsburgische Galizien, das Erpenbeck in Anlehnung an die literarische Tradition als metonymisches Modell des ganzen Habsburgerreiches konstruiert,⁹ liest sich die Beschreibung des Pogroms als ein Vorzeichen für den eintretenden Zerfall der Donaumonarchie, der nicht zuletzt vom Ausbruch der Nationalismen ausgelöst wurde. Darüber hinaus ist die

⁸ Dazu schreibt Marek Jakubów mit Recht: „In dem bekannten Roman *Aller Tage Abend* reichen die Wurzeln der europäischen Geschichte in die galizische Provinz, in das Städtchen Brody, zurück“. Idem, *Nach der Wiederentdeckung Galiziens*, in: Małgorzata Dubrowska/ Anna Rutka (Hg.), *Reise in die Tiefe der Zeit und des Traums. (Re-)Lektüren des ostmitteleuropäischen Raums aus österreichischer, deutscher, polnischer und ukrainischer Sicht*, Lublin 2015, S. 56.

⁹ Vgl. Kłańska, Maria, *Die galizische Heimat im Werk Joseph Roths*, in: Michael Kessler/ Fritz Hackert (Hg.), *Joseph Roth. Interpretation – Kritik – Rezeption. Akten des internationalen, interdisziplinären Symposiums 1989*, Tübingen, 1990, S. 143–157.

Pogrom-Episode eine unmissverständliche und aussagekräftige Präambel zu den Verfolgungen europäischer Juden im 20. Jahrhundert¹⁰ und eine Anspielung auf die Geschichte des Holocaust.

VON BRODY BIS AUSCHWITZ

Diese drei Geschichten finden sich in den Bildern der neuen Realität zusammen, die kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs auf den Ruinen des Habsburgerreiches entstand. Als eines der wichtigsten Merkmale der neuen Epoche in dem verwüsteten und verwilderten Wien stellt Erpenbeck den schamlosen und aggressiven Antisemitismus dar, der angeblich nicht zuletzt durch den Zufluss von Juden aus dem im Krieg zerrißenen Galizien veranlaßt wurde. Wien begrüßt die geflüchteten Juden mit einer genausobrisanten Mischung aus Hass und Verachtung, die auch im ehemaligen östlichen Grenzland des Imperiums jüdische Häuser in Flammen setzte. Denn gerade zu der Zeit, als auf den Wiener Märkten die Warnschilder mit den Aufschriften „Das Berühren der Ware mit den Fingern ist strengstens verboten!“¹¹ als Schutz gegen galizische Juden aufgestellt wurden und die altangesessenen Wiener selbige Juden als „Feuer, Heuschrecken, Blutegel, Pest oder Bären, Füchse, Schlangen, Wanzen und Läuse“¹² verfluchten, breitete sich in dem von Polen eroberten Galizien die Welle der Judenpogrome aus. In der lakonischen Beschreibung eines solchen Pogroms im nachhabsburgischen Lemberg wird dieses auf das Pogrom von Brody, welches die Großmutter der Protagonistin einst erlebte, explizit zurückgeführt. In dieser Beschreibung treten polnische Legionäre als eine historisch bedingte Modifikation jener polnischen Nachbarn auf, die ehemals das jüdische Ghetto in Brody zertrümmerten: „In Lemberg haben erst kürzlich die Polen nach dem Sieg über die Ukrainer auf dem Hauptplatz gefeiert, während zwei Straßen weiter das jüdische Viertel in Brand gesteckt worden ist. Drei Nächte lang gefeiert. Jüdische Kinder, die weglaufen wollten, wurden von den Legionären in die brennenden Häuser hineingeworfen, hinter der Absperrung aber gab es Ziehharmonikamusik“.¹³

Wie im galizischen Kapitel ist auch hier die ehemalige Provinz des Imperiums der ehemaligen imperialen Hauptstadt einen Schritt voraus. Denn genauso wie früher tritt hier der Widerstreit allerlei Nationalismen mit dem multinationalen und multikulturellen Erbe des Habsburgerreiches noch schärfer hervor; die Neigung dazu, Juden zu Sündenböcken für die Missstände der alten Welt zu machen, wirkt noch anschaulicher und der Abgrund der Barbarei und des Wahnsinns tut sich noch tiefer auf. Und doch sind das ehemalige östliche Grenzland des Imperiums und die ehemalige imperiale Hauptstadt nur diesen einen Schritt

¹⁰ So liest Andree Michaelis-König den Roman wie eine Geschichte über die jüdische Flucht, vgl. idem, *Einleitung*, in: Idem (Hg.), *Auf den Ruinen der Imperien. Erzählte Grenzräume in der mittel- und osteuropäischen Literatur nach 1989*, Berlin 2018, S. 14–15.

¹¹ Erpenbeck, *Aller Tage Abend*, S. 81.

¹² Ibidem.

¹³ Ibidem, S. 120.

voneinander entfernt. Als eine Stadt auf den Ruinen des Imperiums unterscheidet sich das verödete und verwilderte Wien nämlich nur wenig vom provinziellen Brody:

In den Parkanlagen von Wien wächst in den Sommern das Gras kniehoch, auf freien Plätzen werden Karotten angebaut, Erdäpfel und Rüben, die Landschaft wischt über Wien hin, verwischt die Stadt. [...] Der Arenbergpark unterscheidet sich im Sommer kaum noch von den Auen um Brody kurz vor der russischen Grenze, nur ist sie inzwischen erwachsen und hat andres zu tun, als sich eine Haselgerte zu brechen und das Gras niederzuschlagen, wenn sie querfeldein geht, wie sie es damals getan hat, um den Rand der Palatschinke nicht zu übersehen.¹⁴

Wie ein Körnchen unter den glühenden Trümmern des Habsburgerreiches fühlt sich im Nachkriegswien auch die Familie der Protagonistin. Glaubt man dem zweiten Abschnitt der Biografie, so wählt die Mutter der Protagonistin, nachdem die ganze Familie 1908 von Brody nach Wien übersiedelt war, die Wohnung ausgerechnet in jenem Haus, wo die Figur des Doppeladlers über dem Eingang wie ein Schutzengel schwebte. Beim Einzug streichelte sie diese Figur in der naiven Hoffnung, dass der Doppeladler ihre Familie schützen und ihr Glück bringen würde. Bei einem späteren Blick kommt der Großmutter, die ja das Pogrom überlebt hatte, anderes in den Sinn:

Vielleicht ist der Adler am Anfang des Hauslaufs in Wahrheit doch eher ein Geier und wartet seit Jahren nur auf ihren Abgang, sie jedenfalls hält seit Jahren dagegen und verweigert ihm die Verwandlung ihrer Familie in Fraß, dazu braucht sie aber all ihre Kraft – die, die sie hat und auch die, die sie nicht hat.¹⁵

Die Mühe und die Hoffnungen der Großmutter können aber ihre Familie genauso wenig abschirmen wie damals beim Pogrom in Brody. Angesichts des anschwellenden Antisemitismus im Nachkriegswien wird die Lage der Familie immer prekärer. Der Kampf gegen die Vergangenheit und vor allen Dingen gegen die eigene jüdische Identität frisst sowohl die innerfamiliären Beziehungen, als auch das ganze Familienleben allmählich an. Um die eigenen jüdischen Wurzeln zu vertuschen, sperrt die Mutter der Protagonistin die Großmutter ein, deren Zugehörigkeit zum „Hause Davids“ sich kaum verhehlen lässt, und verschweigt vor den eigenen christlich erzogenen Töchtern ihre jüdische Abstammung. Durch all das wird sie aber selbst in einen schweren inneren Identitätskonflikt dermaßen hineingezogen, dass ihr Mann zu dem trostlosen Schluss kommt, sie sei „in ihre mosaische Herkunft eingesperrt [...] wie in einen Käfig und [lief] sich nun zwischen den Stäben wund [...].“¹⁶

Aus der letzten Fassung der Biografie erfährt der Leser, dass die Großmutter, die Mutter und die jüngere Schwester der Protagonistin in den 1940er Jahren nach Osteuropa deportiert und in dortigen Lagern vernichtet wurden. Dadurch schließt sich der historische Kreis zwischen dem habsburgischen Brody, dem posthabsburgischen Wien und dem national-sozialistischen Auschwitz.

¹⁴ Ibidem, S. 81.

¹⁵ Ibidem.

¹⁶ Ibidem, S. 96.

SCHLUSS MIT ARKADIEN

Mit ihrem galizischen Kapitel rekurreert Erpenbeck sowohl auf den Mythos Galizien als auch auf die bekanntesten Galizien-Darstellungsmuster der deutschsprachigen Literatur.

So weckt die selbst zum literarischen Mythos gewordene Stadt Brody unzweideutige Assoziationen mit dem halbmelancholisch-halbidyllischen Bild des Heimatortes von Joseph Roth, diesem „Homer des versunkenen habsburgischen Galizien“.¹⁷ Zugleich sind in Erpenbecks galizischem Kapitel die Motive aus den Werken von Karl Emil Franzos erkennbar, eines Autors, der sich des Rufs eines Entdeckers Galiziens erfreute. Genauso wie ihre literarischen Vorfänger apostrophiert die Autorin das multinationale Gepräge der galizischen Kleinstadt. Ebenso wie Roth und Franzos liefert sie eine detaillierte Beschreibung vom Alltag der Juden, die in diesem gottverlassenen Nest ihr Leben nach den jahrtausendealten Vorschriften ihrer Vorfahren einrichten. Wie ein Zitat aus Roth, der die kupferroten Haare bekanntlich als Kennzeichen der galizischen Juden identifizierte,¹⁸ klingt ein ähnlicher Hinweis in „Aller Tage Abend“, der sich auf das Äußere von jüdischen Familienangehörigen der Protagonistin bezieht. Wie eine Anspielung auf Franzos‘ Erzählung „Schiller in Barnow“ sieht Erpenbecks Idee aus, neben dem typisch jüdischen rituellen Inventar wie Menora oder die Fußbank für die jüdische Trauerzeremonie auch die gesammelten Werke von Goethe als Teil der jüdischen Lebenshaltung aufzuführen.

Doch im Gegensatz zur traditionellen Verherrlichung der multinationalen Idylle im habsburgischen Galizien betont Erpenbeck die realen Widersprüche des ethnischen Nebeneinanders. So tritt etwa in der Darstellung des Pogroms von Brody, die für das galizische Kapitel, wie oben angedeutet, zentral ist, die unheilvolle Realität, die hinter dem Mythos von der glücklichen Koexistenz der Völker unter der Habsburger Krone verborgen blieb, mit schonungsloser Schärfe hervor.

In Anlehnung an Roths literarische Topografie bezeichnet Erpenbeck Brody als das „letzte Bollwerk“ des Habsburgerreichs an der Grenze zum Russischen Imperium. Auch die Eltern der Protagonistin aus „Aller Tage Abend“ empfinden sich – Roths Galiziern nicht unähnlich – als Bewohner einer Grenzstadt am Rande des großen Imperiums. So erzählt die Mutter der Protagonistin, „[...] dass sie als Kind lange Zeit überzeugt war, die Welt sei flach wie eine Palatschinke, und gerade sie, wie auch die anderen Bewohner der Grenzstadt, seien an den äußersten Rand dieser Palatschinke gestreut, ein Körnchen Zucker. Hatte sie sich in der Umgebung des Städtchens verirrt, war ihre einzige Angst, dass sie der Grenze zu nahe kam und plötzlich über den Rand fiel. [...] Dabei war ihr Horizont, wie sie später in der Schule erfuhr, nichts weiter als eine gedachte Linie, die sich

¹⁷ Schmidt-Dengler, Wendelin. *Eksperiment Halychyna – Jozef Rot v istorijah nimec’koi’ ta avstrijs’koi’ literatury*, in: Tymofij Havryliv (Hg.), *Fakt jak eksperiment. Mehanizmy fikcionalizacii’ dijsnosti u tvorah Jozefa Rota*. Studiji avstrijs’koi’ literatury, Band 3, Lviv 2007, S. 42.

¹⁸ Vgl. Roth, Joseph, *Reise durch Galizien*, in: Idem, Werke in 6 Bänden, Band 2, *Das journalistische Werk 1924–1928*, hrsg. von Klaus Westermann, Köln 1990, S. 283.

über Russland hinzog“.¹⁹ Das Bild eines Körnchens, das sich entweder am Rande befindet oder über den Rand fällt, wird sich auch weiterhin in verschiedenen Kontexten wiederholen, bis es die Bedeutung eines Archetyps der Grenzexistenz gewinnt, der aus der Familiengeschichte nicht mehr wegzudenken ist.

Mit ihrer offensichtlichen Dekonstruktion des Galizien-Mythos²⁰ verschiebt Erpenbeck den Darstellungsfokus von dem Wendejahr 1918 auf die kontinuierliche Selbstzerstörung des Habsburgerreiches, die im Roman vor allem auf die zwischenethnischen Auseinandersetzungen und Konflikte zurückgeführt wird. Dabei wird der langsame Untergang des multinationalen Imperiums als Auslöser der Nomadisierung bzw. der Marginalisierung von dessen Angehörigen dargestellt, die im Laufe des 20. Jahrhunderts immer weiter fortschreitet und daher eine paradigmatische Bedeutung gewinnt.

*

Aus mehreren Varianten der Biografie der Protagonistin ergibt sich eine mehrfach gebrochene und doch stringent verlaufende Erzählung über den Weg der Zeitgenossin des 20. Jahrhunderts durch die Peripetien der Zeitgeschichte. Dieser Weg, der 1902 seinen Anfang nahm und 1992 beendet wurde, spiegelt die Geografie der Lebenswanderungen einer Frau wider, die, entwurzelt und vom Wind der Geschichte getrieben, aus aller Kraft versucht, Fuß zu fassen in jener historischen Realität, in der unter den Fahnen einer mehrfach versprochenen „besseren Welt“ politische Karten immer wieder umgezeichnet werden. Dies fällt ihr umso schwerer, als durch solche Umkartierungen die bis dato gültigen Werte und Orientierungen zerstört und somit auch jede Hoffnung darauf begraben wird, dass man sein eigenes Leben nach freier Entscheidung gestalten und sein eigenes Glück auf halbwegs festem Boden bauen kann.

Obwohl sich die galizische Vergangenheit allmählich aus der Sicht des Lesers verschwindet, zieht sich die galizische Spur durch alle Lebenswanderungen der Protagonistin. In diesem Sinne ist es wohl kein Zufall, dass am Ende des Romans eine symbolträchtige Rückbesinnung auf die Ursprünge inszeniert wird. Dies passiert dann, wenn die Protagonistin als alte Dame, die einst überzeugte Kommunistin und eine Legende der DDR-Literatur war, eine Schachtel voll mit goldenen Knöpfen von der Uniform ihres Vaters im Schoss hält und sich als treuer Major der k. und k.-Armee meldet, der sich marschfertig gemacht hat. Eine derart ironische Zusammenfassung sowohl des Lebensweges der Protagonistin als auch des ganzen 20. Jahrhunderts markiert den neuen Ausgangspunkt der europäischen Geschichte, in dem die Erinnerung an das alte Europa von den Herausforderungen, die vor dem Europa von heute stehen, kaum zu trennen ist.

¹⁹ Erpenbeck, *Aller Tage Abend*, S. 37.

²⁰ Vgl. dazu Hüchtker, Dietlind, *Der „Mythos Galizien“.* Versuch einer Historisierung, in: *Die Nationalisierung von Grenzen. Zur Konstruktion nationaler Identität in sprachlich gemischten Grenzregionen*, hrsg. von Michael Müller/ Rolf G. Petri, Marburg, S. 81–107.

BIBLIOGRAFIE

- Auffermann, Verena, *Eine Frau, was aus ihr wurde und was hätte sein könne*, in: Deutschlandfunkkultur, 7.04.2018, http://www.deutschlandfunkkultur.de/eine-frau-was-aus-ihr-wurde-und-was-haette-sein-koennen.950.de.html?dram:article_id=223043 [abgerufen am 4.4.2018].
- Böttiger, Helmut, *Und immer wieder der Tod*, in: Zeit Online, <http://www.zeit.de/2012/44/Jenny-Erpenbeck-Aller-Tage-Abend> [abgerufen am 3.4.2018].
- Erpenbeck, Jenny, *Aller Tage Abend*, München: btb, 2014.
- Hüchtker, Dietlind, *Der „Mythos Galizien“: Versuch einer Historisierung*, in: *Die Nationalisierung von Grenzen. Zur Konstruktion nationaler Identität in sprachlich gemischten Grenzregionen*, hrsg. von Michael Müller/ Rolf G. Petri (=Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung 16), Marburg, S. 81–107.
- Jakubów, Marek, *Nach der Wiederentdeckung Galiziens*, in: Małgorzata Dubrowska/ Anna Rutka (Hg.), *Reise in die Tiefe der Zeit und des Traums. (Re-)Lektüren des ostmitteleuropäischen Raums aus österreichischer, deutscher, polnischer und ukrainischer Sicht*, Lublin: Wydawnictwo KUL, 2015, S. 55–67.
- Kłańska, Maria, *Die galizische Heimat im Werk Joseph Roths*, in: Michael Kessler/ Fritz Hackert (Hg.), *Joseph Roth. Interpretation – Kritik – Rezeption. Akten des internationalen, interdisziplinären Symposions 1989*, Tübingen, 1990, S. 143–157.
- Kutzner, Nicole, Jenny Erpenbeck: ‘Aller Tage Abend’, in: *Glitzernde Wörter. Neue, wenige neue und alte Bücher unter der Lupe*, <https://glitzerndewoerter.wordpress.com/2013/06/25/jenny-erpenbeck-aller-tage-abend/>, [abgerufen am 3.4.2018].
- Michaelis-König, Andree, *Einleitung*, in: Idem (Hg.), *Auf den Ruinen der Imperien. Erzählte Grenzräume in der mittel- und osteuropäischen Literatur nach 1989*, Berlin: Neofelis Verlag, 2018, S. 7–28.
- Roth, Joseph, *Die Büste des Kaisers. Novelle*, in: Idem, Werke, Band 5: *Romane und Erzählungen 1930–1936*, hrsg. von Fritz Hackert, Köln: Kiepenheuer & Witsch 1990, S. 655–676.
- Roth, Joseph, *Reise durch Galizien*, in: Idem: Werke in 6 Bänden, Band 2, *Das journalistische Werk 1924–1928*, hrsg. von Klaus Westermann, Köln: Kiepenheuer & Witsch 1990, S. 281–292.
- Schmidt-Dengler, Wendelin, *Eksperiment Halychyna – Jozef Rot v istorijah nimec’koi’ ta avstrijs’koi’ literatury*, in: Tymofij Havryliv (Hg.), *Fakt jak eksperiment. Mehanizmy fikcionalizacii’ dijsnosti u tvorah Jozefa Rota*, Studiji avstrijs’koi’ literatury, Bd. 3, Lviv 2007, S. 197–217.

THE FALL OF HABSBURG EMPIRE FROM THE PERSPEKTIVE OF A MODERN FAMILY HISTORY (ON THE EXAMPLE OF JENNY ERPENBECK’S NOVEL *ALLER TAGE ABEND*)

Summary

Since the cultural “rediscovery” of the former eastern outskirts of the Habsburg Monarchy, Galicia has not left being literary fashion. Writers try to explore this significant place of memory (*Erinnerungsort*) of European cultural history, tending to arrange the literary myth of Galicia as an overarching narrative, in which the force fields of European history are merging. A striking example of such kind of literature is Jenny Erpenbeck’s novel *Aller Tage Abend* (2012). Praised by the critics, the text tells at the same time an autobiographical and fictional family history during the 20th century.

In the article it is described how all central areas of the family history are influenced by the repressed Galician past, namely the protagonist's lifestyles, the fate of her family, and, finally, her confrontation with the 20th-century history. The focus is on the basic components of the Galician experience, which was initially constituted by the way of living of Jewish diaspora in Habsburg Galicia and, later on, by the emigration of the family to Vienna. Furthermore, connections between Erpenbeck's concept of the Galician past and the literary myth of Galicia are examined.

Marcos Silber
(University of Haifa)

POLAND? BUT WHICH? JEWISH POLITICAL ATTITUDES TOWARD THE POLISH STATE IN FORMATION DURING WORLD WAR I

What kind of a country are we talking about when we speak of Poland from the perspective of the organized Jewish political trends among Jews in Poland? What should the scope of the new Polish state be in their view? What kind of relations should Poland have with neighbouring states as well as within, among its various populations and societies?

This paper examines the various answers Jews proposed in a period of liminality – the interval between two stages and two distinct situations: the imperial order (Austrian and Russian) and the Polish national state. It describes Galicia and the Congress Poland from 1914 to 1918 when the territory was shared by different empires and nations and its fate was far from clear. It considers the changing attitudes of different political groups among the Congress Poland and Galician Jewry during the World War I regarding the future of the Polish lands. It takes into consideration the effects of inter-ethnic (mainly Polish-Jewish) relations as well as the influence of the government and the impact of these factors on the political orientation of the main Jewish political groups toward Polish statehood during the war years, and also the forms this orientation assumed at the end of the war *vis-à-vis* the increasingly violent anti-Jewish atmosphere.

WITH THE OUTBREAK OF THE WAR

The Jews of Galicia, like most of the Polish parties there, took a position in favour of the Austro-Polish solution. Leaders of the Jewish communities in Galicia, on behalf of the Jewish inhabitants, expressed their full support for the efforts of the NKN (Naczelny Komitet Narodowy – The Supreme National Committee) and Polish claims concerning the unification of the Kingdom of Poland with Galicia in the reformed Empire. This was in total concord with a well-kept loyal attitude towards Austria.¹

¹ Konrad Zieliński, *Stosunki polsko-żydowskie na ziemiach Królestwa Polskiego w czasie pierwszej wojny światowej* (Lublin, 2005), 108.

In many Jewish communities, prayers were held for Polish independence and Jews participated solemnly in patriotic demonstrations. While in western Galicia these events were organized by communities, in eastern Galicia, where Ukrainian feelings had to be taken into account, they were arranged by individuals. Jewish youth and political activists participated in the Polish armed effort. Among Jewish volunteers, those coming from Jewish families with a tradition of being engaged in Polish national life, most of them merchants, professionals and craftsmen stood out. They often joined the Riflemen's Association (Związek Strzelecki) and the Strzelec Society.² Because of their socio-economic background, many of them worked in the Legions' workshops, warehouses, administration and health care units. Jews cooperated with local representatives of the NKN, especially in the financial and commercial fields. They helped to acquire textiles and food for the Polish Legions at special, low prices in different cities across Galicia. West Galician Jewish craftsmen volunteered to work in the Legion workshop in Cracow, Oświęcim and, later on, in Piotrków. Like their Catholic peers, Jews donated goods and money to support Polish armed action. For instance, merchants from Rzeszów donated textiles and wool; Jewish artisans from Sanok or Tarnobrzeg sewed voluntarily uniforms, pouches and shoes.³

The rise of Polish nationalism and anti-Semitism during the years preceding World War I, and especially during the war, caused the outflow of Jewish youth from the Polish national movement. The leading sector among the Jewish society in Galicia and Congress Poland, the integrationist camp (often called the assimilationists), which maintained that Jewish cohesion stemmed from adherence to Judaism, thinned, its members turning toward a rising Jewish nationalism, especially Zionism. For them, the Jews were a modern nation, and deserved national rights in the lands of their dispersion.⁴ Those who remained in the integrationist camp generally identified with the Polish nation, often considering themselves Poles of the Mosaic faith. As part of the Polish nation, however, they insisted that Polish Jews deserve complete equality and should be fully integrated into Polish life, both socially and linguistically. The leaders of this camp were determined to combat the rising appeal of Jewish nationalism in Galicia and were deeply engaged in a struggle against Jewish national demands. Without giving up the fight for complete civil equality, they opposed claims for national minority rights for the Jewish population in a future, reshaped and united Galicia and the Congress Poland.

² Władysław Konic, "Żydzi w Legionach (1914–1917)," in: *Żydzi w Polsce Odrodzonej. Działalność społeczna, gospodarcza, oświatowa i kulturalna 2*, eds. Ignacy Schiper, Aryeh Tartakower, Aleksander Hafftko (Warsaw, 1936), 542–549; Zygmunt Zygmuntowicz, "Żydzi w Legionach Józefa Piłsudskiego," in: *Żydzi w służbie Rzeczypospolitej 1, 1918–1939. Żydzi bojownicy o niepodległość Polski*, ed. Andrzej Krzysztof Kunert (Warsaw, 2002), 163.

³ Alojzy Zielecki, "Żydzi w polskim ruchu niepodległościowym w Galicji przed pierwszą wojną światową i w czasie jej trwania," in: *Żydzi w Małopolsce. Studia z dziejów osadnictwa i życia społecznego*, ed. Feliks Kiryka (Przemysł, 1991), 289–296; Zieliński, *Stosunki polsko-żydowskie na ziemiach Królestwa Polskiego w czasie pierwszej wojny światowej*, 302–309.

⁴ Ezrah Mendelsohn, *Zionism in Poland: The Formative Years, 1916–1926* (New Haven, 1981), 24–36, 43–45, 50–54, 73.

Galician Jewish leaders from the integrationist camp (Jewish delegates in the Austrian Reichsrat and the Galician Landtag and the presidents of the major Jewish *Kultusgemeinde* in Galicia – Lviv, Cracow and Przemyśl), signed a statement printed on July 9, 1915, in *Polen*, the NKN's German-language journal.⁵ It expressed a commitment to the Polish national plan, the Austro-Polish solution, and called for “genuine” equal rights for the Jews so that they could be part of the economy and society “in all areas of Polish national culture”. The statement was finished with an unequivocal declaration that “we see in Poland’s liberation [...] the only way to rightly and favourable solve the Jewish question in Poland”.⁶ The drafters’ intention was twofold: to stress that only resolution of the Polish question in a Polish political entity would solve the Jewish question and to insist that the Jewish question was subordinate to the Polish question.⁷ Despite the fact that all the signers had come from the same camp (the statement was not signed by the leaders of the huge Orthodox population in Galicia, or by the Jewish nationalists), they did claim to speak on behalf of all of Austro-Polish Jews.⁸

Those who had been excluded from the statement expressed their disagreement with the integrationist discourse behind it. The Jewish nationalists, the Zionist and the Zionist Socialists (*Poale Tsiyon*⁹), stated that those signers represented only a small sector of the Galician Jewry. Polish statehood, as imagined by the proponents of the Austro-Polish solution, was not questioned. The question was not: “Poland, yes or no?”, but: “which kind of Poland?”. The Jews, it was maintained, need more than empty words about equal rights. They need a mechanism to ensure them and they demand recognition for the Jewish culture and language. The *Poale Tsiyon* movement stated as their answer that “Poland will be free only if it is free from within, if it is built on a democratic basis and freedom for all the nations inhabiting it”.¹⁰

THE OCCUPATION OF THE POLISH KINGDOM BY THE ARMIES OF THE CENTRAL POWERS

The attitude of Jewish political circles toward the future Polish statehood was becoming more and more relevant after the occupation of the Congress Poland by the central powers during the summer of 1915. In February 1916, with the active assistance of a moderate integrationist Samuel Goldflamm, a senior

⁵ “Erklärung”, *Polen* (July 9, 1915), 20–22.

⁶ “Erklärung”, *Polen* (July 9, 1915), 21–22. On the petition and drafting of it, see: Henryk Piasecki, *Żydowska Organizacja PPS, 1893–1907* (Wrocław, 1978), 311–313.

⁷ Ibid. and Władysław Leopold Jaworski, *Diariusz 1914–1918*, ed. Michał Czajka (Warsaw, 1997), 38.

⁸ See: “Erklärung”, *Neue Freie Presse*, July 15, 1915.

⁹ Zionist Socialists, who sought to create Jewish national home in Palestine, but also advocated national-minority rights for diaspora Jews.

¹⁰ Lavon Archives (Tel Aviv), 11-III-JAK, “Zu den polnisch-jüdischen Beziehungen”, September 1915, 1–5; “Yehudei ha-Mizrakh”, *Hatsfira*, January 6, 1916; Sch. Rudel, “Poale Zion in Oesterreich während des Krieges”, *Der jüdischer Arbeiter*, December 1923, 31. In German and Hebrew.

leadership of various Jewish ideological camps was convened in Warsaw. The aim was to unite the Polish Jewish leadership behind a common program expressing the Jewish leadership's attitude toward a future Polish state as well as the status of Jews in it. The meeting, which took place in Warsaw, attracted representatives of all the main four Jewish socio-political camps: the integrationists, the nationalists, the socialist workers, and the Orthodox.¹¹ The integrationists, though well-organized before 1914, had slowly and continuously declined during the course of the war. The thriving nationalist camp led by the Zionists was highly organized, strong in its demands of national autonomy or minority rights, but lacking constituents' respect due to the weak leadership.¹² The Jewish workers' camp, especially the Bund, the largest Jewish workers' party in the Congress Poland, although relatively small, had increased greatly its strength during the war.¹³ The fourth camp, the Orthodox, saw the Jews as religion-based people, not a modern nation. Though the largest of the four camps, the Orthodox party was politically in its infancy. Its political consolidation occurred during the war thanks to the intervention and the patronage of the German Orthodox establishment, which inspired the organization of a full-fledged political party that later became *Agudas Isroel*.¹⁴ The meeting focused on drafting a minimalist platform, common to all the represented sectors.

The well-known integrationist Stanisław Kempner, a very active and influential political figure, the editor of *Nowa Gazeta*, proposed a declaration reflecting a vision of the Jews' status in the future Polish state:

We disagree with any use of political pressure to force assimilation on the Jewish masses. Nonetheless, we recognize that the masses are entitled to benefit from educational methods compatible with their needs. Therefore, we agree in principle with the idea of guaranteeing in the constitution [of the future Polish state] the legal status of the Supreme [Jewish] National Council [to deal with] matters of culture – in other words, a body to organize the education of Jewish youngsters and the development of the Jewish culture based on the right of linguistic self-determination following the relevant statistics in the Jewish population census. This idea will be accepted only if realized within the framework of an independent constitution for Poland. Under no circumstances should it contradict or hinder voluntary assimilation and the inculcation of civic duties toward the Polish homeland and the Polish political ideal among the Jewish masses. Needless to say, the Jews of Poland, regardless of their self-definition with respect to language, will enjoy unexceptionally full and constitutionally guaranteed civil equality.¹⁵

¹¹ For a comparative study of the camps, see: Ezrah Mendelsohn, *On Modern Jewish Politics* (New York, 1993), 4–35; Aleksander Hafftka, “Żydowskie stromnictwa polityczne w Polsce Odrodzonej,” in: *Żydi w Polsce Odrodzonej. Działalność społeczna, gospodarcza oświatowa i kulturalna* 2, eds. Ignacy Schipper, Aryeh Tartakower, Aleksandr Hafftka (Warsaw, 1937), 249–285; Aleksander Guterman, *Kehilat Varsha bein Shtei Milhemot ha-Olam, Otonomiya Leumit b-kvalei ha-Hok ve-ha-Metziut, 1917–1939* (Tel Aviv, 1997), 98–132.

¹² Mendelsohn, *Zionism in Poland: The Formative Years, 1916–1926*, 24–36, 43–45, 50–54, 73.

¹³ Bina Garncarska-Kadary, *Bechipusei dereh: Poalei Tsion smol befolin ad milhemet haolam ashnaya* (Tel Aviv, 1995), 21–44; Gertrud Pickhan, *Gegen den Strom, der allgemeine jüdische Arbeiterbund 'bund' in Polen 1918–1939* (Stuttgart-München, 2001), 13–69.

¹⁴ Mordechai Breuer, “Rabanim Doktorim be-Folin bi-Zeman ha-Kibush ha-Germani (1914–1918)”, *Bar-Ilan* 24–25 (1989), 117–153; Gershon C. Bacon, *The Politics of Tradition: Agudat Yisrael in Poland, 1916–1939* (Jerusalem, 1996), 34–46.

¹⁵ “Sitzung im Hause des Dr. Goldflamm am 3. Februar 16 um 8 1/2 Uhr”; Polish version of the declaration states: “Jesteśmy jednak dalecy od zalecania przymusowej asymilacji politycznej

To the opposite of what might have been expected, Kempner's statement recognized the Jews as a national minority and demanded Jewish cultural autonomy while also insisting on constitutional guarantees to ensure continuity. It emphasized that his circle did not consider the Jews a nation, nor did it foresee the development of Yiddish. According to this view, assimilation based on cultural progress was the answer to the Jewish question; this process needed no artificial outside intervention.¹⁶ However, Kempner was ready to support some mild demands for cultural autonomy, but only in the future Polish state, on condition that it would not hinder civic equality and the integration or assimilation of those Jews who desired it. All of this presupposed naturally that the Polish question would be resolved within the framework of an autonomous Polish entity, probably envisaged as a result of the Austro-Polish solution.

The declaration was accepted by the representatives of the other political camps and along with brief statements that a free and democratic Poland would not impose any particular language in compulsory education and that Jews recorded in the census as Yiddish speakers would be able to attend Yiddish schools.¹⁷

So, in addition to the Folkists, the Zionists, and the Bundists that demanded minority rights before the war had broken out, people who had not supported autonomy now also began calling for mechanisms to protect the Jewish minority against the arbitrary will of the majority. Some figures, as the above-mentioned Samuel Goldflam or Leon Berenson, central figures in Jewish Warsaw of the so-called “neo-assimilationist camp”, joined the call for granting of some special rights, issuing declarations in support of collective rights to protect the Jews from dispossession.

The declaration appeared in *Nowa Gazeta*, the organ of the liberal integrationist Jewish Warsaw camp, often the mouthpiece of the Congress Poland's integrationists. *Nowa Gazeta* published also articles endorsing the autonomists' complaints against discrimination. In private discussions, other figures in this camp also addressed the need for a legal mechanism of minority

względem mas żydowskich. Uznajemy przytem, że masy korzystać muszą z metod wychowawczych, zastosowanych do ich wewnętrznej potrzeby.

Z tych względów jesteśmy zdania, że w zasadzie przyjąć można pomysł konstytucyjnie i prawnie zauważanej zwierzchniczej rady narodowo-kulturalnej, jako organu, który oprze nauczanie i wychowanie kulturalne młodzieży żydowskiej na podstawach językowego samookreślenia i na stosownej rejestracji ludności żydowskiej.

Przyjęcie tego projektu zależne jest jednak od warunku, że koncepcja taka może zostać urzeczywistniona dopiero w ramach samodzielnej konstytucji polskiej i że nie będzie ona hamowała ani rozwoju dobrowolnej asymilacji, ani zaszczepienia masom żydowskim zarówno obowiązków obywatelskich wobec ojczyszny polskiej jako też politycznej idei polskiej.

Samo się przez się rozumie, że żydzi w Polsce bez względu na ich językowe samookreślenie, korzystać będą z zupełnego równouprawnienia obywatelskiego, które znajdzie bezwzględnie gwarancję w przepisach konstytucyjnych”. APwK, NKN 147, “Narady w sprawie żydowskiej w Polsce” February 5, 1916.

¹⁶ “Sitzung im Hause des Dr. Goldflamm am 3. Februar 16 um 8 1/2 Uhr”.

¹⁷ The paper added that “representatives of the Polish club in Vienna, representatives of the CKN, and other [Polish] democratic groups” agreed with the principles of the declaration. Politisches Archiv des Auswärtiges Amt (Berlin), WK, No 20c, Bd. 5, “Vorschläge zur Regelung der Stellung der Minderheiten im Zukünftigen polnischen Gemeinwesen” (1916 August).

rights to establish true equality. Demanding measures that would eliminate discriminatory policy ones and guarantee access to state resources, they acted at home and abroad to enforce the collective defense of their rights.

Nevertheless, the analysis of the 1916 summit suggests that the capacity for internal Jewish agreement was influenced decisively by external interests – those of the German occupiers, the Polish conservatives of Galicia, and the Austrian Foreign Office. When joint leadership or comprehensive Jewish demands served these elitist circles, the above mentioned German, Polish, or Austrian elements supported Jewish consolidation. When Jewish unity undermined their agenda, they thwarted even minimal agreements. Thus, to understand the division or unity among the Jews of Poland, it is insufficient to look at the politics, ideologies, or organization of the various Jewish camps. However important these factors might have been, one must also examine how the ruling administration related to the cohesion or division within Jewish society.

The crystallization of this minimal program underlines the consent and approval among broad Jewish political circles in the Congress Poland that the desired Polish state would guarantee full civic equality and offer conditions for the preservation of Jewish heritage and language, counselling neither assimilation nor nationalisation.

THE WARSAW MUNICIPAL COUNCIL

On May 3, 1916, many Jews in the Congress Poland and Galicia shared the celebration of Constitution Day with many others, demonstrating their support for the renaissance of a Polish state. With great pomp, a festive prayer was held at the bulwark of the Warsaw integrationists, the Synagogue on Tłomackie St. The Zionist rabbi Shmuel Poznański delivered a sermon dedicated to the significance of 1791. It was rich in Polish patriotism, stressing the good intentions of the constituents towards the Jews. Poznański emphasized the meaning of the past in shaping the future Polish state. When liberated and independent, he claimed, Poland should follow that masterful example and not forget the days of oppression and suffering. It should follow in the footsteps of the noble past, rejecting injustice and discrimination, incorporating the Jews as citizens with equal rights.¹⁸

In spite of demonstrations in favour of the re-establishment of a Polish state, like the above mentioned ceremony, the deep and intensive ethnification of the population prevented any possibility of establishing an integrative and multi-ethnic electoral list for the elections to the Warsaw municipality scheduled for early summer 1916.¹⁹ Although the elections (based on a *curiae* system) did not

¹⁸ *Mowa wygłoszona w Synagodze na Tłomackim w Warszawie ku upamiętnieniu Rocznicy 3-go Maja Przez Dr. Samuela Poznańskiego* (Warsaw, 1916).

¹⁹ Paul Roth, *Die politische Entwicklung in Kongresspolen während der deutschen Okkupation* (Leipzig, 1919), 35; Czesław Kozłowski, *Działalność polityczna koła międzypartyjnego w latach 1915–1918* (Warsaw, 1967), 97–99; Piotr Wróbel, “The First World War. The Twilight of Jewish Warsaw,” in: *The Jews in Warsaw: A History*, eds. Władysław Bartoszewski, Antony Polonsky

comprise national but socio-economic groups, Warsaw's population (especially the non-proletarian part) was rather divided along ethno-national lines, i.e. Polish or Jewish.

The Polish population organized itself into two electoral committees while most political groups in the Jewish public sphere (mainly the Orthodox, Zionist, neo-assimilationist) formed the United Jewish Electoral Committee (*Fareynikte yidishe vahl komitet*).²⁰ Despite their authority being limited mainly to decisions concerning the municipal budget and city management, the council was widely viewed as the embryonic parliament of a future Polish state which main goal was to raise the question of Poland's independence. Polish political circles argued that the municipal elections should be bypassed. Instead, all circles desiring representation on the council should distribute the places among themselves, without consulting the electorate. The United Electoral Committee of All-Polish Parties was established and it proposed that the United Jewish Electoral Committee presents a single electoral list, making elections in all but the sixth curia unnecessary. The purpose of this ploy was to show the German occupier that the population was united in its main demand: Poland's liberty from the yoke of occupation.²¹

The Polish political leadership in Warsaw informed the Jewish representatives there that since the city council represented all "Polish" interests, the number of Jewish representatives could not reflect the true proportion of Jews in the city. In exchange for their inclusion as political partners, they have to forfeit half of their representation in this local political institution. Most members of the Jewish committee accepted the compromise as an expression of solidarity between the Polish and Jewish public, a fact that would improve relations between the two major ethnic groups in the city.²²

But, not all leaders of the Jewish community accepted this rationale. Different groups, especially those organized around Noah Prylucki and his Folkists (Jewish nationalists demanding personal autonomy for Jews in the Diaspora), saw it as an excessively far-reaching compromise and an overly large concession²³

(Oxford, 1991), 284; Piotr Wróbel, "Przed odzyskaniem niepodległości," in: *Najnowsze dzieje Żydów w Polsce, w zarysie (do 1950 roku)*, ed. Jerzy Tomaszewski (Warsaw, 1993), 13–142; "Wahl einer autonomen Stadtverwaltung in Warschau," in: *Neuen Freie Presse*, April 3, 1916; Konrad Zieliński, "Stosunki polsko-żydowskie w Królestwie Polskim w czasie I wojny światowej na przykładzie działalności rad miejskich," in: *Kwartalnik Historii Żydów* 206 (2003), 169–171; idem, *Stosunki polsko-żydowskie na ziemiach Królestwa Polskiego w czasie pierwszej wojny światowej*, 265.

²⁰ Chaya Meller, "Mifleget ha-Folkistim (Folks Partey) be-Polin 1915–1939" (an unpublished PhD thesis, Bar-Ilan University, 2004), 76–78; Kalman Weiser, *Jewish People, Yiddish Nation, Noah Prylucki and the Folkists in Poland* (Toronto, 2011), 141; Zieliński, *Stosunki polsko-żydowskie na ziemiach Królestwa Polskiego w czasie pierwszej wojny światowej*, 267.

²¹ Janusz Pajewski, *Odbudowa państwa polskiego 1914–1918* (Warsaw, 1985), 107.

²² "Ba-itonut ha-Polanim, hitachdut ha-bocharim," in: *Hatsfira*, July 3, 1916; "El Yehudey Varsha!," in: *Hatsfira*, July 4, 1916; "Ha-mafridim," in: ibid.; "Di poylishe prese vegr der vahl kampanie," in: *Haynt*, July 2, 1916.

²³ On criticism in the Jewish press about the compromise, see: Meller, Mifleget ha-Folkisitim, 78f; Weiser, *Jewish People, Yiddish Nation*, 142. Critics were to be found among the Zionists, too. See: "Bay di Tsionistn," in: *Varshaver Togblatt*, July 5, 1916; "Khaveirim Tsionistn!," ibid., July 12, 1916. The Bund was also very critical of the compromise: "The slave cannot cast off

Nevertheless, despite their disagreement with the compromise, they did not present a list in the *curiae*, where the compromise had been reached, which would practically endangered the agreement. They presented their candidates only in the sixth *curia*, where elections were scheduled, and achieved an outstanding result, expressing the Jewish electorate's approval of Pryłucki's militant claims.²⁴

At the inauguration of the Warsaw City Council on July 25, 1916, representatives of all the Jewish parties present expressed full solidarity with the declaration made by the majority of Polish parties in favour of independent Poland that would grant civic equality to all of its citizens. The Zionist sought to continue the policy of emphasizing a wall to wall coalition. Not wishing to antagonize their Polish allies, the Zionists issued a written statement as an addition to the declaration of the majority of the council members. It stated their vision of Polish state: free Poland guaranteeing civil and national rights to Jews – “The Zionist Organization in Warsaw declares its support for the demand of the independent Poland, as expressed in the statement of the counselors of the capital city of Warsaw, a demand which is also our firm demand and expresses the strong confidence that the free Polish people would guarantee equal civil and national rights to the Jews”.²⁵

Speaking on behalf of the Polish and Jewish proletariats, a PPS-Left delegate allied with the Bund demanded an end to anti-Jewish discrimination in the administration in addition to national cultural autonomy for minorities which should include schools with Yiddish as their language of instruction and the right to address official institutions in Yiddish.²⁶

The Folkists' statement was aimed against discrimination in the municipal institutions (equal access for unemployed Jews and non-Jews to municipal jobs or exemption of Jews from the mandatory Sunday rest) and called for the acknowledgement of Jewish cultural difference (the recognition of Yiddish in schools). In line with the views of the other main Jewish political camps, it recognized the Polish character of the land. It concluded with the following words:

The Jewish people supports the political ambitions of the Polish nation. It recognizes the Polish character of the land and at the same time demanding from the Polish nation that it grants and guarantees full civic equality and cultural-national rights for Jews as a national minority. It is our undying hope that Poland, which, in the period of its most beautiful flowering, respected the Jews' cultural and national qualities, will also recognize them in the present historical moment.

his shackles,” wrote the Bund's weekly *Lebensfragen*. “Der Vehler darf blaybn in der heym,” in: *Lebensfragen*, July 7, 1916.

²⁴ It was concluded that the agreement between the Jews and the Polish political organizations would be valid only as long as the Jews run with one list only, the one included in the agreement. Should another Jewish list be submitted and elections became necessary, the signed agreement with the Jews would be considered as void. See: “El Yehudei Varsha!”, in: *Hatsfira*, July 4, 1916. Since the sixth *curia* was not included in the agreement, the Jews were able to present additional lists there.

²⁵ *Organizacja Sjonistyczna w Królestwie Polskim w sprawie politycznego i narodowego uprawnienia Żydów* (Warsaw, 1918), 9–10, according to Szymon Rudnicki's “Stosunek Żydów do odbudowy Państwa Polskiego,” in: *Midrasz* 12 (2008), 10–11. See, also: “Di fayerlikhe erefenung fun shtot rat”, *Haynt*, July 25, 1916, 2.

²⁶ *Dziennik Zarządu Miasta Stołecznego Warszawy*, 44, November 28, 1916, 1–4.

We believe that the new Poland will be a loving mother to all her children regardless of their religion and nationality.²⁷

It expressed confidence that Poland, which had recognized Jewish national and cultural particularity in the best times – an allusion to the pre-partition Jewish “autonomy” during the legendary days of the Council of Four Lands – would recognize again the Jews’ due rights.

The Zionists, Folkists and Bundists held the conception that equality in the future Polish state could not be identified adequately with the common good of any particular ethnic group. They demanded Jews’ equal inclusion among those entitled to equally shape and enjoy the “common good”, and the Polish state as equally committed to their needs and interests. Moreover, besides recognizing the right of the Polish nation to the Polish state, they asserted that addressing Jews’ cultural and economic needs ought to be regarded as a part of the Polish state’s duties, no less than attending to the needs of ethnic Poles.

Still, the hope for joint trans-ethnic work toward equality conscious of differences in the city council vanished, as a number of anti-Jewish measures and regulations were enacted by the municipal authorities. Since the number of Jewish councillors was minimized, their capacity to change the situation by parliamentary action was marginal. This led to a further polarization in the Jewish camp between integrationists and Jewish nationalists. The latter, the Zionists and Folkists, voiced their demands forcefully and vociferously, often in a manner that antagonized their opponents. The discrimination and the limited possibilities of altering it according to the rules of the game dictated by the Polish majority fortified their political demands for Poland based on real, not just formal, equality.²⁸

These demands, however, such as the vehement denouncement of discriminatory policies, were regularly condemned as “separatist”, seeking to harm the Polish cause abroad by incessantly decrying alleged injustices. Such condemnations turned Jews into members of a group with “illegitimate” interests, foreign to the ethno-national “Polish” vision of statehood. The discriminatory measures, as well as the de-legitimization of the opposition, eroded the confidence of the Zionists, Folkists and many others that the anti-Jewish attitude of the Polish national camp was not merely a legacy of divisive Russian policy, but part of an ethno-cultural hierarchical vision of future Poland.

²⁷ Ibidem, 5.

²⁸ Gabriela Zalewska, “Społeczeństwo żydowskie Warszawy wobec kwestii niepodległości Polski i wojny bolszewickiej,” in: *Warszawa w pierwszych latach niepodległości*, eds. Marian Drozdowski and Hanna Szwankowska (Warsaw, 1998), 94–95; Marcos Silber, “Ambivalent Citizenship – The Construction of Jewish Belonging in Emergent Poland (1915–1918),” *Simon Dubnow Institute Yearbook*, X (2011), 161–184.

 FROM THE ACT OF 5 NOVEMBER 1916 TO THE EVE OF POLISH INDEPENDENCE

On November 5, 1916, the German and Austrian emperors issued a declaration that provided for the Polish Kingdom under German and Austrian auspices. The announcement was a clear political manoeuvre. Polish political reactions were mixed, ranging from highly sceptical to enthusiastic. Similarly, among Jews, the responses ranged from wholehearted to reticent. In the public sphere, one could come across decorated and illuminated Jewish houses. Passionate congratulations were issued by Jewish organizations, mainly in Polish, confirming full Jewish engagement in cooperation towards building the new Polish state, as well as hopes for the harmonious co-existence of citizens of different religions and denominations.²⁹ However, behind closed doors, worries and concern were also expressed. The main concern was that before coming to an arrangement the Jewish question had already been surrendered to the jurisdiction of Polish officials, awakening the fear that with this step Jewish hopes of civic equality and minority rights were dashed. Such signs of worrying stated in the Jewish press were interpreted by many Polish press organs as a rejection of the very idea of Polish statehood. The issue, however, for Jewish political circles was not the Polish state, but how the new Poland would resolve the Jewish question.³⁰

Immediately after the Temporary Council of State began functioning in January 1917, a number of organizations congratulated on it. Not surprisingly, all of them claimed their full support for the new Polish state in the making, yet each condensed in the greetings its particular vision of the desired state model and of the place of the Jewish minority in it. The integrationists showed universal citizenship, disregarding ascriptive differences, like religion, nationality and race. Such a vision was expressed in the letter of the Warsaw Jewish community, commanding the Council for its “appeal... which emanates from the glorious tradition of the past... asking all citizens without distinction of rank and origin, for the sake of equal rights and duties, to serve the fatherland”.³¹ A model that emphasized the need for civic equality while championing the right to maintain religious differences and traditions was expressed in the letter addressed by *Agudas ha-ortodoxim*, the new orthodox party (later: *Agudas Isroel*).³² The Jewish

²⁹ Zieliński, *Stosunki polsko-żydowskie na ziemiach Królestwa Polskiego w czasie pierwszej wojny światowej*, 314–317.

³⁰ Marcos Silber, *Leumiut shona, ezrahut shava! Hama'amatz lehasagat otonomia leyhudei Polin bemilhemet aolam arishona* (Tel Aviv, 2014), 236–238.

³¹ “Di 6-te sittings fun melukhe rat”, *Haynt*, February 9, 1917; Isaac Levin, *A History of Polish Jewry during the Revival of Poland* (New York, 1990), 14; Wilhelm Stein, “Die politische Entwicklung im polnischen Judentum während der Zeit der Deutschen Okkupation,” in: Paul Roth, *Die Politische Entwicklung in Kongresspolen während der deutschen Okkupation* (Leipzig, 1919), 172; Szmul Hirszhorn, “Żydzi Królestwa Polskiego podczas wojny światowej,” in: *Żydzi w Polsce Odrodzonej. Działalność społeczna, gospodarcza, oświatowa i kulturalna*, eds. Ignacy Schipper, Aryeh Tartakower, Aleksander Haffka (Warsaw, 1936), 499; Gabriela Zalewska, “Społeczeństwo żydowskie Warszawy”, 95; “Tymczasowa Rada Stanu”, *Głos Stolicy*, February 9, 1917, 2.

³² “A adres tsum melujhe rat fun ‘Agudas haortodoxim’,” *Haynt*, February 28, 1917; Alexander Carlebach, “A German Rabbi Goes East,” *LBIYB* 6 (1961), 65–66.

Community of Siedlce, dominated by the Zionists, sent its greetings to the Council, stressing the need to “protect all the citizens of the country regardless of religion or nationality”, whereby it made a subtle demand for minority rights.³³

In October 1917, the Zionist movement convened its conference which dealt mainly with the current political situation and articulated its standpoint regarding the Polish state. The main member of the discussion was Apolinary Hartglas. Hartglas prepared the party’s platform that supported unequivocally the constitution of Poland as a sovereign Polish national entity and even considered the establishment of a nation-state a “natural” and desirable development:

[The state] building work is done by one nation only, gifted with organizational talent than that of other nations, or that by chance it is in more favorable terms than others. [...] [In the state] one nation is the ruling nation or the leading nation. That nation in the Polish state is the Polish people.³⁴

He welcomed the imminent independence of Poland and emphasized the right of the constituent nation, the Polish people, to build its nation state. (“This country, this land... belongs to the Polish nation and **only** to the Polish nation”).³⁵

Harglas adopted the principle of an ethnic hierarchy in the ownership of the state:

We can and we should address our demands to the Polish state, as faithful and devoted citizens. Belonging to a different national group, we do not have any collective rights, as co-owners, to the Polish land and we recognize the exclusive ownership right only to one national community, the Polish.³⁶

But, at the same time, it is not an unlimited right:

All of this does not, however, preclude the right of the national minorities ... to free cultural development ... to their own national self-government, with its own official language.³⁷

Hartglas, who accepted the principle of a constitutive nation, disapproved, simultaneously, a nationalizing policy towards the minorities and demanded a mechanism of minority rights to limit the power of the majority. Among the Zionists in Poland, this discourse was strengthened and became hegemonic in the process of establishing the Polish state.

He demanded national autonomy for Polish Jewry and argued that the only way to ensure the independence, prosperity and well-being of the Polish state was to provide all minorities with full rights, making them in this way loyal allies of the country.

Among Polish Zionists, support increased to the establishment of a state with Polish ethno-national characteristics. But, the support for the establishment

³³ “An adres fun der shedltser gmine tsum melujhe rat,” *Haynt*, February 23, 1917.

³⁴ “Yesodot ha-programma ha-politit shelanu,” *Hatzfirah*, November 11, 1917.

³⁵ Apolinary Hartglas, *Zasady naszego programu politycznego w Polsce* (Warsaw, 1918), 21.

³⁶ *Ibidem*, 23.

³⁷ *Ibidem*, 24 and “Yesodot ha-programma ha-politit shelanu,” *Hatzfirah*, November 11, 1917.

of the Polish nation-state was accompanied by a growing fear that the Polish majority shall exert a discriminatory policy on an ethno-national base. Then, increasingly and loudly demanded limiting its sovereignty by warranting minority rights to its ethno-national minorities and, above all, to the Jews. Like the PPS-Left, the Bund looked with disfavour upon the declaration of 5 November, the model of the statehood it represented and the dynamics it created. Some change in the Bund's attitude toward the nascent Polish state began in Russia after the March Revolution. In June 1917, during a plenum of the St. Petersburg Soviet, one of the most important Bundist leaders, Henryk Erlich, proposed a resolution calling for Polish independence.

In Poland, in December 1917, the first Territorial Conference of Bundist Organizations in Poland convened in Lublin, addressing the question of the Polish statehood. Unlike its Russian counterpart, the Lublin gathering passed an ambiguous resolution with regard to the recently declared Polish state, stating that the representatives of the entire population were the only ones entitled to decide the “structure of **our country**” (the emphasis in original). In any case, it was added, any arrangement regarding such a statehood should include national and cultural autonomy “as the maximum guarantees for the collective rights of national minorities”, including the Jews. “At this moment”, says the Bund's resolution, “when the Polish question is on the agenda, the class-conscious Jewish proletariat demands, among other things, *national-cultural autonomy* for the Jewish people in Poland, as a recognized national minority in the country”.³⁸

At a time when social tensions ran high, Polish public opinion was shocked by the news of the Treaty of Brest-Litovsk. Signed on February 9, 1918, by the Central Powers and the Ukrainian National Republic, the treaty stipulated the cession of Chełm province to Ukraine in exchange for grain supplies. A vehement indignation was also directed against the Jews, who were accused of complicity with the central powers.³⁹ The fact that the Zionists, *Poale Tsion*, Bundists, Orthodox and integrationists joined voices against the treaty did not alleviate the situation.⁴⁰ Although Polish society was deeply divided along social, economic, and political lines, many Polish commoners and politicians from different extractions came to believe that the Polish nation had been betrayed by the Central Powers and by disloyal aliens, above all Jews.⁴¹ The

³⁸ Roni Gechtman, *Yidisher sotsializm: The Origins and Contexts of the Jewish Labour Bund's National Program* (NYU, 2005), 232. See also: *Tzwei konferenzn* (Warsaw, 1918), 12–13. The resolution criticized the central powers' imperialistic aims, the nationalism of the bourgeoisie (both Jewish and Polish) which celebrated independence in conditions contradicting the interests of “the broad masses” living in Poland. Piotr Wróbel, “From Conflict to Cooperation: the Bund and the Polish Socialist Party, 1897–1939,” in: *Jewish Politics in Eastern Europe: The Bund at 100*, ed. Jack Jacobs (Palgrave, 2001), 159–160.

³⁹ Frank Golczewski, *Die polnisch-jüdische Beziehungen 1881–1922. Eine Studie zur Geschichte des Antisemitismus in Osteuropa* (Wiesbaden, 1981), 170–171.

⁴⁰ Po Traktacie z Ukrainą. Żydzi (17.2.1918), Archiwum Państwowe w Krakowie, NKN, 147; Mieczysław Hertz, *Lódź w czasie wielkiej Wojny* (Łódź, 1933), 151–153; Konrad Zieliński, “Reperkusje traktatu Brzeskiego z 1918 roku dla stosunków Polsko-Żydowskich,” *Studia Judaica* 5–6 (2002–2003), 103–105.

⁴¹ Zieliński, “Reperkusje traktatu Brzeskiego,” 106–115; Alexander Prusin, *Nationalizing a Borderland: War, Ethnicity and Anti-Jewish Violence in East Galicia, 1914–1920* (Tuscaloosa Al, 2005), 72.

Treaty became a junction at which the ideological anti-Semitism of politicians and the popular anti-Semitism of the Polish masses coalesced into a single powerful drive. Anti-Jewish violence spread.⁴² Such growing and violent anti-Semitism was a new motivation added to the existing trend of ethnification and ethno-national building.

Indeed, the leading Polish circles spawned different concepts of Polish nationhood. While the Endecja promoted the need for the Polish nation state in which ethnic minorities (except for the Jews) would gradually be made Polish, the followers of Piłsudski advocated a confederation of Poles, Ukrainians and Belarusians as a power capable of withstanding the Russian and German aggression. However, the two Polish groups shared a broad consensus that ethnic Poles would be a dominant group in the new Poland, whether the nation state or a confederation. On the Jewish side, integrationist civic equality, the Bundist cultural autonomy, the Zionist or the Folkist national autonomy, the Orthodox civic equality with institutional warranties to keep the tradition – all of these groups, despite their differences, rejected the view suggesting that Jews would be “equal, but not complete”, in Szymon Rudnicki’s words.⁴³ The question of the future nature of the Polish state still remained open, but rising anti-Semitic propaganda led growing circles among Jews to demand institutionalized protection to anchor equality. The disappointment was growing even in integrationist circles. Ludwig Rechtszaft, the editor of the Lublin’s *Myśl Żydowska*, wrote after the elections to the municipal council of Lublin as a reaction to exclusionary practices that “it is time to realize that we are not the stepchildren of this country, but its sons and legitimate citizens”.⁴⁴

POLISH AND MINORITIES LANGUAGES

The new Polish authorities in the making emphasized the Polish language’s status and the need of keeping the most prestigious and influential functions in “Polish” (i.e. ethnically Polish) hands, regardless of their political stance. The Polish character of the state-in-formation was presented as a “zero-sum game”, i.e. a situation in which the simple recognition of another official language besides Polish or keeping central official functions in “non-Polish” hands were presented as a menace of the city’s “Polishness”. For the sake of national building and state consolidation, minorities were asked to renounce their claims

⁴² Golczewski, *Die polnisch-jüdische Beziehungen*, 170–171; Jan Małecki, “Zamieszki w Krakowie w kwietniu 1918 r. Pogrom czy roznuchi głodowe?”, in: *The Jews in Poland 1*, ed. Andrzej Paluch (Cracow, 1992), 245–256.

⁴³ Prusin, *Nationalizing a Borderland*, 71; Szymon Rudnicki, *Równi, ale niezupelnie* (Warsaw, 2008).

⁴⁴ Konrad Zieliński, “Żydzi pod okupacją Austro-Węgierską w wyborach do samorządu miejskiego 1916 roku,” *Kwartalnik Historyczny* CIX, 1 (2002), 69; Konrad Zieliński, *W cieniu synagogi. Obraz życia kulturalnego społeczności żydowskiej Lublina w latach okupacji austro-węgierskiej* (Lublin, 1998), 46–48.

to “minority rights” (already formulated before the outbreak of the war), which were perceived as competing with Polish ones.⁴⁵

An occasion to discuss the status of the different languages appeared when the responsibility for Polish educational system was transmitted in September 1917 to the Interim Council of State by the German occupational forces who retransmitted a part of the responsibilities to the local councils.⁴⁶ The question of the status of the minorities’ languages aroused again in the public sphere. The effort of the Polish Circle to de-legitimize the minority languages’ presence in the public sphere continued, and ethno-cultural issues were increasingly paramount. Claims for recognition of German and Yiddish culture were labelled as nationalist, anti-Polish, anti-state, and separatist.⁴⁷ The Polish authorities sought to favour the Polish language and culture, empowering the Polish ethno-cultural group and denigrating minority cultures, eliminating them from the public sphere. They insisted that independence and the construction of a Polish state required the assimilation of “backward minorities” into the constituted Polish majority.

In this regard, the Bund of Łódź Israel Lichtenstein considered that “the use of the mother tongue belongs to the rights usually called holy, [...] together with other most basic human rights. In this case it is about the equality of the languages. About the right of everyone to use his own language”.⁴⁸ He stressed the connection between equal citizenship and minority languages’ recognition in the different public spheres, i.e. the municipal council, the school system or the press.⁴⁹ Israel Lichtenstein demanded the complete recognition of Yiddish spheres (whether press or schools) as a condition to achieve complete equality for the different citizens. That is because, he stressed, the limitation of such a recognition means limiting their equal rights: “Above all it is about being a citizen”. In order to enjoy its basic rights “no characteristic, no other demand should be required from any citizen”.⁵⁰ He objected the creation of a civic hierarchy based on linguistic or national adscription. He asserted “Poland will be fortunate only when all inhabitants of this land will be such. General prosperity can be built on complete equality for all citizens, regardless of nationality and language”.⁵¹ The attempts to minimize minority cultures and languages received

⁴⁵ Hertz, Łódź w czasie wielkiej wojny, 168; “Debatn in lodzer shtadt-rat vegen di yiddishe natzionale recht,” Haynt, November 16, 1917. The bibliography regarding the formulation of the minority rights is immense. The monograph by Oscar Janowsky, *The Jews and the Minority Rights (1898–1919)*, New York, 1966, is still the basic introduction to the topic.

⁴⁶ Kazimierz Konarski, *Dzieje szkolnictwa w b. Królestwie Kongresowym 1915–1918* (Cracow, 1923), 15–56; Jerzy Ogonowski, *Uprawnienia językowe mniejszości narodowych w Rzeczypospolitej Polskiej 1918–1939* (Warsaw, 2000), 22–23.

⁴⁷ YIVO, RG 1400, Bund, MG2, Box 15, folder 145, Protokół posiedzenia 37-go Rady Miejskiej z dnia 29 Października 1917 r. [Protocol of the thirty-seventh session of the municipal council on October 29, 1917].

⁴⁸ YIVO, RG 1400, Bund, MG2, Box 15, folder 145, Protokół posiedzenia 62-go Rady Miejskiej z dnia 23 Stycznia 1918 r. [Protocol of the sixty-second session of the municipal council on January 23, 1918].

⁴⁹ Ibidem.

⁵⁰ Ibidem.

⁵¹ Ibidem.

the support of the Zionists and the Folkists. The Zionist Jerzy Rozenblat demanded autonomy in issues concerning education and demanded the creation of autonomous municipal educational committees for Germans and Jews. Each population, he argued, was entitled to a school that spoke its language.⁵² He defined the situation this way:

The population of Poland is not homogeneous. Alongside the Polish, there are other nationalities, which constitute 30% of all inhabitants. [...] The Jewish nation wants to live in harmony with the Poles. “Politically, we are Polish. In our internal life, we are Jews [...].” We demand national, cultural autonomy, that is to say, the right to self-determination in all internal matters [...] we seek not separatism but mutual understanding, working for the common good and prosperity.⁵³

The only way to build the Polish state, argued Lichtenstein, Rozenblat and many other leaders of the Bundism, the Zionism and the Folkism, was with the voluntary participation of all citizens, including those identified as minorities. Deferring minority rights in the name of national consolidation would likely be counterproductive. Instead, the Bundists, the Zionists, the Folkists and their followers proposed recognition of the cultural particularity of the groups constituted as minorities. These three demanded recognition of their separate public spheres. They sought reinforcement of the separate public spheres and public measures. These aimed at protecting or even promoting ethno-cultural identities, (by means of just budgeting their cultural necessities, or constructing recognized school councils for every minority⁵⁴) in order “to give everyone the possibility of a free development”⁵⁵.

However, this kind of politics of identity were seen by the Polish authorities as “separatist” and, therefore, illegitimate, undermining society’s “united” advancement toward independence. Any group’s campaign for recognition of its particularity and separate public sphere implied lack of commitment to – and even alienation from – the common public sphere. This interpretation reflected fear of the fragmentation that was, *prima facie*, endemic to the politics of identity, with “the other” endangering civil solidarity and the building of a nation.

RADICALISATION

As anti-Semitism made deeper inroads into Polish political organizations, the collapse of the integrationist vision was growing increasingly tangible. As

⁵² Ibidem, 168.

⁵³ “Mowa d-ra Rozenblata, prezesa frakcji żydowskiej w Łódzkiej Radzie miejskiej” [Speech of Dr. Rozenblat, chairman of the Jewish fraction in Łódź municipal council], in: *Głos Żydowski*, November 1, 1917. The emphasis is in the original.

⁵⁴ YIVO Archive [henceforth YIVO], RG 1400, Bund, MG2, Box 15, folder 145, Protokół posiedzenia 37-go Rady Miejskiej z dn. 29 Października 1917 r. [Protocol of the thirty-seventh session of the municipal council, October 29, 1917]; “Fun lodzer shtot rat,” *Lebensfragen*, December 15, 1917.

⁵⁵ “Debatn in Lodzer shtot rat vegn di yiddisher natzionale recht,” *Haynt*, November 16, 1917.

anti-Semitism was becoming more and more an integral element of a public discourse and Polish nationalism was becoming more and more exclusionary and xenophobic, Jewish demands for a state offering warranties for minority rights increased. As anti-Semitic views spread beyond right-wing Polish groups, Jewish demands for minority rights were more widespread. When the Folkist Prylucki was asked why German Jews do not demand minority rights, he answered: “We are not worse than them. If you want that kind of Jews, treat them as they are treated in those countries”.⁵⁶

In the Council of State, inaugurated solemnly on June 22, 1918, tones of concern resounded in the speeches by Jewish representatives. Prylucki, voicing his priorities, demanded “full human and civic emancipation, as well as personal national autonomy, which is the only guarantee of equal human and civil rights”.⁵⁷ The Orthodox Moses Pfefer articulated his view, stating that “we deeply trust that the resurrected Polish state will give equal protection to all parts of the nation, and, hence, also to the Jewish population”.⁵⁸ Even in the statement made by Bolesław Eiger, a fervent representative of the integrationist camp, we can discern an alarm and even an echo of the above mentioned Rozenblat statement: “Only in satisfying all groups of the population can the Polish state find security for its strength and its prosperous development”.⁵⁹ He was fully aware that his concern was well-founded.⁶⁰

The absence of a civil identity as well as the general ethnification of politics and social relations turned the Jews into “alien” citizens, members of a group with a distinct ethnic, racial, religious and national identity and “foreign” interests. The dominant notion of Polish statehood which emerged among Polish political groups from World War I onwards did not associate the public good either with complete civic equality for ethno-national minorities or with ethno-national autonomy. Instead, it combined it with an ethno-national hierarchy. The state should first and foremost serve what was understood as the (ethno-national) Polish interest. The Zionists, Folkists, Bundists, Orthodox Jews and integrationists rejected a situation in which influence over state policy by individuals or communities who were subject to state authority but did not belong to the constituent nation might legitimately be restricted on the basis of their ascribed identity alone.

⁵⁶ Meller, *Mifleget ha-Folkistim*, 105.

⁵⁷ Levin, *A History of Polish Jewry during the Revival of Poland*, 24.

⁵⁸ Ibidem, 26; “Drugie posiedzenie Rady Stanu,” *Glos Poranny*, June 27, 1918, 152, 2.

⁵⁹ Levin, *A History of Polish Jewry during the Revival of Poland*, 25. *Rozwaga*, lipiec–sierpień 1918, 104.

⁶⁰ A few months earlier in a formal meeting in his house with leading figures of the Polish government (Bukowiecki, Mikułowski-Pomorski and others), he and his fellows from the integrationist camp emphasized the need to cancel the discriminatory laws. In their answer, the officials addressed the need of Jewish migration from Poland. They even asked the integrationists to support Jewish migration to Palestine. “A poilishe yidishe beratung vegen der yidn frage,” *Haynt*, December 31, 1917; “tsu di poilish yidishe beratung vegen der yudn frage”, *Der Moment*, December 31, 1917.

THE BREAKDOWN OF THE CENTRAL POWERS

The Jewish public faced Polish independence with fear and determination. In light of repeated violence, Jewish individuals were cautious in public “Polish” spaces in cities and in the countryside. The imminent conflict in liminal east Galicia dictated caution, too. While the west Galician Jewry took an open stance supporting the Polish state, the east Galician Jewry approached the collapse of Austria with prudence in light of the confrontation between Poles and Ukrainians. Most of the Jewish political circles there advocated a neutral attitude toward the Polish-Ukrainian conflict.⁶¹

With fear, because the National Democrats had gained mass support for an anti-Jewish boycott and aggression. A series of mass anti-Jewish riots began in the fall, spreading to over a hundred localities in the Congress Poland and Galicia, where peasants and soldiers made up the backbone of the mob. Attacks on Jews sent an unmistakable message to the Jewish leadership that the collapse of the old order would bring more calamity and anti-Jewish violence. On 11 November, a pogrom took place in Kielce. Jews celebrating independence were attacked as dangerous strangers. The country saw a wave of anti-Jewish riots and pogroms. They were not merely the work of the mob. Often, military forces and police took part. Sometimes they showed a passive attitude. The authorities’ justifications or concealment manoeuvres *vis-à-vis* the riots, combined with the lack of an appropriate response, caused growing concern.⁶²

With determination, because the Jewish leadership was determined to demand real, not just formal equality in the reborn Poland, to which they declared their loyalty. World War I saw the collapse of Jewish political leadership embracing integration and universal citizenship – a major, almost hegemonic political segment in the pre-war period. It was replaced by another leadership, advocating minority rights, whose rise during the Great War was staggering. This leadership comprised parties with complex autonomist programs, such as the Bundism, Zionism, and Folkism. The new leaders became convinced that in light of the discriminatory policies and growing anti-Jewish violence only a mechanism of minority rights could guarantee Jewish existence in Poland. The Polish authorities’ rejection of these demands strengthened Jewish leaders in the belief that only a strong external pressure on the Poles would guarantee Jewish rights. Therefore, it became imperative to seek the support of the allies, whose voice would be decisive in the post-war European political settlement. This merely underscored the need to anchor Polish Jews’ equality and collective rights in an international agreement backed by international guarantees.

Discrimination and escalation of violence, thus, led directly to the radicalization of attitudes. The Zionist mode was different now from than it had been in early 1916 and late 1917. Now, they were much more militant in their

⁶¹ Nahum Michael Gelber, *The National Autonomy of Eastern Galician Jewry in the West Ukrainian Republic 1918–1919* (New York, 1990), 230–243.

⁶² Zieliński, “Reperkusje traktatu Brzeskiego”, 106–115; Konrad Zieliński, “Od bojkotu do pogromu. O zajściach antysemickich w Królestwie Polskim jesienią 1918 roku,” in: *Żydzi i judaizm we współczesnych badaniach polskich 4*, ed. Krzysztof Pilarczyk (Cracow, 2008), 211–226; Prusin, *Nationalizing a Borderland*, 72–74.

demands. While in 1916 they were ready to limit themselves to demands *vis-à-vis* the local authorities-in-formation, now they demanded an international intervention through the peace conference.

By February 1918, the Zionist leader Joshua Gottlieb was arguing in a closed party meeting in Warsaw that: “We demand national rights. But, if it appears that the Polish side is willing to compromise, we can forego some of our demands”.⁶³ Rather than foster compromise and negotiation, however, the increasing effort to exclude the Jews on the basis of liberal rhetoric did precisely the opposite. At the end of the year, even Joshua Gottlieb, hopeless, had joined the voices demanding uncompromising national-cultural autonomy.

In October, the Zionists leaders decided to convene a Jewish representative body. Following that, Zionists convened a meeting of representatives of the Jewish parties.⁶⁴ In an invitation sent to the central committees of the Jewish parties, it was stated that: “In connection with the recent political events and the new political situation that has been created in Poland, you are requested to send your representatives to a consultation aimed to establish a Jewish National Representation”.⁶⁵

Apparently, most of the Jewish parties responded to the invitation because they shared the feelings that the time was pressing and that there was an urgent need to establish immediately a Jewish representation. This at least was the view of Beinisch Michailewcz, one of the leaders of the Bund, published in the Bund’s “Lebensfragen”.⁶⁶ On 9, 13 and 19 October, representatives of the Zionists, the Mizrachi, the Orthodox Yeshurun Association, the Folkists, and representatives of the Bund, Poalei Zion, the territorialists and also the representatives of the neo-assimilationists held a meeting in Warsaw.⁶⁷

In these inter-party consultations, the representatives of the Zionists proposed the establishment of a temporary national representation with the participation of representatives of all the Jewish parties that regarded the Jewish people as a nation. The Jewish National Representation as a not permanent representative body shall be composed by equal members of representatives of each party. It shall make its decisions unanimously and shall coordinate its day-to-day political struggle. The Jewish Provisional National Representation shall serve in its capacity to convene a General Congress of Polish Jewry, which delegates will be elected democratically by the Jews of Poland and in their turn will elect the Jewish National Representation to the State institutions that will state the common demands of Polish Jewry regarding the new Polish State. The paradigm behind this initiative was the right to equal Jewish inclusion in the general

⁶³ Minutes of the Meeting of the Central Committee of the Zionist Organization in Poland, February 10, 1918, CZA, F33/1.

⁶⁴ Protocol of the Meeting of the Central Committee of the Zionist Organization in Poland, October 7, 1918, CZA, F33/1.

⁶⁵ Dos Yidishe Folk, 44, October 25, 1918.

⁶⁶ “Vegn yudishen tsumzanefor”, Lebensfrage, 46, November 15, 1918.

⁶⁷ Protocol of the Meeting of the Central committee of the Zionist Organization in Poland, October 7, 1918, CZA, F33/1; Protocol of the Meeting of the Central committee of the Zionist Organization in Poland, October 8, 1918, CZA, F33/1; “Duach katzar me-ha-Yeshiva ha-Rishona”, October 9, 1918, CZA, A127/312; “A din vechesven fun der tzveiter zitzung fun dem 13 October 1918”, CZA, A127/312; Report on the Second Meeting (Warsaw), October 13, 1918; “Drite zitzung fun der fertreter fun di parteyen dem 19 October 1918”, CZA, A127/312.

political body, as an autochthonous part of the broad society in Poland and, as such, entitled to complete equality and to legitimate their vision of the new state and its obligations to each and every one of its citizens.

Despite that most Jewish fractions responded favorably to the call, most of the parties' representatives left gradually. The conflict of views between bourgeois parties and the radicalized socialists, between the secularists and the Orthodox, and the fierce personal rivalry of leaders, like the Zionist Grünbaum and the Folkist Noiach Prilutski, doomed the efforts to failure. The conflict that arose in questions regarding the agenda: Shall the Jewish demands include demands regarding Palestine? Would a joint representation of burgoise and proletarian parties blur the class struggle?

Following these controversies, representatives of Jewish proletarian parties abandoned the consultations. After that, the Folkists also cancelled their participation.⁶⁸ Yitzhak Grünbaum tried, then, to convince the Folkist representatives to establish an organizing committee that would have the authority to solve ongoing disagreements until the Jewish conference would convene.⁶⁹ Yitzhak Grünbaum did not want to establish a temporary Jewish representation only with the participation of the Zionists and the Mizarchi (a religious kind of Zionism), the parties that did not withdraw from the consultation. Grünbaum insisted that the representatives should be elected from all the Jewish parties, to obtain the broadest possible legitimacy.⁷⁰ However, Polish independence, increasing anti-Jewish violence and the legitimization of exclusionist practices in the economic field, was an important incentive to establish even a limited and narrow Jewish representation that would present Jewish demands.

Even though their effort to create an all-Jewish representative body had failed, the Zionist federation determined to convene a "pre-conference" (Yiddish: *for-Konferents*). They invited representatives of a wide range of Jewish professional, cultural, women's organizations, as well as members of municipal councils, elected during 1916–1918 to the local city administrations. However, they could not (and did not) include representatives of the Jewish parties that abandoned the above mentioned October political meetings.⁷¹ The goal of the pre-conference was to establish a temporary country-wide Jewish national representation and to determine the ways to convene a general, democratically elected, Jewish conference representing the Polish Jewry in its complexity.⁷²

The final declaration of the pre-conference highlights accelerated the process which Polish Jews have been undergoing. On the one hand, it was an inclusive process that included them in the state and municipal institution in-formation. On the other hand, there were exclusionist practices that discriminated Jews in the economic sphere and the labour market, and even worse, they condoned

⁶⁸ "Drite zitung fun der ferteiter fun di parteyen dem 19 October 1918", CZA, A127/312.

⁶⁹ Ibidem.

⁷⁰ Ibidem.

⁷¹ "Tsu ale yudishe kehiles fervaltung, tsu ale yudishe ratmener, profesionale, kulturele un froyen fereynen", December 8, 1918, CZA, A127/312.

⁷² Materialn vegn der natsionaler representants un dem yudischen natsionalen tzusamenfor, aroysgegeben funnem tsionistishen pres-biuro, Warsaw 1918.

violence against the Jews. In other words, the same state that discursively talked about equal citizenship, was accused that not only did not mobilize its power to suppress economic and acts of physical violence against Jews, but also justified this violence with an exclusionary ethno-national discourse. It was emphasized that the Jewish question would be solved only “when the Jew are recognized as a national minority with the warrantied right to arrange their lives in Poland on an autonomous base”.⁷³

The tone, however, reflects the atmosphere of lack of a dialogue. The above mentioned Gottlieb, for instance, used a language of struggle during his speech on the need to defend equality and minority rights, using the combative expression: “war for Jewish rights”, and this aggressive tone characterized the proceedings of the pre-conference. The pre-conference decided that one of the most important tasks of the Temporary National Council was “to direct the war of the Jewish nationality in Poland”. A suggestion to replace the word “war” by “work” was voted down.⁷⁴

The declaration highlighted the disparity between the ethno-national principle, which perpetuated their second-class status and the principle of governmentality, and which gave them the right to participate as equals. Appealing to the latter, they sought to undermine the former, demanding equality and rights for each group on the basis of its ethno-national adscription or collective identity, in a way that reflects the adoption of the ethno-national paradigm. As a result, the pre-conference demanded, with unequivocal firm tone, equality in the individual as well as in the collective level, which would defend the individual Jew against the collective discrimination.⁷⁵

At the practical level, the pre-conference constituted a Jewish political body: The Temporary Jewish National Council, composed almost exclusively by leaders related to the Zionist camp, to represent the Polish Jewry until the democratically elected conference would replace it with a permanent body that would determine the representatives of the Polish Jewry. It would assume the political leadership of the Polish Jewry and place Jewish demands before the Polish authorities and elsewhere. Till then, the Temporary Jewish National Council will function as its substitute. The Warsaw pre-conference resolved to convene a Jewish congress but failed to do so and the Temporary Jewish National Council became permanent without becoming more representative.⁷⁶

There were three main tasks of the Temporary Jewish National Council. The first was situating itself as the main representative body of the Jewish people in Poland. The Temporary Jewish National Council undertook handling the Polish Jewry’s basic problems, monitoring attacks on and discrimination of the Jewish population. Even though their effort to create an all-Jewish representative body had failed, the fact of forming the Temporary Jewish National Council was a major step towards clear formulating of all-Jewish national claims.

⁷³ “Bericht No. 57”, January 1919, CZA, A18/31.

⁷⁴ Mendelsohn, *Zionism in Poland: The Formative Years, 1916–1926*, 95.

⁷⁵ “Bericht No. 57”, January 1919, CZA, A18/31.

⁷⁶ Mendelsohn, *Zionism in Poland: The Formative Years, 1916–1926*, 92; Shlomo Netzer, *Maavak yehudei polin 'al Zekhuyoteihem haεzrahiot vehaleumiot, 1918–1922* (Tel Aviv: 1980), 67–72.

The second was participating in the upcoming elections to the constituent Sejm (the Polish parliament in charge of formulating the Polish Constitution) taking place on January 26, 1919. They presented a list leaded by the Temporary Jewish National Council in Warsaw and Jewish National Council of west Galicia, officially a non-party but in fact dominated by the general Zionists and Mizrachi with a few independents. The results showed their electoral victory. It received 51.3 percent of the votes going to Jewish lists in Congress Poland and west Galicia (the Orthodox League – 21.4 percent, the Folkists – 13 percent, Poalei Zion – 6 percent, and the Bund – 3.7 percent).⁷⁷

The third was determining the Polish Jewry's representatives to the Peace Conference. The pre-conference stated that the Temporary Jewish National Council must send its representatives to the peace conference and their main demand must be “the recognition of the Jewish people as such and its inclusion as a member equal to other peoples”.⁷⁸ The pre-conference showed that more than any other Jewish political faction in Poland, the Zionists were alert to the need to present the Jewish case before the world at the forthcoming peace conference.⁷⁹

On the one hand, the policy adopted by the emerging Polish leadership was based on the ethno-national principle that crystallized in the occupied Poland prior to Polish independence. This marginalized and excluded the Jews as “one of them”. On the other, the logic of governmentality included the Jews “as one of us”, granting them – at least formally – a degree of equality. This provided the Jewish leadership with a tool to demand their rights and press for an alternative model of citizenship while exposing the inequality of the system currently in process of building.

As Ezrah Mendelsohn pointed it out, anti-Jewish violence did convince Jewish political parties of the urgent necessity of Jewish national autonomy. Even the germanized Zionists in Poznań, who established a national council (*Volksrat*) in 1918, came to the conclusion that “the present day outlook no longer allows one nation to be the sole ruler of a state, and to force its language, customs, and culture upon the other nationalities”.⁸⁰ Moreover, the new regime authorities tendency to ignore, or even to justify, exclusionist practices and even anti-Jewish violence, combined with the simultaneous reluctance to keep an open dialogue with Jewish leaders about how to constitute an equal Jewish belonging to the new state, increasingly pushed the Jewish leadership to set their hopes on international agreements that would warrant equal rights despite socio-cultural differences.

⁷⁷ Mendelsohn, *Zionism in Poland: The Formative Years, 1916–1926*, 108; Shlomo Netzer, *Maavak yehudei polin 'al Zekhuyoteihem haezrahiot vehaleumiot, 1918–1922* (Tel Aviv: 1980), 81–85.

⁷⁸ “Bericht No. 57”, January 1919, CZA, A18/31.

⁷⁹ Mendelsohn, *Zionism in Poland: The Formative Years, 1916–1926*, 106.

⁸⁰ Ibidem, 105.

SUMMARY

The Jewish vision of Poland presented by the Jewish leadership was grounded in two assumptions. The first was that the Jews, as an integral part of the society, were legitimately entitled to express their own vision of the future state.

The second assumption was that the Jews were entitled to equality on all levels of social life. The efforts the leaders of the Polish Jewry made to include the Jews as a minority group equal to others in the Polish state took place in the framework of the ethno-national *ethos* as the constitutive principle of state-building becoming “one of us” in a higher level of state belonging.

In a multi-ethnic state, minority rights were instrumental in the demand for a fair distribution of the state’s resources. It was an option that could be interpreted as an authorization to receive a share of the available resources in order to advance the social mobility of such a minority group. This ethno-egalitarian sharing of the state’s resources would admit Jews to the corridors of power. This leadership called for symbolic recognition of Jewish culture, which had been marginalized by the central government. It demanded a more equitable distribution of power, but also formal acceptance of the Jews as an ethnic group like the other ethnic groups in the state, and of their culture as equal to that of others. This leadership sought to abolish the ascendancy of the hegemonic culture and to obtain not only formal, but also symbolic, and, above all, real, concrete and tangible equality for the Jewish collective. It seems to me, however, that the new Jewish national leadership, which raised rapidly during World War I, became convinced that, in light of the discriminatory policies and growing anti-Jewish violence, only a mechanism of minority rights could guarantee Jewish existence in Poland.

The Polish authorities’ rejection of these demands strengthened Jewish leaders in the belief that only strong external pressure on the Poles would guarantee Jewish rights. Therefore, it became imperative to seek the support of the allies whose voice would be decisive in the post-war European political settlement. This merely underscored the need to anchor Polish Jews’ equality and collective rights in an international agreement backed by international guarantees.⁸¹

Ironically, the Jewish struggle to become recognized as “one of us” reinforced their status as “one of them”. The fight for inclusion, thus, tragically led to increased exclusion.

⁸¹ See, for instance: “Di liga fun di natsyes un das idishe folk,” *Haynt*, October 28, 1918; “Di idn frage oyfn sholom konferents – ver zol unz fertretn baym grinem felker tish?”, *Haynt*, October 31, 1918; “Die Liga des Nationen und das jüdische Volk”, “Der Völkerbund und die Juden,” *Jüdische Rundschau*, October 18, 1918.

BIBLIOGRAPHY

BOOKS AND ARTICLES

- Bacon, Gershon. *The Politics of Tradition: Agudat Yisrael in Poland, 1916–1939*. Jerusalem: Merkaz Zalman Shazar, 1996.
- Breuer, Mordechai. “Rabanim Doktorim be-Folin bi-Zeman ha-Kibush ha-Germani (1914–1918).” *Bar-Ilan*, 24–25, 117–153, 1989.
- Carlebach, Alexander. “A German Rabbi Goes East.” *Leo Baeck Institute Yearbook*, 60–121, 1961.
- Garnarska-Kadary, Bina. *Bechipusei dereh: Poalei Tsion smol besolin ad milhemet haolam ashnia*. Tel Aviv: Diaspora Research Institute Tel Aviv University, 1995.
- Gechtman, Roni. *Yidisher sotsializm: The Origins and Contexts of the Jewish Labour Bund's National Program*. New York, 2005. (An unpublished PhD dissertation.)
- Gelber, Nahum Michael. *The National Autonomy of Eastern Galician Jewry in the West Ukrainian Republic 1918–1919*. New York: Shengold Publishers, 1990.
- Golczewski, Frank. *Die polnisch-jüdische Beziehungen 1881–1922. Eine Studie zur Geschichte des Antisemitismus in Osteuropa*. Wiesbaden: Franz Steiner, 1981.
- Guterman, Aleksander. *Kehilat Varsha bein Shtei Milhemot ha-Olam, Otonomiya Leumit b-kvalei ha-Hok ve-ha-Metziut, 1917–1939*. Tel Aviv: Diaspora Research Institute, Tel Aviv University, 1997.
- Hafftka, Aleksander. “Żydowskie stronnictwa polityczne w Polsce Odrodzonej,” in: *Żydzi w Polsce Odrodzonej. Działalność społeczna, gospodarcza oświatowa i kulturalna* 2, edited by Ignacy Schipper, Aryeh Tartakower, Aleksander Hafftka, 249–285. Warsaw: Żydzi w Polsce Odrodzonej, 1937.
- Hartglas, Apolinary. *Zasady naszego programu politycznego w Polsce*. Warsaw: Nakł. autora, 1918.
- Hertz, Mieczysław. *Lódź w czasie Wielkiej Wojny*. Lódź: Polskie Towarzystwo Historyczne, 1933.
- Hirschhorn, Szmuwel. “Żydzi Królestwa Polskiego podczas wojny światowej,” in: *Żydzi w Polsce Odrodzonej. Działalność społeczna, gospodarcza, oświatowa i kulturalna*, edited by Ignacy Schipper, Aryeh Tartakower, Aleksander Hafftka, 499. Warsaw: Żydzi w Polsce Odrodzonej, 1936.
- Janowsky, Oscar. *The Jews and the Minority Rights, 1898–1919*. New York: AMS Press, 1966.
- Jaworski, Władysław Leopold. *Diariusz 1914–1918*. Warsaw: Oficyna Naukowa, 1997.
- Konarski, Kazimierz. *Dzieje szkolnictwa w b. Królestwie Kongresowym 1915–1918*. Cracow: Książnica Polska, 1923.
- Konic, Władysław. “Żydzi w Legionach (1914–1917),” in: *Żydzi w Polsce Odrodzonej. Działalność społeczna, gospodarcza, oświatowa i kulturalna* 2, edited by Ignacy Schipper, Aryeh Tartakower, Aleksander Hafftka, 542–549. Warsaw: Żydzi w Polsce Odrodzonej, 1936.
- Kozłowski, Czesław. *Działalność polityczna koła międzypartyjnego w latach 1915–1918*. Warsaw: Książka i Wiedza, 1967.
- Levin, Isaac. *A History of Polish Jewry during the Revival of Poland*. New York: Shengold Publishers, 1990.
- Małecki, Jan. “Zamieszki w Krakowie w kwietniu 1918 r. Pogrom czy rozruchy głodowe?,” in: *The Jews in Poland 1*, edited by Andrzej Paluch, 245–256. Cracow: Jagiellonian University, Research Center on Jewish History and Culture in Poland, 1992.
- Materialn vegn der natsionaler representants un dem yudischen natsionalen tzusamenfor, aroysgegeben funn tsionistishen pres-biuro*. Warsaw, 1918.
- Meller, Chaya. *Mifleget ha-Folkistim (Folks Partey) be-Polin 1915–1939*. Bar-Ilan University, 2004. (An unpublished PhD dissertation.)
- Mendelsohn, Ezrah. *On Modern Jewish Politics*. New York: Oxford University Press, 1993.
- Mendelsohn, Ezrah. *Zionism in Poland: The Formative Years, 1916–1926*. New Haven: Yale University Press, 1981.
- Mowa wygłoszona w Synagodze na Tłomackim w Warszawie ku upamiętnieniu Rocznicy 3-go Maja Przez Dr. Samuela Poznańskiego*. Warsaw, 1916.

- Netzer, Shlomo. *Maavak yehudei polin 'al Zekhuyoteihem haεzrahiot vehaleumiot, 1918–1922.* Tel Aviv: Diaspora Research Institute Tel Aviv University, 1980.
- Ogonowski, Jerzy. *Uprawnienia językowe mniejszości narodowych w Rzeczypospolitej Polskiej 1918–1939.* Warsaw: Wydawn. Sejmowe, 2000.
- Pajewski, Janusz. *Odbudowa państwa polskiego 1914–1918.* Warsaw: Polskie Wydawnictwo Naukowe, 1985.
- Piasecki, Henryk. *Żydowska Organizacja PPS, 1893–1907.* Wrocław: Zakład Narodowy im. Ossolińskich, 1978.
- Pickhan, Gertrud. *Gegen den Strom, der allgemeine jüdische Arbeiterbund 'bund' in Polen 1918–1939.* Stuttgart–München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2001.
- Prusin, Alexander. *Nationalizing a Borderland: War, Ethnicity and Anti-Jewish Violence in East Galicia, 1914–1920.* Tuscaloosa Al: University of Alabama Press, 2005.
- Roth, Paul. *Die politische Entwicklung in Kongreßpolen während der deutschen Okkupation.* Leipzig: Kochler, 1919.
- Rudnicki, Szymon. "Stosunek Żydów do odbudowy Państwa Polskiego." *Midrasz* 12, 10–11, 2008.
- Rudnicki, Szymon. *Równi, ale niezupełnie.* Warsaw: Biblioteka Midrasza, 2008.
- Silber, Marcos. "Ambivalent Citizenship – The Construction of Jewish Belonging in Emergent Poland (1915–1918)," *Simon Dubnow Institute Yearbook X*, 161–184, 2011.
- Silber, Marcos. *Leumiut shona, ezrahut shava! Hama'amatz lehasagat otonomia leyhudei Polin bemilhemet aolam arishona.* Tel Aviv: Tel Aviv University and Zalman Shazar Center, 2014.
- Stein, Wilhelm. "Die politische Entwicklung im polnischen Judentum während der Zeit der Deutschen Okkupation," in: *Die Politische Entwicklung in Kongreßpolen während der deutschen Okkupation*, edited by Paul Roth, 140–181. Leipzig: Koheler, 1919.
- Tzvei konferentsn.* Warsaw, 1918.
- Weiser, Kalman. *Jewish People, Yiddish Nation, Noah Prylucki and the Folkists in Poland.* Toronto: University of Toronto Press, 2011.
- Wróbel, Piotr. "From Conflict to Cooperation: the Bund and the Polish Socialist Party, 1897–1939," in: *Jewish Politics in Eastern Europe: The Bund at 100*, edited by Jack Jacobs, 155–171. New York: New York University Press in association with the Jewish Historical Institute (Warsaw), 2001.
- Wróbel, Piotr. "Przed odzyskaniem niepodległości," in: *Najnowsze dzieje Żydów w Polsce, w zarysie (do 1950 roku)*, edited by Jerzy Tomaszewski, 13–142. Warsaw: Wydawn. Nauk. PWN, 1993.
- Wróbel, Piotr. "The First World War. The Twilight of Jewish Warsaw," in: *The Jews in Warsaw: A History*, edited by Władysław Bartoszewski, Antony Polonsky, 278–290. Oxford: B. Blackwell in association with the Institute for Polish-Jewish Studies, Oxford, 1991.
- Zalewska, Gabriela. "Społeczeństwo żydowskie Warszawy wobec kwestii niepodległości Polski i wojny bolszewickiej," in: *Warszawa w pierwszych latach niepodległości*, edited by Marian Drozdowski, Hanna Szwankowska, 88–101. Warsaw: Typografia, 1998.
- Zielecki, Alojzy. "Żydzi w polskim ruchu niepodległościowym w Galicji przed pierwszą wojną światową i w czasie jej trwania," in: *Żydzi w Małopolsce. Studia z dziejów osadnictwa i życia społecznego*, edited by Feliks Kiryka, 289–296. Przemyśl: Południowo-Wschodni Instytut Naukowy w Przemyślu, 1991.
- Zieliński, Konrad. "Od bojkotu do pogromu. O zajściach antysemickich w Królestwie Polskim jesienią 1918 roku," in: *Żydzi i judaizm we współczesnych badaniach polskich IV*, edited by Krzysztof Pilarczyk, 211–226. Cracow: Polska Akademia Umiejętności, 2008.
- Zieliński, Konrad. "Reperkusje traktatu Brzeskiego z 1918 roku dla stosunków Polsko-Żydowskich." *Studia Judaica* 5–6, 95–115, 2002–2003.
- Zieliński, Konrad. "Stosunki polsko-żydowskie w Królestwie Polskim w czasie I wojny światowej na przykładzie działalności rad miejskich." *Kwartalnik Historii Żydów* 206, 164–194, 2003.
- Zieliński, Konrad. *Stosunki polsko-żydowskie na ziemiach Królestwa Polskiego w czasie pierwszej wojny światowej.* Lublin: Wydaw. UMCS, 2005.
- Zieliński, Konrad. *W cieniu synagogi. Obraz życia kulturalnego społeczności żydowskiej Lublina w latach okupacji austro-węgierskiej.* Lublin: Wydaw. UMCS, 1998.
- Zieliński, Konrad. "Żydzi pod okupacją Austro-Węgierską w wyborach do samorządu miejskiego 1916 roku." *Kwartalnik Historyczny* CIX, 1, 61–78, 2002.

Zygmuntowicz, Zygmunt. "Żydzi w Legionach Józefa Piłsudskiego." *Żydzi w służbie Rzeczypospolitej 1, 1918–1939. Żydzi bojownicy o niepodległość Polski* (reprint), edited by Andrzej Krzysztof Kunert, 239–244. Warsaw: Rada Ochrony Pamięci Walk i Męczeństwa, 2002.

PRESS

Der jüdischer Arbeiter (Vienna)
Der Moment (Warsaw)
Dos Yidishe Folk (Warsaw)
Dziennik Zarządu Miasta Stołecznego Warszawy (Warsaw)
Głos Poranny (Warsaw)
Głos Stolicy (Warsaw)
Głos Żydowski (Piotrków Trybunalski)
Hatsfira (Warsaw)
Haynt (Warsaw)
Lebensfragen (Warsaw)
Neue Freie Presse (Vienna)
Polen (Vienna)
Rozwaga (Warsaw)
Varshaver Togblatt (Warsaw)

ARCHIVES

Archiwum Państwowe w Krakowie (ApwK) (Cracow)
Central Zionist Archive (CZA) (Jerusalem)
Lavon Archives (Tel Aviv)
Politisches Archiv des Auswärtiges Amt (Berlin)
YIVO Archives (New York)

POLAND? BUT WHICH? JEWISH POLITICAL ATTITUDES TOWARD THE POLISH STATE IN FORMATION DURING WORLD WAR I

Summary

What kind of country are we talking about when we speak of Poland from the perspective of the organized Jewish political leadership in Poland? What should the scope and characteristics of the new Polish state in their view be? What kind of relations should Poland have with neighbouring states, as well as within, among its various populations and societies?

The paper explores the changing answers given by different political Jewish leadership in a period of liminality – the interval between two stages and two distinct situations: the imperial order (Austrian and Russian) and the Polish national state. It examines Galicia and the Congress Poland from 1914 to 1918 when the territory was disputed among different empires and nations and its fate was far from clear.

The article claims that the different visions of Poland presented by the Jewish leadership were grounded in two assumptions. The first was that the Jews as an integral part of society were legitimately entitled to express their own vision of the future state, the second – that the Jews, as an integral part of society, were entitled to equality on all levels of social life. That is the reason, the article claims, behind the demands for a fair distribution of the state's resources regardless the mother tongue, religion, or ethno-national identification.

The efforts the leaders of the Polish Jewry made to include the Jews as a minority group equal to others in the Polish state took place in the framework of the ethno-national *ethos* as the constitutive principle of state-building. The changing political circumstances and the growing hegemonic discourse based on the nation and nationality brought, claims the article, to the raising of a new Jewish national leadership during World War I. This leadership became convinced that, in the light of the discriminatory policies and growing anti-Jewish violence, only a mechanism of minority rights could guarantee Jewish existence in Poland.

Adj. Marta Radwańska

Alfrun Kliems
(Humboldt University of Berlin)

LITERARY REFLECTIONS ON POSTIMPERIAL VIOLENCE
IN EAST-CENTRAL EUROPE AFTER 1918:
WITTLIN – HAŠEK – VANČURA

There is an irony in Socrates and there is also
a romantic irony, but the ‘World War’ gave birth
to yet another kind of irony: the irony of history,
the irony of events, the irony of things. Events
themselves bring together and drag down into one space
and maelstrom things so dissimilar and mutually exclusive
as victory and defeat, the comic and the tragic, the elevated
and the lowly.¹

The above are observations made by the philosopher Karel Kosík in the course of his remarks on Jaroslav Hašek’s *The Good Soldier Švejk*. In *The Vanquished*, a historian Robert Gerwarth comes soberly to the conclusion that in terms of the end of the World War I, the peace of 1918 remained an illusion in east-central Europe during the interwar years.² According to this view, the chaos and fighting continued and even the supposed winners should in fact be counted among the losers.

As such, Gerwarth contradicts a view of history in which the apparent losers (the supranational empires and their dominant ethnic groups) are contrasted with the apparent winners (the liberated nations in their newly established states).

According to Gerwarth, the reason for this disillusion lays in the structural impossibility of fulfilling national ambitions in regions shaped by the empire.

For one thing, every national project labours at a utopian surplus, that is, at impossible fantasies and rhetorics inflated to an eschatological degree of collective and individual redemption, of revolution and preservation.

For another, the historically evolved political geography of the multi-ethnic empires remained intact beyond nationalization. In this geography of cultural mixing and ambiguity, every national project was destined to be frustrated by a neighboring project, or to frustrate another in turn.

¹ Karel Kosík, “Švejk and Bugulma, or, the Birth of Great Humor,” in: idem, *Crisis of Modernity: Essays and Observations from the 68 Era*, 87–99 (London: Rowman and Littlefield Publishers, 1995), 98–99.

² Robert Gerwarth, *The Vanquished. Why the First World War Failed to End, 1917–1923* (London: Penguin Books, 2016).

The result was violent conflicts around partitions in the post-imperial region; wars; civil wars; and ethnic cleansing, at whose always only temporary conclusions, unsatisfied ambitions remained – that is, everybody felt like they had lost. And, this is how large parts of east-central Europe finally became what Timothy Snyder convincingly called them – *bloodlands*.³

In his essay *Combat as an Internal Experience* (*Der Krieg als inneres Erlebnis*) written in 1922, Ernst Jünger clairvoyantly remarked: “War is not the end, but the beginning of violence. It is the hammer mill in which the world will be shattered into new borders and new communities”.⁴ Gerwarth, in his study, points out that the literature, in almost paradigmatic fashion, concurred with this reversal – from an initial euphoria and salvation prophecies into disillusionment and the promulgation of violence.

In the following paper, I would like to trace Kosík’s irony of the history, Gerwarth’s lack of illusions, and Jünger’s prophecy of violence in three classic World War I novels, by Jaroslav Hašek, Vladislav Vančura and Józef Wittlin, written in the decades after 1918: *The Fateful Adventures of the Good Soldier Švejk and his Fortunes in the World War* (*Osiudy dobrého vojáka Švejka*, 1918–1922) by Hašek; *Fields of Plough, Fields of War* (*Pole orná a válečná*, 1925) by Vančura, and *Salt of the Earth* (*Sól ziemi*, 1935) by Wittlin.

The novels have three aspects in common: first, the poetics of each is marked in a compressed way by the style of narrating the assassination in Sarajevo in 1918; second, three picaresque figures – Švejk, Řeka and Niewiadomski, respectively – stand at the centre of each novel; and third, in addition to the war itself, each novel looks proleptically at its consequences, even if the narrated time does not extend to the end of the war.

Based on Kosík, Gerwarth and Jünger, it seems to be indeed a literature of post-imperialist violence. The rhetorical figures of barbarization and self-barbarization, inversion of subject and object, and fragmentation of space are particularly significant in the books, demonstrating the aesthetic processing of the reversal from euphoria over the end of the war to frustration over the continuing violence. These figures correspond to a remarkable degree with the unfulfilled peace after 1918, and all can be found in the novels of Hašek, Vančura and Wittlin. In the remarks that follow, I would like to attempt a comparative synopsis of the novels with the aid of three quotes.

THE GOOD SOLDIER ŠVEJK, OR THE FRAGMENTATION OF SPACE

Hašek’s *The Good Soldier Švejk* notoriously employs rhetorical figures that can be understood as gestures of the fragmentation of space – that show, for example, devastated areas and interrupted routes. I would like to trace these

³ Timothy Snyder, *Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin* (New York: Basic Books, 2010).

⁴ Ernst Jünger, “Der Kampf als inneres Erlebnis,” in: idem, *Essays I: Betrachtungen zur Zeit*, 11–103 (Stuttgart: Klett-Cotta, 2010), 73.

gestures through Švejk's anabasis from Tábor to České Budějovice. The anabasis, and also, later, his journey on the Russian-Austrian front to Galicia, represent a reflection on an imperial mobility that prefigures the post-imperial mobility.

But, before delving into the destruction of space, let me consider the fragmentation of Hašek's character. Sylvie Richterová has posited, among other things, that Švejk is less a literary character or a real popular hero than a principle that structures the text; she understands Švejk as a character that functions as a reflection: "In Hašek's novel, the architecture of mirrors, in which stupidity itself is reflected without ever recognizing itself, is simply precise and absolute".⁵ Similarly, Zdeněk Mathauser interprets Švejk by reading him as a mask: "Švejk cannot be divided into a mask of appearance and the essence of his being hidden behind it. If he is a mask, then he is nothing else than a mask. Before us stands not Švejk's mask, but a Švejk-mask".⁶ For Mathauser, Švejk is, thus, both a mirror and a realizer figure, through which the novel's plot is executed. Daniela Hodrová also attests to a certain marionette quality in Švejk, as well as, again, a clown mask.⁷ Ute Rassloff calls Švejk a "protean text constant",⁸ and Hans Dieter Zimmermann analyzes him as a "destructive discourse".⁹ I could go on with these patterns of interpretation – but in each case, Hašek's character remains largely shapeless and characterless. He disintegrates almost accommodingly into witty splinters.

Considering the fragmentation of space, I understand Švejk as a sounding box that functions like a cavity resonator and amplifies the vibrations of the catastrophes that took place in east-central Europe. This becomes especially clear in the initial scene, which reflects the assassination of the archduke Franz Ferdinand, in which the charwoman Müllerová states: "And so they've killed our Ferdinand".¹⁰ At that, Švejk unleashes a torrent of speech, referring to two more Ferdinands: one of them – a street cleaner who collects dog excrement, the other – a hairdresser who accidentally poisons himself with hair tincture.

Peter Zajac interprets the passage as a transition from the simple statement that the archduke Ferdinand has been slain into a performative act that Švejk executes: "At the beginning of the novel, there is a stereotype of journalism that transforms narratively into a performative act, however banal and inferior".¹¹ Zajac identifies this point, at which the story machine "Švejk" starts up, as the

⁵ Sylvie Richterová, "Jasnozřivý génius a jeho slepý prorok: Haškův Dobrý voják Švejk," in: idem, *Slovo a ticho*, 126–141 (Praha: Československý spisovatel, 1991), 137.

⁶ Zdeněk Mathauser, "Švejková interpretační anábáze," in: idem, *Estetické alternativy. Jazyk vědy a jazyk poezie*, 70–83 (Praha: GRYF, 1994), 71.

⁷ Daniela Hodrová, "Postava člověka-stroje v české literatuře," in: idem, *Průmysl a technika v novodobé české kultuře*, 172–179 (Praha: Ústav teorie a dějin umění ČSAV, 1988), 176.

⁸ Ute Rassloff, "Wer oder was ist Švejk? Der 'brave' Soldat als proteische Textkonstante," in: *Osteuropäische Lektüren*, ed. Mirjam Goller et al., 193–207 (Frankfurt: Peter Lang, 2000).

⁹ Hans Dieter Zimmermann, "Jaroslav Hašek. Leben und Legende. Ein Nachwort," in: Jaroslav Hašek, *Der Urschwejk und anderes aus dem alten Europa und dem neuen Russland*, 359–387 (München: DVA, 1999), 380.

¹⁰ Jaroslav Hašek, *The Good Soldier Švejk and His Fortunes in World War*, trans. Cecil Parrott (London: Penguin Books, 2005), 3.

¹¹ Peter Zajac, "Schwejk und die Erhabenheit des Banalen," in: idem, *Ästhetik des Schwingens*, 219–240 (Frankfurt: Peter Lang, 2015), 227.

moment of the transformation of the sublime into the banal, which is constitutive of the text.

Frau Müllerová's simple statement feeds on the conventional authority of writing; the event was officially made known through announcements, dispatches, and the press. Already with his first appearance in the novel, Švejk infects this official authority with his stories, but he also infects the novel as such – and, in fact, the entire genre of a “novel”.

It is in this sense that I understand Přemysl Blažíček's observation: “The text remains constantly behind the author's design, for it gushes uncontrollably into the distance”.¹² However, Blažíček continues, the reader does not have the impression that the plot will advance to the same extent. This finding leads us to the chapter on the anabasis of Budějovice. Here, Švejk has accidentally pulled the emergency brake of the train taking him and Lieutenant Lukáš to their regiment. Švejk, thus, remains behind, alone, in the station at Tábor, and tries to make it through to his regiment by his own wits. In the meantime, he turns west rather than south, convinced that all routes lead to Budějovice. He wanders around in a circle, ends up with the gendarmes, where he is taken for a Russian spy, and in the end is put onto a train to Budějovice.

Švejk's advance to Budějovice stands for the aesthetics of space in Hašek. The text itself goes in circles, continually missing its own, or its putative, centre: the front and the war raging there. The war is the novel's starting point, to be sure, but in no way is it its goal. On various occasions, the narrator renders this invisible war visible to the reader – but just briefly; an example is the scene at the station in Tábor:

Before the arrival of the passenger train the third-class restaurant filled up with soldiers and civilians. They were predominantly soldiers of various regiments and formations and the most diverse nationalities whom the whirlwinds of war had swept into the Tábor hospitals. They were now going back to the front to get new wounds, mutilations and pains and to earn the reward of a simple wooden cross over their graves. Years after on the mournful plains of east Galicia a faded Austrian soldier's cap with a rusty Imperial badge would flutter over it in wind and rain. From time to time a miserable old carrion crow would perch on it, recalling fat feasts of bygone days when there used to be spread for him an unending table of human corpses and horse carcasses, when just under the cap on which he perched there lay the daintiest morsels of all – human eyes.¹³

Here, Hašek's narrator teaches us everything we need to know about the centre, about the war. Švejk himself cannot do so, because he has never been there. As in the novels of Vančura and Wittlin, Hašek's narrator also imagines the end of the war with a graveyard scene and shows, proleptically, the area emptied of humans after the war. This rendering-visible, however, has factored in Švejk's own failure from the start, for the war and its dead are so cursorily alluded to that the reader is practically programmed to overlook them. Especially since these spots in the text, like everything in the novel, are overrun by Švejk's torrent of words. As such, the novel disrupts not only the observation of the war, but with it, the official powers standing behind it – decenters and provincializes them. Consistently anti-hierarchical, the novel also dispenses with a counter-hierarchy or utopia, which is implicit within any dystopia.

¹² Přemysl Blažíček, *Knihy o epice. Naši / Švejk / Zbabělci* (Praha: Triáda, 2014), 152.

¹³ Hašek, *The Good Soldier Švejk and His Fortunes in World War*, 230.

Zdeněk Mathauser saw the character of Švejk linking reflection and emptiness into an ideally typical unity.¹⁴ At the same time, the proleptic scene of the dead in Tábor is a reflection of emptiness itself. Preceding this scene, a “whirlwind” had blown in all the future dead in Tábor. This evokes the pertinent desert associations of penetrating winds and accumulating sands, emptiness, ephemerality and evanescence. In addition, the novel addresses the fate of the region directly by crossing presentist, horizontal imagery with historical, vertical imagery. The future dead emerge from the spatially horizontal to gather in a train station restaurant; this location condenses their evolved diversity – the various regiments, cultures, languages, places of origin – but, tellingly, not their social differences. The aristocratic officers remain aloof; the multicultural cannon fodder mix among themselves. A hostel of peoples *en miniature*. But, unlike Švejk, who is sitting next to them and drinking beer with them, the others must go on; he can remain in the carefree surroundings of his stories, but they, unlike Švejk, must continue on to the center, to the battlefield – where they will perish.

Jurij Lotman sees the periphery as “the area of semiotic dynamism”.¹⁵ The centre is normative and prioritized, but ultimately lacks original creative impulses. Radical creativity occurs in the marginal zones. This Lotmanesque overlay of centre and periphery is also reflected in Hašek’s train station scene. The emptiness of the post-imperial realm is experienced as painful in this downfall fantasy also because it seems to remain untouched by Švejk’s talk. This attests to the almost poetic, but also sobering, narrative style that is fundamentally differentiated from Švejk’s polyphony. Švejk’s narrative approach can reach the centre of his story as little as he himself can. Without Švejk, meanwhile, the centre becomes monophonic, because his sounding box fails to resonate in the space in front of him. What will remain from this reading after the war is east-central Europe as a minus-representation, an emptied-out realm with a crow as its only witness.

Similarly, to how Hašek lets his hero circle around a centre, his language is also not oriented toward the centre, but around colloquial Czech (*obecná čeština*) and spoken Czech (*hovorová čeština*), both of which phonetics and morphology depart from the standard language. At the same time, his novel is sprinkled with multilinguality, Germanisms and Russianisms, with obscene sayings, ribald curses, and the jargon of the lower classes, constituting an incessant subverting of linguistic norms. Bohumil Hrabal wrote that “Hašek is living proof of a downward shift”, through which he attains “a certain sublimity”. “Like a magician”, his Švejk conquers “the degenerated world with his speech”.¹⁶ This links up to Peter Zajac’s observation on the tension in the novel between the sublime and the banal.

Thus, the area between Galicia and Tabor, between Prague and the front, can be described not only as a constellation of centre and periphery, but also as a *rhizome*, after Gilles Deleuze and Felix Guatarri. This means that in *The Good*

¹⁴ Zdeněk Mathauser, *Na cestě ke smyslu. Poetika literárního díla 20. století* (Praha: Torst, 2005), 24–25.

¹⁵ Jurij M. Lotman, *Universe of the Mind. A Semiotic Theory of Culture* (London – New York: I. B. Tauris & Co. Publishers, 1990), 134.

¹⁶ Bohumil Hrabal, “Na struně mezi kolíbkou a rukví,” in: idem, *Sebrané spisy Bohumila Hrabala 15: Domácí úkoly*, 9–12 (Praha: Pražská imaginace, 1995), 12.

Soldier Švejk there is neither centre nor periphery, no regulatory, ordering force, only a proliferating interior space. This corresponds to the figure of Švejk, whose performative speech acts aim at delay, interruption, and accumulation. And, that is how, according to Joseph Vogl, the “syntagma of the text” falters, “because the paradigms of his sentences bifurcate and accumulate and in ongoing displacement or permutation constantly amount to ‘the same thing.’ The disjunctive syntheses stop the text’s progress, and transform even him into that in-between thing: an endless oscillation”.¹⁷

Discrete, originally separate, and incommensurable elements are continually rearranged and brought into a new complex of meaning in Hašek’s novel: places, events, persons, and objects. The result is a hyper-encoded rhizomatic fabric of signifiers, although Švejk, as “discourse” remains invariably enigmatic enough to guarantee his creator a kind of mild smile of knowing authority.

THE BAD SOLDIER ŘEKA, OR, THE INVERSION OF SUBJECT AND OBJECT

Vladimir Vančura’s 1925 expressionist novel *Fields of Plough, Fields of War* is a text in which “everything is part of a highly symbolic *mise-en-scène*”.¹⁸ Kristina Kallert describes the novel, newly retranslated into German, as an “explosive compression [...] also on the level of sound, rhythm, and syntax”.¹⁹ If that description can be applied to expressionist poetics as a whole, it is particularly fitting for the poetics of Vančura’s novel.²⁰

According to Zuzana Říhová, in the postwar Czech literature, the programmatic texts of the avant-garde might appear charged with euphoria, but the artistic texts are marked by melancholy: “In contrast to the ‘heroism’ of the utopian programmes, Czech avant-garde prose uncovered the overlooked melancholy of the post-war world and humanity. The binary opposition of man / thing is in fact the hidden common denominator to the two groups”.²¹ The proclaimatory, collective enthusiasm of the manifestoes is contrasted with the feeling-world of figures in which fear, misery, confusion, and alienation prevail. According to her, a “revolt of inanimate objects”²² dominates in post-1918 literature. The anthropomorphized objects – streets, buildings, windows, ceilings – threaten and aggrieve people. The most striking features of this in early avant-garde prose are the anthropomorphizing of things and the objectification of living beings. In Vančura’s novel, this is performed via the death scene of one of the protagonists.

¹⁷ Joseph Vogl, *Über das Zaudern* (Zürich-Berlin: Diaphanes, 2007), 78.

¹⁸ Kristina Kallert, “Sich verkehrende verkehrte Welt,” in: Vladislav Vančura, *Felder und Schlachtfelder*, 217–233 (Wuppertal: Arco Verlag, 2017), 228.

¹⁹ Ibidem, 231.

²⁰ Rajendra A. Chitnis, *Vladislav Vančura: The Heart of the Czech Avant-Garde* (Praha: Karolinum Press, 2007), 105–107.

²¹ Zuzana Říhová, “‘Nothing is Certain.’ Czech Postwar Literature between the Avant-Garde and Expressionism,” *Central Europe* 2, 125–140 (2016), 139.

²² Ibidem, 138.

The novel begins in the fictitious manorial village Ouhrov, from where František Řeka joins the World War I. But, before Řeka enlists, he murders a day laborer, simply because he feels like this. In contrast to Hašek's character, the servant Řeka does make it onto the battlefield. And first, the novel lines up the classical sites of the Great War literature *in extenso*: train stations, bordellos, hospitals, bars, and barracks. Vančura's narrator introduces Řeka to us right from the start, explicitly, as an idiot, and so in this way he is certainly related to Švejk, who calls himself an "official idiot". Řeka has a foolish spirit; he is a sucker who always orients himself on others' opinions. Like Švejk's torrents of speech, Řeka's seems never to dry up, although it occurs primarily in his own head. In the end, Řeka is wounded on the battlefield and buried ceremoniously as an unknown soldier – though it is unclear whether at that point he is really dead:

Frantisek Řeka was lifted up and carried away, unconscious. He couldn't drink, for he had no mouth, [...]. I would give [...] any amount of money for a single cry: Ouhrov. For he who is speaking knows me, he would rush over, take me by the hand and would recognize that I am Frantisek Řeka, the servant from Ouhrov. [...] He is not a man any longer, but rather a mystery with a wound for a face. His name lies forgotten in the heaven of the impoverished. He is nothing but a wound. [...] The nameless one was lifted above all names and all heads, as it must be in war, the fool was lifted up. [...] The last soldier of the world war, eavesdropping on murderers who have not been condemned. His face is striped with worms, and the weeping wounds look up and wait for the honorable mound to be scattered over the grave.²³

The "fury of war",²⁴ according to Vančura, shattered his face and ripped out his tongue; instead of a mouth, he was left with a "crater" (*nálevka*). The illiterate man becomes not only language-less, but also nameless, for which, since he can neither say nor write down his name or where he comes from, he remains unidentifiable. He threw away the capsule containing his credentials at the start of the war out of a deep mistrust of writing as a symbol of the authorities. It is his own fault that he is nameless, and no one listens even as he knocks out the rhythm of his name on the frame of the stretcher. The crater form of his face mirrors the craters of the bombs and explosions at the front – the bombed earth, into which Řeka, as unknown soldier, goes – which he becomes. He has long since become an object of the "God of slaughter",²⁵ the dead object or death's object. Rajendra Chitnis writes, "the novel ends [...] with a macabre image of degeneration, of a dead face waiting for resurrection".²⁶

Vančura's Řeka is only the most prominent of his figurations in which the subject declines into an object. As such, it seems to be a paradigm, and is also to be found in Hašek and Wittlin, the latter of whom's protagonist is nameless from the start, as per his name: Piotr Niewiadomski. Coming from the Polish adjective "niewiadomy" the name Niewiadomski means "unknown". Conversely, in his stories, Švejk lists name after name with an obsessive naming mania – with the result that the names are immediately forgotten again.

²³ Vladislav Vančura, *Pole orná a válečná* (Praha: Československý spisovatel, 1953), 166–175.

²⁴ Ibidem, 150.

²⁵ Ibidem, 164.

²⁶ Rajendra A. Chitnis, *Vladislav Vančura: The Heart of the Czech Avant-Garde* (Praha: Karolinum Press, 2007), 110.

In contrast, the reader watches Vančura's protagonist *en detail* as he desperately tries to get someone to pay attention to him, as he tries to escape his own objectification. From the start, the novel denounces the hope, expressed by the narrator, of a victory of the disenfranchised after the end of the war. For ontological evil has been present since before the outbreak of war – when the pathologically envious Řeka murders his fellow servant Hora for no reason. Hora, not least through the telling name “mountain”, embodies the “nameless uplands”.²⁷ The landscape that Vančura depicts is poor, its inhabitants tired and silent; all they know is deprivation. But unlike Řeka, the peaceful Hora submits to his fate, continues to live and work even after his wife dies giving birth to their child. One way of interpreting the novel is that the war, at best, upgrades the evil by infecting everyone with it.

In Vančura's text, Řeka's namelessness and homelessness become united with lack of order and loss of order. It begins with the news of the death of the heir apparent, which, as in Hašek, shapes the contours of the novel's poetics. But, whereas Hašek, in order to show fate's grotesque aspect, turns the sublimity of the death announcement into the banal sphere of Svejk's stories, Vančura resorts to hyperbole:

The stupid journalist, who metamorphoses three times before it will be granted to him to croak under a splendid blow, noisily toots and heralds, announces and spreads a death that means nothing to anyone, and that even the *kaiser* won't cry over. Chaff, burned in the fire, a name, lowly and unknown, forgotten including its title, in the hour of death. [...] An undeserved end, a small bit of news so unfortunately repeated in the daily papers. A tiny sigh and a moment of abiding at this much too distant disaster. Where is Sarajevo, where is this country?²⁸

Language, as here with the proclamation of the assassination of the heir apparent, is never innocent, and cannot ever be so – this is a reflection that recurs throughout the novel. The narrator seems not to want to come to terms with this, and makes two prophecies to the journalist that reported the news of the archduke's assassination. First, his name will be lost to history; he won't even be an unknown soldier – at best, an unknown prophet of war. Second, the narrator is desirous of his death – as though the messenger himself were guilty of the war's outbreak.

Vančura also links the murder of Hora to the announcement of the assassination, as Rajendra Chitnis explains: “Řeka's killing of Hora is equated in the novel with Gavrilo Princip's assassination of the archduke Ferdinand, news of which reaches Ouhrov at the same time, entirely eclipsing Hora's death. The news means little to the peasants and less to Řeka, who in his confusion thinks his action has caused the war”.²⁹

While Hašek's poetics casts its lot with the bitter irony of history in Kosík's sense, Vančura lets his language proliferate malignantly from the start, in order to wake the dead to ghostly life – to release the living, made desperate by the perversion – literally – of war. Analogously, Vančura's elementary spatial constructions do not prefigure the utopian visions of freedom described by the

²⁷ Vančura, *Pole orná a válečná*, 7.

²⁸ Ibidem, 81.

²⁹ Chitnis, *Vladislav Vančura: The Heart of the Czech Avant-Garde*, 98.

narrator; rather, they allude to the unavoidable fragmentation of space beyond the war. In that sense, they are similar to Hašek's statement in the train station scene in Tábor: "Two rivers, like a world divided into two, like east and west, that rubbed against each other at their edges, that pulled against each other. As if forests had marched off".³⁰

Vančura's conflict of alleged cultural areas "east" versus "west" is here figured as elemental, as forces of nature; is imagined as a struggle of fire, rivers, woods. It enters like a naturist-romantic vision of annihilation as hope of salvation. The motifs are intimately interwoven with the *topos* of an empire that is cracking up, the result of which is an aggressiveness that seizes everything, including the text itself. The elapsing imperial centre becomes a site of dis-order, beyond any order: "The imperial armies have transformed into gangs, and in the outskirts of the city the mob goes around and jeers at the grim scarcities".³¹

To Vančura's battlegrounds appertain the unmaking of the natural space of the steppe, an existential power of de-differentiation, of entanglement and annihilation: "Let the old world go under, let it go belly-up, so that something new can be founded in the wastelands of the cities, and the wide pathless space of the steppes might narrow down to a single street".³²

The novel doesn't just hint at the apocalypse, but is an apocalyptic work, a "fever dream of peoples", as Arne Novák, disturbed, found.³³ For him, the work resembles a fatalistic "savage, expressionistic grimace".³⁴ Here, Novák is alluding not least to Řeka, to whom only a bloody mask remains. And, in the announcement of the "new" he saw, at best, "a millenarian hope for a future better world".³⁵ For where the foundations for this better world – or the single street – are supposed to come from, remains completely unclear; there is not a single character in the novel who survives the war uncorrupted. Which is probably why F. X. Šalda called Vančura's dark vision of the end times an "epic myth",³⁶ thus, placing the war epic in proximity to the avant-garde epics of Alfred Döblin and James Joyce.

THE UNKNOWN SOLDIER NIEWIADOMSKI, OR, SELF-BARBARIZATION

Józef Wittlin's 1935 novel *Salt of the Earth* (*Sól ziemi*) is the first part of a never-completed trilogy, which Wittlin had originally conceived with the title *Tale of a Patient Infantryman* (*Powieść o cierpliwym piechurze*), referring directly to Hašek's Švejk. His protagonist is the illiterate Hutsul Piotr Niewiadomski, who

³⁰ Vančura, *Pole orná a válečná*, 169.

³¹ Ibidem, 171.

³² Ibidem, 172.

³³ Jiří Poláček, "Dvoji pohled na Vladislav Vančuru. Arne Novák a F. X. Šalda," in: *Sborník Filozofické Fakulty Brněnské Univerzity* 5/6, 73–78 (2002/2003), 74.

³⁴ Ibidem.

³⁵ Ibidem.

³⁶ Ibidem.

lives in the Carpathian Mountains – a train lineman who is conscripted during the Austrian mobilization. Similarly, to Švejk and Řeka, Niewiadomski is a fool: naive, overly sensitive, and innocent. But, he is not a classic trickster figure, like Švejk; instead, he is rather a kind of “godly child”. He is not a chatterbox, but rather a quietly participating observer with a childlike disposition.

Wittlin also poetically addresses the war-inciting assassination in Sarajevo, but stages it, according to Thomas Grob, as an “empty space” in Jurij Lotman’s sense.³⁷ The absence of “an element that is not used” in a text is, according to Lotman, always “meaningful”, for it represents an “organic component of the graphically located text”.³⁸ In Wittlin’s prologue, the *kaiser* is annoyed by the murder of the heir because even after his death he will not leave him in peace, and he thinks with a trace of pride that, if nothing else, he has outlived him.

Wittlin places the war preparations of Austro-Hungary along the train routes of the eastern-central Europe at the centre of his story, while the war itself remains in the background. The novel ends as actual hostilities begin in Galicia, in August 1914. The good-natured Hutsul Niewiadomski derives his self-image from his service to the imperial centre, as signified by his train lineman’s cap with imperial emblem – not like the cap that, in Hašek, lies over the grave of the unknown soldier. At the same time, for Niewiadomski letters are evil, which means he represents a more innocent pendant to Vančura’s Řeka. Niewiadomski lives with Dietlind Hüchtker,

according to other rules of significance and value categories than the world of modern nationalism, war logics and political power relations. [...] The place on the borders of civilization has become a place on the periphery, from which perspective the center appears as irrational and illogical. And it is precisely the hopelessness of being heard in the center, a fact that is becoming ever clearer, that turns into a modern critique of the logic of progress. For this perspective is not to be confused with a backward-looking nostalgia. Galicia is no Arcadia, but represents further possibilities of modernity, beyond dominant norms and modes of thought.³⁹

Wittlin’s irony is not that dissimilar to Hašek’s. For Thomas Grob, both aesthetics prefigure a “decidedly peripheral perspective”. For him, Hašek’s Švejk is “socially peripheral”; Wittlin’s Niewiadomski, on the other hand, is “regionally and culturally” marginal.⁴⁰

Hüchtker’s reflection can also be applied to Švejk’s “advance”, in which he in fact continually circles around the centre of the war, which is for him irrational and idiotic, without both, Švejk and the centre, having a language for each other. In a qualified sense, echoes of Vančura’s post-imperial loss of order are also recognizable, with the result that the mob goes marauding through the cities.

³⁷ Thomas Grob, “Der huzulische Blick. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs und die Wahrheit der Peripherie in Józef Wittlins *Salz der Erde (Sól ziemi)*,” in: “The Long Shots of Sarajevo” 1914: Ereignis-Narrativ-Gedächtnis, ed. Vahidin Preljević, Clemens Ruthner, 471–489 (Tübingen: Narr Francke Attempto, 2016), 475.

³⁸ Ibidem.

³⁹ Dietlind Hüchtker, “Der ‘Mythos Galizien.’ Versuch einer Historisierung.” *Kakanien Revisited* (2003). Accessed August 28, 2018. <http://www.kakanien-revisited.at/beitr/fallstudie/DHuechtker2>, 10.

⁴⁰ Grob, “Der huzulische Blick. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs und die Wahrheit der Peripherie in Józef Wittlins *Salz der Erde (Sól ziemi)*,” 483.

But, above all, Hüchtker's remark makes clear that interpreting Niewiadomski as a "noble savage", as a representative of a naively comprehended, idealized pre-Modernity, would be wrong. Instead, in his character we can perceive the rhetorical strategy of barbarization and self-barbarization. Since early modern times, notions such as "barbarian" have been aimed as derogatory invectives at various eastern European communities. This external discourse, however, did not occur without a response from those thus categorized; negative hetero-stereotypes have been adopted by the communities in question as self-descriptive metaphors. How does this paradox work? Dirk Uffelmann pointed out that self-barbarization draws on strategies of mimicry to build subaltern identities that, after adapting to imported cultural models, perform a gesture of conciliatory self-assertion. The alienated or estranged entity turns a negativized alterity into an affirmation of the ostracizing *cliché*.⁴¹ Though self-barbarization refrains from constituting a positive identity through self-description, it does reflect and enact experiences of decomposition and deterritorialization.

Wittlin uses this strategy of individuation, in which he sets the barbarian Niewiadomski's own "pure" culture against a corrupt civilization in order to invert the originally normative relationship between centre and periphery with the help of an emphatically displayed marginality. Namely, before Niewiadomski is sent to the front, he must pass the army's physical examination. Naked among other naked men, he looks around:

Some [bodies] were intimate with the sun, the earth and the wind, making their nakedness seem entirely natural; in fact, they would have appeared unnatural when fully dressed. Others were pale and their nakedness was alien to them, because they had never come into direct contact with the earth and the atmosphere, communicating with it only through animal skins, wool, cotton and linen. The bodies of the Jews were especially pale and unaccustomed to the earth. [...] On seeing so many bodies, so many physical defects, disabilities and signs of obvious strength, Piotr felt as though he was sitting among those savages who go around naked and live in caves. He had heard that somewhere, beyond America, there existed such people. [...] Piotr Niewiadomski fell to pondering about nudity and clothing. He recalled the first human being in the Holy Scriptures, who was a gardener in the Garden of Eden. He moved unconcernedly among the wild animals, among lions and tigers, who were as naked as he was.⁴²

The naked men are the barbarians, and clothing is civilization. Naked, people in all their differences are equal in at least one way – in their defenselessness, and in the sinful innocence of Adam: "Nearly all the toes were vulnerable, innocent and bashful, like little girls, even those of people whose hands looked as though they were tools for crime".⁴³ Thus, all the men sitting next to Niewiadomski step up as barbarians, in order to be "clothed". This occurs in an act of civilizing, which is to say the appropriation of their bodies by the *kaiser* – with the final goal being their destruction. Accordingly, the civilizing act turns out to be a literal perversion: health becomes a deadly malady, and infirmity becomes a saving grace that helps one avoid getting sent to the front.

⁴¹ Dirk Uffelmann, "Konzilianz und Asianismus. Paradoxe Strategien der jüngsten deutschsprachigen Literatur slavischer Migranten," *Zeitschrift für Slavische Philologie* 2, 277–305, (2003).

⁴² Józef Wittlin, *The Salt of the Earth* (London: Pushkin Press, 2018), 86–87.

⁴³ Ibidem, 86.

Some of the men, in their healthy barbarism, are still “intimate with the sun, earth, and wind”; others are already ailing from civilization. For Niewiadomski, the most civilized (in a negative sense) of them all – those who, stripped of their clothing, are the most distanced from themselves – are the Jews. Niewiadomski himself stands somewhere in the middle. Civilization begins with him as a perverting force: in his barbaric nakedness, he slowly begins to feel ashamed. Soon, of all things, he uses the instruments of power of the *kaiser* and the church to cover his shame: he holds up the order of conscription and his certificate of baptism in front of his nakedness. And, it is no accident that once again civilization’s power is signaled by the writing he finds so suspect.

But, although Niewiadomski tries to cover his nakedness with writing, he remains a representative of a naive trustfulness understood as anti-civilizing. Unlike the all-knowing narrator, he does not even consider the option of ensuring his own safety by dissembling. And that, although his body is actually worn out by honest and hard (barbarian) work. However, he does not comprehend the reversal of values that war brings with it: “What had been evil before the 28th of July – for example catarrh of the lungs, heart disease, chronic gastroenteritis or a hernia – was after the 28th of July not only a source of joy but something akin to a cast-iron defence against death”.⁴⁴

In the wake of the exam, Niewiadomski receives a number and a uniform. On his way to the barracks, he is stripped of his identifying name, which has already long since been revealed to the reader by the Polish name Piotr Niewiadomski. Even his origin is unknown: his mother was a Hutsul, his father apparently an aristocratic Pole – a classic *topos* of romantic barbarian-ennoblement.

But, even the prologue plays with the doubling of his namelessness, by, at the end, calling out the word “unknown” six times. This is an invocation of the unknown soldier, whom the narrator wants to exhume for the reader: “My word will raise him from the earth in which he lies; he will forgive me this exhumation. Unknown is the Unknown Soldier”.⁴⁵ Anna Frajlich described Wittlin’s work as “preoccupation, bordering on obsession, with the notion of the ‘unknown’”.⁴⁶ For Ewa Wiegandt, Wittlin is not least for that reason a “theoretician of pacifism”.⁴⁷ Wittlin’s description of the examination, writes Wiegandt, unfolds “dialectically” between the “alienation of the person and the sacralization of institutions”.⁴⁸ In a similar manner, the rampant phenomenology with which Wittlin’s narrator describes the variety of naked bodies through Niewiadomski’s eyes evokes what will become of them in the next step: a uniformly clothed, coherent mass – a stopover on the way to the de-differentiated pile of corpses somewhere in the vastness of Galicia, of which Hašek’s narrator speaks; or in the grave of the unknown soldier, as in Vančura.

⁴⁴ Ibidem, 90.

⁴⁵ Ibidem, 41.

⁴⁶ Anna Frajlich, “Two Unknown Soldiers,” in: Józef Wittlin, *Between Lvov, New York and Ulysses’s Ithaca*, ed. idem, 47–58 (Toruń – New York: Nicolas Copernicus University, 2001), 47.

⁴⁷ Ewa Wiegandt, “Wstęp,” in: Józef Wittlin, *Sól ziemi* (Wrocław: Zakład Narodowy im. Ossolińskich, 1991), xxv.

⁴⁸ Ibidem, lxv.

CONCLUSION

All three of the World War I novels discussed here anticipate post-imperial violence, to some extent up to the later cataclysms of the twentieth century. According to Thomas Grob, it is in this way that they take into account central moments from the past century, including the “loss of culture, of individuality, of otherness”.⁴⁹ We could also include the loss of mature moral and political orders and social security. Grob points out the role that Galicia as region plays in the novels. This cannot be traced solely to the biographies of the respective authors or the reality of Galicia as theatre of war; it becomes rather “literarily possible only through the particular multi-ethnic demographic structure of east Galicia, and the semantic content that is built upon that. Since this came about not least through literature itself, the deployment of these Galician images always has an intertextual character. This world is characterized by its complex diversity, which was looked at very differently after World War I than before, since it was already well on its way to disappearing; the next world war would complete the elimination of this diversity”.⁵⁰

Building on Thomas Grob’s observations, I would like to point to the rhetorical figurations here introduced: barbarization and self-barbarization, subject-object inversion, and gestures of fragmenting space. I believe that in the prose of east-central Europe after 1918 and beyond they create an experience of the anti-political, of dystopia and an apocalypse.

When Anna Frajlich remarks that Wittlin “saw his own book as ‘a testimony to the war as seen, experienced, and suffered by simple soldiers’”,⁵¹ then within this testimony lies, if nothing else, the poetic prophecy of the subsequent violent ethnic segregation of east-central Europe. Here, more than elsewhere, pertained the dark vision of Ernst Jünger in *Combat as an Internal Experience*:

But the war is not dead when no more villages or cities are burning, when millions with clenched fists no longer bleed to death in the fire, when people are no longer strapped like whimpering bundles to bare tables in hospitals. It is also not born with a few statesmen and diplomats, as many believe. All that is external. The true sources of war spring deep in our breasts, and everything hideous that inundates the world at times is just a mirror image of the human soul, revealing itself in events.⁵²

More than a generation later, Czesław Miłosz and Milan Kundera would counter the post-1918 fatalism born of the war(s) with an enlightened vision that filled the catastrophic region once more with political desire. And, it is perhaps therein that the real significance of the debate around the central Europe lies.

⁴⁹ Thomas Grob, “Die huzulische Sicht der Dinge. Józef Wittlins Jahrhundertroman *Das Salz der Erde*,” *Neue Zürcher Zeitung*, August 14 (2001), 55.

⁵⁰ Grob, “Der huzulische Blick. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs und die Wahrheit der Peripherie in Józef Wittlins *Salz der Erde* (*Sól ziemi*),” 473.

⁵¹ Frajlich, “Two Unknown Soldiers,” 47.

⁵² Ernst Jünger, “Der Kampf als inneres Erlebnis,” in: idem, *Essays I: Betrachtungen zur Zeit*, 11–103 (Stuttgart: Klett-Cotta, 2010), 43.

BIBLIOGRAPHY

- Blažíček, Přemysl. *Knihy o epice. Naši / Švejk / Zbabělci*. Praha: Triáda, 2014.
- Chitnis, Rajendra A. *Vladislav Vančura: The Heart of the Czech Avant-Garde*. Praha: Karolinum Press, 2007.
- Frajlich, Anna. "Two Unknown Soldiers," in: *Józef Wittlin. Between Lvov, New York and Ulysses's Ithaca*, edited by Anna Frajlich, 47–58. Toruń–New York: Nicolas Copernicus University, 2001.
- Gerwarth, Robert. *The Vanquished. Why the First World War Failed to End, 1917–1923*. London: Penguin Books, 2016.
- Grob, Thomas. "Der huzulische Blick. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs und die Wahrheit der Peripherie in Józef Wittlins *Salz der Erde* (*Sól ziemi*)," in: *"The Long Shots of Sarajevo" 1914: Ereignis-Narrativ-Gedächtnis*, edited by Vahidin Preljević, Clemens Ruthner, 471–489. Tübingen: Narr Francke Attempto, 2016.
- Grob, Thomas. "Die huzulische Sicht der Dinge. Józef Wittlins Jahrhundertroman *Das Salz der Erde*." *Neue Zürcher Zeitung*, August 14, 2001.
- Hašek, Jaroslav. *The Good Soldier Švejk and His Fortunes in World War*. Translated by Cecil Parrott. London: Penguin Books, 2005.
- Hodrová, Daniela. "Postava člověka-stroje v české literatuře," in: idem, *Průmysl a technika v novodobé české kultuře*, 172–179. Praha: Ústav teorie a dějin umění ČSAV, 1988.
- Hrabal, Bohumil. "Na struně mezi kolíbkou a rakoví," in: idem, *Sebrané spisy Bohumila Hrabala 15: Domácí úkoly*, 9–12. Praha: Pražská imaginace, 1995.
- Hüchtker, Dietlind. "Der 'Mythos Galizien.' Versuch einer Historisierung." *Kakanien Revisited* (2003). Accessed August 28, 2018. <http://www.kakanien-revisited.at/beitr/fallstudie/DHuechtker2>.
- Jünger, Ernst. "Der Kampf als inneres Erlebnis," in: idem, *Essays I: Betrachtungen zur Zeit*, 11–103. Stuttgart: Klett-Cotta, 2010.
- Kallert, Kristina. "Sich verkehrende verkehrte Welt," in: Vladislav Vančura, *Felder und Schlachtfelder*, 217–233. Wuppertal: Arco Verlag, 2017.
- Kosík, Karel. "Švejk and Bugulma, or, the Birth of Great Humor," in: idem, *Crisis of Modernity: Essays and Observations from the 68 Era*, 87–99. London: Rowman and Littlefield Publishers, 1995.
- Lotman, Jurij M. *Universe of the Mind. A Semiotic Theory of Culture*. London – New York: I. B. Tauris & Co. Publishers, 1990.
- Mathauser, Zdeněk. *Na cestě ke smyslu. Poetika literárního díla 20. století*. Praha: Torst, 2005.
- Mathauser, Zdeněk. "Švejková interpretační anabáze," in: idem, *Estetické alternativy. Jazyk vědy a jazyk poezie*, 70–83. Praha: GRYF, 1994.
- Poláček, Jiří. "Dvoji pohled na Vladislav Vančuru. Arne Novák a F. X. Šalda," in: *Sborník Filozofické Fakulty Brněnské Univerzity 5/6*, 73–78. 2002/2003.
- Rassloff, Ute. "Wer oder was ist Švejk? Der 'brave' Soldat als proteische Textkonstante," in: *Osteuropäische Lektüren*, edited by Mirjam Goller et al., 193–207. Frankfurt: Peter Lang, 2000.
- Richterová, Sylvie. "Jasnozřivý génius a jeho slepý prorok: Haškův Dobrý voják Švejk," in: idem, *Slово a ticho*, 126–141. Praha: Československý spisovatel, 1991.
- Řihová, Zuzana. "'Nothing is Certain.' Czech Postwar Literature between the Avant-Garde and Expressionism," *Central Europe* 2, 125–140, 2016.
- Snyder, Timothy. *Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin*. New York: Basic Books, 2010.
- Uffelmann, Dirk. "Konzilianz und Asianismus. Paradoxe Strategien der jüngsten deutschsprachigen Literatur slavischer Migranten," *Zeitschrift für Slavische Philologie* 2, 277–305, 2003.
- Vančura, Vladislav. *Pole orná a válečná*. Praha: Československý spisovatel, 1953.
- Vogl, Joseph. *Über das Zaudern*. Zürich-Berlin: Diaphanes, 2007.
- Wiegandt, Ewa. "Wstęp," in: Józef Wittlin, *Sól ziemi*. Wrocław: Zakład Narodowy im. Ossolińskich, 1991.

- Wittlin, Józef. *The Salt of the Earth*. Translated by Patrick John Corness (London: Pushkin Press, 2018).
- Zajac, Peter. "Schwejk und die Erhabenheit des Banalen," in: idem, *Ästhetik des Schwingens*, 219–240. Frankfurt: Peter Lang, 2015.
- Zimmermann, Hans Dieter. "Jaroslav Hašek. Leben und Legende. Ein Nachwort," in: Jaroslav Hašek, *Der Urschwejk und anderes aus dem alten Europa und dem neuen Russland*, 359–387. München: DVA, 1999.

**LITERARY REFLECTIONS ON POSTIMPERIAL VIOLENCE
IN EAST-CENTRAL EUROPE AFTER 1918:
WITTLIN – HAŠEK – VANČURA**

Summary

This paper discusses questions like the irony of history, the lack of illusions, and the prophecy of violence in three classic World War I novels by Jaroslav Hašek, Vladislav Vančura and Józef Wittlin, written in the decades after 1918. The novels have at least three aspects in common: first, the poetics of each is marked in a compressed way by the style of narrating the assassination in Sarajevo in 1918; second, three picaresque figures – Švejk, Řeka and Niewiadomski, respectively – standing in the centre of each novel; and, third, in addition to the war itself, each novel looks proleptically at its consequences, even if the narrated time does not extend to the end of the war. The paper tries to reflect on the novels as the literature of post-imperialist violence. Rhetorical figures of barbarization and self-barbarization, inversion of subject and object, fragmentation of space are particularly significant in the books, demonstrating the aesthetic processing of the reversal from euphoria, over the end of the war, to frustration, over the continuing violence. More specifically, these figures correspond with a remarkable degree with the unfulfilled peace after 1918.

Adj. Marta Radwańska

Jean Boutan
(Sorbonne Université)

A WAR POET IN ABSENTIA: THE YEAR 1918 IN JAROSLAV HAŠEK'S LITERARY OUTPUT

The year 1918 is a something of a blind spot in Jaroslav Hašek's literary output. To begin with, uncertainty remains about the very events of his life. He left the Czechoslovakian Legion and joined, at the end of February, the Red Army. Hašek was caught in the long anabasis of the Legion moving towards Vladivostok, and we still do not know much about the details of his life during the few months he spent in Samara and in the city of Bugulma, despite thorough research and field studies by the Soviet writer Aleksandr Mikhaylovich Dunaevsky. The Czech title of the latter's work speaks by itself: *Jaroslav Hašek's disappearance*. "It is commonly known, he mused, that Hašek served in the Red Army. However, the report on this short period of his life is most fragmentary. A few documents, some terse, administrative notices".¹ Jaroslav Křížek's study makes the same observation that little is still known about Hašek's life in the revolutionary Russia, since the author himself, after he came back to Czechoslovakia, at the end of 1920, kept the realities of life in the Soviet Union shrouded in mystery.² In that respect, the polemical figure of the communist writer does not make things easier. The many biases when it comes to that subject, as well as the smear campaign that the Czechoslovakian press carried out against Hašek, do not allow us to take some of the contemporary evidence at face value. Similarly, even though secondary literature from the socialist period in Czechoslovakia provides us with valuable facts about the writer, its apologetic stance reveals an ideological reading of Hašek along the lines of Marxism-Leninism. Above all, Hašek himself, from his deserting the Austro-Hungarian army in 1916, and even more so from 1918 onwards, mostly worked as a propagandist, so that the literary quality of his written production during that period is correspondingly altered.

The author of *The Fateful Adventures of the Good Soldier Švejk During the World War* allegedly told his first wife Jarmila, however, about the continuity in

¹ Alexandr Dunajevskij, *Zmizení Jaroslava Haška* [Jaroslav Hašek's Disappearance], trans. Bohumil Neumann (Praha: Svět Sovětu, 1967), 8: "Všeobecně je známo, že Hašek sloužil v Rudé armádě. Zprávy o tomto krátkém období jeho života jsou však velmi kusé. Několik dokladů, suchá úřední oznamení". Unless stated otherwise, citations are translated by Jean Boutan and Gildas Tilliette.

² Jaroslav Křížek, *Jaroslav Hašek v revolučním Rusku* [Jaroslav Hašek in Revolutionary Russia], (Praha: Naše vojsko 1957), 9–13.

poetical inspiration that led him to compose his famous novel: “I am writing Švejk. It has pursued me for years. On the front, you know, in Russia, everywhere. It began to germinate in me as soon as the war broke out. I felt as if something was being born. This idea I got back then, you know. Fancy that? Please read the first chapter”.³ It may be that this is, in Jarmila Hašková’s posthumous account (1930), a retrospective reconstruction of the genesis of that now world-famous masterpiece. That being said, this testimony must be given a chance, because it suggests a slow maturation of the novel during the war period, rather than going along with the widespread idea that this monument of Czech literature would have appeared almost *ex nihilo* (such great is the disparity between it and the 1911 pre-war short stories about the Good Soldier). Such an idea pervades, for instance, the account made by Hašek’s second wife, Alexandra Lvová (known as Šúra), where the main impression (as indeed for the 1911 stories) is that of an alcohol-fuelled stroke of genius: “Once, it was in the end of February, they came home with Sauer in a good mood. They were laughing, embracing one another, and Jaroslav declared that he had got an idea. That he would write about Švejk. I didn’t know he had already written about Švejk before the war. It was only then he told me, but he immediately announced, this would be something totally different, this would be real literature”.⁴ The year 1918, though, is precisely the one that is missing in that self-identifying war-novel. When the novel was completed by Karel Vaněk, he did not even write about the ending of the war and affirmed that Švejk had disappeared before the October Revolution; we will meet the hero again only after his return to Czechoslovakia in 1920.

This article purports to give an outline of the major evolutions in Hašek’s literary output around the year 1918, a year that saw the end of the World War and, for the writer, the start of the Russian civil war. The Russian Revolution meant for Hašek, as he wrote in 1918, the transition from a “war between States” – or “war between Empires” – to a “war of the proletariat against capitalism”.⁵ The article will be examining the repercussions of the great events of 1918 on the east front – the fall of the Austro-Hungarian Empire, the founding myth of the Czechoslovakian Legion and the beginnings of the Soviet Union – in the literary works of a man who has been taxed for being a renegade to each of the three aforementioned causes. The particular issue of Švejk’s maturation during the war may help us put the year 1918 into perspective with the end (though only to some extent) of the conflicts and the beginning (however protracted) of the post-war period, which determines the novel’s particular stance, as we understand from the frame narrative in the introduction:

³ *Lidský profil Jaroslava Haška* [The Human Profile of Jaroslav Hašek], ed. Radko Pytlík (Praha: Československý spisovatel, Edice vzpomínky a korespondence 1979), 266: “Píšu Švejka. Celá ta léta mne to drželo. Víš, na frontě, v Rusku, všude. Začalo to ve mně hned, jak vypukla válka. Cítil jsem, že se něco rodi. To, co mne napadlo tenkrát, víš. Chceš? Přečti si první kapitolu”.

⁴ *Toulavé house: Zpráva o Jaroslavu Haškovi* [Errant Goose: Report on Jaroslav Hašek], ed. idem (Praha: Panorama, 1982), 285: “Jednou koncem února přišli se Sauerem domů v dobré náládě. Smáli se, objímali a Jaroslav prohlásil, že dostał nápad. Bude psát o vojáku Švejkovi. Já jsem nevěděla, že o Švejkovi psal už před válkou a běhemní. Řekl mi to teprve teď, ale hned prohlásil, že tohle bude něco docela jiného, tohle že bude skutečná literatura”.

⁵ Ibidem, 248.

Today you can meet in the streets of Prague a shabbily dressed man who is not even himself aware of his significance in the history of the great new era. [...] And this quiet, unassuming, shabbily dressed man is indeed that heroic and valiant good old soldier Švejk. In Austrian times, his name was once on the lips of all the citizens of the Kingdom of Bohemia, and, in the Republic, his glory will not fade either.⁶

The story, left unfinished at the time of Hašek's death in 1923, recounts the hero's adventures up to 1915, and nothing is said on how he fared on the east front before coming back to Prague. Our subject here is, thus, the literary aspects of Jaroslav Hašek's disappearance, which is also Josef Švejk's disappearance. In other words, if Hašek's novel was about the Good Soldier's bursting into the World War I, we would like to observe in this article the author himself, walking out of that conflict.

“AUSTRIA BIDS THE MAP OF EUROPE FAREWELL, /
FOR IT HAS NO PLACE ON EARTH ANYMORE”⁷

The year 1918 sees the end of the Austro-Hungarian Empire, which was the trigger in the countries of the dual monarchy for a wealth of writings, from Robert Musil to Josef Roth and from Józef Wittlin to Miklós Bánffy. If one can agree with Claudio Magris in saying that the use of satire did not prevent writers (this is true for Musil in particular) to paradoxically contribute to the emergence of the whole Habsburg Empire myth, it remains that Hašek's humorous approach to the “last days of mankind” theme stands out for its irreverent quality. Armed struggle against the Austro-Hungarian Empire seems to have been Hašek's priority from the time of his capture by the Russian army in September 1915. Until 1918, Austria in particular bears the brunt of his attacks, as the quondam anarchist indulges in a resolutely nationalistic rhetoric and goes as far as espousing the cause of the conservative *Družina* (*the Companions*, renamed after 1915 *Union of the Czechoslovakian Societies in Russia*) founded by Czech migrants in Russia.⁸ He was reusing in his pamphlets, however, literary devices and themes that have been already present in his pre-war works as well as in the Czech tradition of anti-Habsburg satire, but which he can henceforth liberally exploit. In *Švejk in captivity*, a first draft of the novel published in 1917, he brings in Karel Havlíček Borovský in order to come back to the commonplace of the “nation in chains”:

Everybody probably knows that Havlíček readily characterizes the court martials thus: “A court martial is a wild beast”. More than 20 000 victims who have been condemned by these courts in the Czech countries since the war began could wholeheartedly concur with Havlíček.

⁶ Jaroslav Hašek, *The Good Soldier Švejk*, trans. Cecil Parrott (London: Penguin Books, 2000), 1.

⁷ Idem, *Čechoslovjan*, 1916, December 11th (cited by Jaroslav Křížek, *Jaroslav Hašek v revolučním Rusku*, 78): “Rakousko s mapou Evropy se loučí, / prož není místa na zemi”.

⁸ Křížek, *Jaroslav Hašek v revolučním Rusku*, 63–69.

If we count, on average, five years in custody *per capita*, it all adds up to 100 000 years in prison, a handsome figure, for the Czech nation.⁹

This continuity from pre-war anarchism to propagandist activities on the front is materialized in the return of Austrian spy Alexandr Mašek at the end of the short story *On the Tracks of the Prague State Police* [*Po stopách státní policie v Praze*], but this time in Russia. Following the programme of the pre-war satirical journal *Šibeničky* [*The Small Gallows*], the author pledges his character to the gallows: “Alexandr Mašek is still alive, he is currently living in Russia where he takes a deep interest in the Czech question. I have heard it say that he was in prison and would be hanged. Were this to happen, I place in his grave this story in his memory”.¹⁰

This condemnation of the Austrian police state is of course present in *Švejk in captivity*, though not without a pinch of anti-Judaism that reveals, so often as in that first draft, the nation-based antagonisms: “In the shops, you would always find a German Jew or Jewess or yet other loyal informers”.¹¹

By no means is that the only example. Hašek’s writing is constantly reusing and shifting older motifs. In *Švejk in captivity*, numerous memories of the 1911 short stories staging Švejk for the very first time indicate that this new narrative is in the continuity of Švejk’s adventures while in manoeuvres with the Austrian army. At the end of the war, this version is still violently anti-Prussian and anti-Habsburg:

Or, let’s examine the case of Emperor Wilhelm. Any child could tell you that Emperor Wilhelm is mentally backward. At court though, his hare-brained plans are considered strokes of genius. Now-defunct Franz-Joseph I only declared war as a consequence of psychological disorders. The autopsy that was performed on the stupid old man revealed the suppuration of his brain (*atrophia cerebri senilis*). And this was, in the case of Franz-Joseph, nothing but the atavistic imbecility which affects the Habsburg family. When he was young, Charles I was subject to hydrocephalus and was treated at Dr Guggenbühl’s residential home in Abenberg, near Interlaken in Switzerland.¹²

⁹ Jaroslav Hašek, *Dobrý voják Švejk v zajetí* (Praha: Mladá fronta, 2013), 34: “Snad každý ví, že Havlíčkova charakteristika vojenských soudů začíná slovy: „Vojenský soud, to je samec“. Na 20 000 obětí tohoto soudu v českých zemích od počátku války mohlo by klidně podepsat Havlíčkův výrok. Počítáme-li průměrem pět let žaláře na jednotlivce, dělá to pěknou sumu, 100 000 roků vězení pro český národ”.

¹⁰ Idem, “Po stopách státní policie v Praze” [*On the Tracks of the Prague State Police*], *Cechoslovak*, 1916, August 21st (in *Moje zpověď a jiné povídky* [My Confession and Other Short Stories]; Praha: Nakladatelství Lidové Noviny, Česká knižnice, 2008, 255): “Alexandr Mašek zůstal však na živu a nalézá se nyní v Rusku, kde velice se zajímá o českou otázku. Slyšel jsem, že jest zavřen a že má být pověšen. Bude-li pověšen, kladu mu tuto vzpomínku do hrobu”.

¹¹ Hašek, *Dobrý voják Švejk v zajetí*, 35: “v obchodech se vždy vyskytl nějaký německý Žid nebo Židovka, nebo jiný loyální denunciant”.

¹² Ibidem, 56–57: “Nebo si vezměme případ císaře Viléma. Každé malé dítě ví, že císař Vilém trpí úbytkem mozku. Ve dvorních kruzích jeho žvásty a plány považují za geniálnost. Nebožtík František Josef I. vypověděl válku jen následkem duševní poruch. Při pitvě tohoto stupidního starce bylo zjištěno hnísání mozku (*atrophia cerebri senilis*). A u Františka Josefa nebylo to opět nic jiného, než zděděný krenetismus, kterým trpí potomci Habsburků. Karel I. byl v útlém mládí stížen vodnatostí dutin mozkových a osetřován byl ve vodoléčebném ústavě Dr. Guggenbühla na Abenbergu u Interlabenu ve Švýcařích”.

Such scurrilous attacks, endorsed by the narrator himself (as these considerations on the imperial family during Švejk's visit to the asylum), are nowhere to be found in the post-war novel. All quotes from the 1911 short stories have disappeared as well. It is all too evident that times have changed. The short story *The Czech Pickwicks Club* [*Klub českých Pickwicků*] (after Dickens), published in 1917 in the Kiev newspaper *Revolute*, the voice of the Czech conservatives (who were then being outflanked by the Petrograd opposition group), reveals this circulation of motifs in Hašek's works: this time with character satire being wielded in different political contexts. The portrait of the War Prisoners Club's President collaborating with the Union of Czechoslovakian Societies [*zajatecký Klub spolupracovníků Svazu*] Chalupa reminds us of ministers Žáček and Bráf in the eponymous humoresque from 1909/1910:

During last season, he has squandered the club's subscriptions in trips to Petrograd, which The Czechoslovakian always discloses thus: "Yesterday, the President of the association of the Union collaborators has returned to Kiev from Petrograd". "Yesterday, the President of the association of the Union collaborators has left Kiev for Petrograd". Apparently, the Czech revolution is mostly about knowing on which line of the Russian railway rides Mr Chalupa, hunter by trade. Indeed, the evolutions of his ideological tendencies, his political leanings and the touching outpourings of his revolutionary soul could be summed up by the following:

from Kiev to Petrograd 1246 versts,
from Petrograd to Kiev 1246 versts,
from Kiev to Petrograd 1246 versts,
from Petrograd to Kiev 1246 versts.¹³

The incipit of *The Ministers Dr Žáček and Dr Bráf* [*Ministři Dr. Žáček a Dr. Bráf*] serves as an abstract for the whole story:

Whoever follows with some degree of interest the administrative bulletin of the city of Prague will not, without doubt, fail to observe the following information: "His Excellency Minister Bráf has left Prague and is now back in Vienna". "His Excellency Minister Žáček is now back in Vienna, having left in Prague". "His Excellency Minister Bráf has now returned to Prague from Vienna". Thus, Dr Žáček and Dr Bráf keep relieving each other. One arrives in Prague while the other leaves, and vice-versa. That is indeed a fact: there is constantly one of our Czech ministers riding the Prague–Vienna line.¹⁴

¹³ Jaroslav Hašek, "Klub českých Pickwicků" [*The Czech Pickwicks Club*], *Revolute* [Revolution], 1917, April 23rd (Jaroslav Křížek, *Jaroslav Hašek v revolučním Rusku*, 93–94): "Za poslední čtvrt roku projezdí klubovní příspěvky do Petrohradu, což bývá vždy veřejně kvitováno slovy v Čechoslováku: 'Včera vrátil se z Petrohradu do Kijeva předseda spolku spolupracovníků Svazu'. 'Včera přibyl z Kijeva do Petrohradu předseda spolku spolupracovníků Svazu'. To je patrně strašně důležité v české revoluci, po jaké trati jezdí bývalý střelec pan Chalupa v Rusku. A tak celý vývej jeho ideových směrů, politického proudu a celý úchvatný tok jeho revolucionářského ducha dá se vtěsnat do této bilance: z Kijeva do Petrohradu 1246 verst, z Petrohradu do Kijeva 1246 verst, z Kijeva do Petrohradu 1246 verst, z Petrohradu do Kijeva 1246 verst".

¹⁴ Idem, "Ministři Dr. Žáček a Dr. Bráf", *Karikatury* [Caricatures], 1909, November 2nd (cited in *Praha ve dne i v noci* [Prague by day, by night]; Praha: Československý spisovatel, 1973, 58): "Kdo sleduje se zájmem úřední Pražské noviny, ten jistě následující zprávy nepřehlédne: 'Jeho Excelence pan ministr dr. Bráf odjel opět z Prahy do Vídni.' 'Jeho Excelence pan ministr dr. Žáček odjel z Prahy do Vídni.' 'Jeho Excelence pan ministr dr. Bráf přijel z Vídni do Prahy.' A tak se střídá dr. Žáček a dr. Bráf. Bud' přijede do Prahy jeden a odjede druhý, nebo naopak. Faktum je, že na trati Praha–Vídeň jezdí neustále jeden z našich českých ministrů".

These variations on one theme reveal the permanence of satirical and parodic forms and motifs despite the varied causes which characterized Hašek's political engagement during the key years 1917–1918. The commitment to a conservative agenda should not come as a surprise, even for an ex-anarchist and future communist: Hašek's grievance against the Petrograd opposition was first and foremost their compromising of the unity of the Czech movement in Russia and their harming the efficiency of the struggle against Austro-Hungary.¹⁵ This imperative is what, in spite of his expulsion following the publication of *Club of the Czech Pickwicks*, also directs, starting in the second half of 1917, his activity with the Czechoslovakian Legion, the Czechoslovakian National Council Branch in Russia led by Masaryk (the Kiev group of the Union of Czechoslovakian Societies had, by then, been relegated to a minority). As 1918 is starting, and before, Hašek leaves the Legion, the fall of the empire is still the main theme in his satirical writings, for example in the *Small Feuilleton* [*Malý feuilleton*], published in the third issue of *Čechoslovan* on 17 February:

Postdam, Schönbrunn fade away,
Baleful illusions,
While we burn the black and yellow flag.
The Empire's role is done with.¹⁶

When the Czechoslovakian Legion was ordered to go to France, the leaders of the Branch thus refusing to defend Ukraine anymore against the German and Austrian troops, Hašek ironically remarked, in the last issue of *Čechoslovan* on 24 February, pointed out the lack of political courage in front of the enemy with much irony:

In anticipation of the attack the Austrians are preparing in Ukraine, I hereby withdraw all the insults that I wrote against the Austrian Emperor Charles, and fearing his wrath I will flee to Australia.¹⁷

“YOU ARE BOURGEOIS AND OUR ROADS CROSS, /
WE GO TO THE LEFT WHILE YOU TO THE RIGHT”¹⁸

The fight against the dual monarchy is also what makes decide Hašek to leave the Legion. Convinced of the necessity of pursuing the struggle on the east

¹⁵ Křížek, Jaroslav Hašek v revolučním Rusku, 84–85.

¹⁶ Jaroslav Hašek, “Malý feuilleton” [Small Column], *Čechoslovan*, 1918, February 17th (Křížek, Jaroslav Hašek v revolučním Rusku, 138): “Postupim, Schönbrunn ztrací se v dálí / jak nepřijemná fata morgana, / a černožlutý prapor doma pálí. / Úloha říše nyní dohrána”.

¹⁷ Idem, *Čechoslovan*, 1918, February 24th (ibid., 141): “Vzhledem k chystanému vpádu Rakušanů na Ukrajinu odvolávám tímto všechny urážky, které jsem napsal proti rakouskému císaři Karlovi a utíkám před jeho hněvem do Australie”.

¹⁸ Idem, “Malý feuilleton”, *Průkopník*, 1918, April 4th (cited in Radko Pytlík, *Jaroslav Hašek: Data – Fakta – Dokumenty* [Jaroslav Hašek: Data – Facts – Documents]; Praha: Emporius, 2013, 141): “Jste měšťáci a cesty se nám kříží, / my nalevo, vy jdete napravo”.

front, he does not hide his disagreement with the policies of the National Council Branch.¹⁹ When the German and Austrian armies attack Ukraine, Hašek, recently engaged in the Red Army, uses the same argument in tracts written for the legionaries, for example in his call *Soldiers – Revolutionaries!* in April 1918:

Today, the bayonets of Karl Habsburg and Wilhelm Hohenzollern are pointed at the back of Russia, where we have all found protection, and which allowed us to carry out the Czech Revolution.²⁰

Once more, one observes the turnaround of a motif which Hašek frequently drew on in his anti-Austria satire, namely the bayonet backstab – or, bayonet lower back stab, as in his pamphlet against emperor Charles *The Sovereign who Sits on the Czech Bayonets*²¹ [*Panovník, který se posadí na české bajonet*]. This insistence on the same themes and motifs speaks in favour of some constancy in Hašek's positions, even though his changing sides during the year 1917, and even more in February 1918, led the opposition press to label him a traitor, and the Kiev social-democrats, whom he had derided, rejected him as well. He seems however to have stayed true to his engagements every time until his political positions became untenable, which a sarcastic remark from the official organ of the Branch, *Československý denník*, summarized fairly appropriately: "Poor Hašek! There he already felt out! Where shall he go now?"²² In April 1918, Hašek is still hesitating: however inflexible his position on the issue of the Legion's transfer to France, he remains ultimately unconvinced by communism.²³

Hašek of course denied being a traitor to Czechoslovakia, and he would lay the charge on his very accusers in a letter to Jaroslav Salát dated on September 17, 1920:

I travelled from Simbirsk to Irkutsk with the army. The yoke of various important and party-affiliated tasks which I then bore constitute the best material for a polemic with the bourgeoisie in Bohemia, which claim that I have, as you say, "stained my reputation" by joining the Bolsheviks, for base reasons. They themselves can't do without that ideology of "staining one's reputation". They themselves sought just such "stains", first with Austria, then with the Tsar, and then they fairly wallowed in it with French and British capital and "Comrade Tuzar". As far as the last-named person is concerned, it's quite difficult to judge who "stained" himself the worse by association. Long live political speculators!²⁴

¹⁹ Cecil Parrott, *The Bad Bohemian: A Life of Jaroslav Hašek, Creator of the Good Soldier Švejk* (London: Abacus, 1983), 185.

²⁰ Jaroslav Hašek, *The Secret History of my Sojourn in Russia*, trans. Charles S. Kraszewski (London: Glagoslav Publications, 2017), 192.

²¹ Idem, *Čechoslovan*, 1916, November 27th (Křížek, *Jaroslav Hašek v revolučním Rusku*, 80).

²² Křížek, *Jaroslav Hašek v revolučním Rusku*, 186: "Chudák Hašek! Tak už vypadl! Kam se teď obrátí?".

²³ Ibidem, 197.

²⁴ Jaroslav Hašek, the letter to Jaroslav Salát, *The Secret History*, 249–250. In the Czech original, "přimazat se k bolševikům" would mean "to compromise oneself with the Bolsheviks" rather than "to stain one's reputation". Cf. *Tajemství mého pobytu v Rusku* (Praha: Naše vojsko 1985), 175: "Od Simbirská po Irkutsk s armádou, kdy na mně ležela těža různých vážných úkolů partijných i administračních, jest nejlepším materiálem k polemice s buržoazií v Čechách, která tvrdí, že jsem se 'přimazal', jak ty píšeš, k bolševikům. Oni nemohou sami se obejít bez ideologie slova 'přimazat se'. Oni se hleděli přimazati k Rakousku, pak k caru, potom se přimazali ku francouzskému

This new “changing sides” of the writer is validated by an arrest warrant of July 25, 1918: Hašek was “charged with committing the crime of treason against the Czechoslovakian nation”.²⁵ That was the second document of this kind in one year, after a similar notice produced by the Austrian justice in October 1917. That it must have moved Hašek is visible in the wanted notice against the Good Soldier Švejk which serves as a foreword to *Švejk in Captivity*:

The imperial and royal court of the territorial tribunal in charge of criminal affairs in Prague, section IV, has settled the confiscation of all properties of Josef Švejk, cobbler, lately housed at Královské Vinohrady, guilty of deserting and surrendering himself to the enemy, of high treason and of crimes against the State’s martial authority, according to paragraphs 183–194, number 1334, paragraph c, and also to paragraph 327 of the military penal code.²⁶

As the author himself had commented: “How did you end up mixing with these cranks, you who wanted to serve the emperor your master even to the bitter end?”.²⁷ In the introduction of his biography of Jaroslav Hašek, Gustav Janouch – perhaps better known for his *Conversations with Kafka* – adopts, probably unwittingly, the same device, opening his narrative with a portrait of the writer about to be lynched by Czechoslovakians, quoting the wanted notice:

Jaroslav Hašek, the father of the good soldier Švejk, fascinated me from the moment that I caught sight of him for the very first time in a dark raging crowd, more than forty years ago.

The Czech nationalistic legionaries, standing under the command of a certain Oberstleutnant Čerovský, were about to hang Hašek on the Wenceslas square, since the court-martial of the Czech Legions, being faithful to the Entente, had issued a wanted notice against Hašek on July 25th in Omsk, charging him with “several crimes of high treason against the Czechoslovakian Nation”. [...]

You could hear the loud rolling voices of anonymous prosecutors and defenders. People were pushing and jostling one another back and forth. Only Hašek seemed to stand motionless in the crush. What is going on here, actually? What do those people want from me?²⁸

The parallelism between the Austrian and Czechoslovakian proceedings against Hašek finds an echo, as it seems, in his writings. There is an explicit comparison,

i anglickému kapitálu i k ‘soudr. Tuzaroví’. Co se týká posledního, zde velice těžko soudit, kdo se ke komu ‘přimazal’. Ať žijí političtí kečasové!».

²⁵ Charles S. Kraszewski, introduction to Hašek, *The Secret History*, 28.

²⁶ Hašek, *Dobrý voják Švejk v zajetí*, 8: “C. a k. zemský, jakožto trestní soud v Praze, oddělení IV., nařídil zabavit jméni Josefa Švejka, obuvníka, posledně bytem na Král. Vinohradech, pro zločin sběhnutí k nepříteli, velezradu a zločin proti válečné moci státu podle § 183–194, č. 1334, lit. c) a § 327 vojenského trestního zákona”.

²⁷ Ibidem: “Jak ses dostal do styku s těmi číslicemi, ty, jenž jsi přece císaři pánu chtěl sloužit ‘do roztrhání těla’?».

²⁸ Gustav Janouch, *Jaroslav Hašek: der Vater des braven Soldaten Schwejk* (Bern: Francke, 1966), 7: “Jaroslav Hašek, der Vater des braven Soldaten Schwejk, faszierte mich vom ersten Augenblick an, als ich ihn vor mehr als vierzig Jahren in einer dunkel wogenden Menschenmenge zum erstenmal zu Gesicht bekam. Die tschechischen, nationalistisch gesinnten Legionäre, die ein gewisser Oberstleutnant Čerovský führte, wollten Hašek auf dem Prager Wenzelsplatz aufhängen, da das Feldgericht der tschechischen enttentreuen Legionäre am 25. Juli in Omsk gegen Hašek einen Steckbrief erlassen hatte, in welchem von ‘wiederholtem Hochverrat an der tschechoslowakischen Nation’ gesprochen wurde. [...] Man hörte laut rollende Stimmen anonymer Ankläger und Verteidiger. Die Menschen stießen und schoben einander hin und her. Nur Hašek schien in dem Gedränge bewegungslos zu stehen. Was tut sich hier eigentlich? Was wollen die Leute von mir?”.

in particular in the aforementioned article *Why are you off to France*: “For this reason also in the organ of the Branch, *the Czechoslovakian Diary*, they wrote that training, not politicking, was a soldier’s job. According to the fine sentiment of Austro-German militarism: *Maul halten und weiter dienen!*!”²⁹

In the *Adventures of the Good Soldier Švejk during the World War*, where this precept of Austrian militarism is, indeed, also quoted, quips are made against the recently (1918) born Czechoslovakian Republic as well. Though Bretschneider, the new avatar of Alexandr Mašek, is devoured as soon as 1914 by the dogs Švejk sold him, the author’s afterword leaves no doubt as to the fact that the change in regime only meant one police state replacing another:

Lots of people of the type of the late Bretschneider, who under old Austria was a member of the secret police, are still knocking about today in the Republic. They are extremely interested in what people are talking about.³⁰

In the current state of the text dealing with Švejk’s Austro-Hungarian adventures, satire is still directed mostly at the old world; but, it is directed as well, every so often, at post-1918 Czechoslovakia, illustrating what Hašek called the ideology of the verb “*přimazat se*” [*to compromise oneself with somebody*], for example about the book *Stories from the Life of our Monarch*, “which had been written by the present meritorious chief editor of our official Czechoslovakian Republic who doted on old Franz”³¹. In *Švejk in Captivity*, Švejk was the one who had visions of the emperor. In fact, as rewritten by Hašek in 1921 the novel is less systematically anti-Habsburg than during the war. In the already cited humoresque *On the Tracks of the Prague State Police*, there is a short story about Franz-Joseph’s portrait which may bring to mind the famous incident of the flyblown Emperor’s picture at the beginning of the *Adventures*, but is more similar, in diegesis and narrative structure, to the story told by Švejk about the statue of Saint John of Nepomuk, as becomes clear when one compares the two passages:

[...] a few years ago, at the “Black Inn”, he had won at the tombola a plaster cast of Emperor Franz-Joseph I, he would make it drink, talk with it for days on end, and eventually broke its head, then to throw it down the men’s toilets. He was able to prove that he had been as drunk as can legally be required, but he still got disciplined for it.³²

It was hot and he was quite tight, and on the way he saw a pillar and on the pillar was a box and in it under the glass a small statue of St John of Nepomuk. He prayed in front of St John and said to him: “It must be hot for you here; you ought to drink a little. You’re in the sun here. You must certainly sweating all the time”. And so he shook the field-flask, took a sip out of it and said: “I’ve left you a nip too, St John of Nepomuk”. [...] After that John of Nepomuk slept with him in

²⁹ Jaroslav Hašek, “Why are you off to France” in *The Secret History*, 187. *Maul halten und weiter dienen*: “Shut up and keep serving!”.

³⁰ Idem, *The Good Soldier Švejk*, 216.

³¹ Ibidem, 71.

³² Idem, “Po stopách státní policie v Praze”, *Čechoslovan*, 1916, August 21st (*Moje zpověď a jiné povídky*, 250): “[...] jednou před léty v ‘Černém pivovaře’ vyhrál v nějaké tombole sádrový odlitek císaře Františka Josefa I., dával mu připítjet, vedl s ním dlouhé řeči a na konec mu urazil hlavu, kterou pohodil na oddělení ‘pro pány’. Dokázal sice, že byl opilý tak, jak to zákon vyžaduje, ale byl přece veden k evidenci”.

the straw [...] and he always had tremendous luck at cards. Wherever we were in camp he always won, until we came to the district of Prácheň and lay in Drahonice, and there he lost everything, lock, stock and barrel. When we moved off in the morning St John of Nepomuk was strung up on a pear-tree by the road.³³

The development of this motif trades the *ad hominem* anti-Habsburg satire for some anticlerical lampoon. Hašek's target is here conservatism, and he does not spare the young country's establishment when he concludes the first volume of his novel by mocking the bourgeoisie's taste for good form:

We cannot expect the inn-keeper Palivec to speak with the same refinement as Mrs Laudová, Doctor Guth, Mrs Olga Fastrová and a whole series of others who would like to turn the whole Czechoslovakian Republic into a big salon with parquet flooring, where people go about in tail-coats, white ties and gloves, speak in choice phrases and cultivate the refined behaviour of the drawing room. But beneath this camouflage these drawing-room lions indulge in the worst vices and excesses.³⁴

Needless to say, this satire of bourgeoisie conservatism was born in 1918 from the animosity between the author and the Czechoslovakian political leaders. It comes to life in a humoresque called *The Lost Echelon*, under the guise of a curious "political fiction" which introduces the American scientist William Darling's discovery, in 1968, of "some moss-covered railways wagons [...] amidst the abandoned, distant, and unending tracts of the Siberian tundra".³⁵ This happens to be the trains of the leaders of the Branch, whose conservatism Hašek sketches with this telling metaphor. He ridicules the Czechoslovakian epic by imputing the idea of coming back to France via Vladivostok to the reading of Jules Verne's *Around the World in 80 days*, and of travel stories in general, from the novels of Karl May to the Baedeker travel guides. The divorce with the Legion is complete and Hašek's political evolution is apparent in the continuous progression of his works in these same years. The sense of having been let down by the Czechoslovakians – not to have let *them* down – always predominates in his judgment. The words he uses to bid farewell to his former party, at the end of this same short story, can thus be read as a genuine political statement: "And so we too piously repeat those beautiful words, calling, 'Go with God; goodbye forever, glorious old Branch! For all the good you've done here, the really isn't anything to be done for you!'".³⁶

"INSURGENTS ARE WE, THE ARMY OF THE BARRICADES"³⁷

If indeed Hašek regarded himself as left on the side lines of the twists and turns of Czechoslovakian politics, the idea of an alethic process in his adherence

³³ Idem, *The Good Soldier Švejk*, 442–443.

³⁴ Ibidem, 215.

³⁵ Hašek, *The Secret History*, 88 (originally published in *Průkopník*, 1918, May 24th).

³⁶ Ibidem, 92.

³⁷ Idem, "Malý feuilleton", *Průkopník*, 1918, April 4th (cited in Pytlík, *Jaroslav Hašek*, 175): "My vzbouřenci jsme, vojsko barikád".

to Soviet communism (according to Jaroslav Křížek), or, of a conversion brought about by a Lenin speech (Radko Pytlík)³⁸, sound, to say the least, rather naive. In the collection of short stories entitled *In Command at Bugulma* and published in 1921 in the newspaper *Tribuna*, Hašek also derides Soviet Russia, and only with a somewhat crooked argument can one make a plea (as Janouch does) for the poet's doctrinaire Marxist-Leninist orthodoxy:

The laughter of his post-war humoresques, born of the war experience in Russia, did not address the political situation, but the people who were still stuck in the intellectual cage of the past.³⁹

His disengagement from political life upon his return to Prague, even though the Czechoslovakian communist party was just being founded, seems to contradict such an interpretation, despite Hašek's occasional collaborations with the newspapers *Rudé právo* [*The Red Law*] and his pro-Soviet Union declarations, as reported by his friends. According to Pytlík, Hašek had, in fact, signed contracts for the publication of serials – *Svejk among the Bolsheviks* and *Svejk in Holy Russia*, but he abandoned these projects in favour of a more ambitious one, *The Fatefull Adventures of the Good Soldier Švejk*.⁴⁰

Hašek, it would seem, took up the story of his own adventures from the start of the war, and the rewriting of *Švejk in Captivity* in the four volumes of the *Adventures of the Good Soldier Švejk during the World War* suggests that indeed the novel could well have carried on with "Svejk in Holy Russia" and "among the Bolsheviks", of which *In command at Bugulma* was a first draft. This is all a conjecture, but one cannot help noting that whereas the pre-war short stories were completely fictitious, the *Adventures of the Good Soldier*, as well as *In command at Bugulma*, combined fiction with autobiographical elements. It would seem likely that Hašek purposed to set in a roman-fleuve – "of course, it shall be a novel long as [Jan] Otto's *Instructive Dictionary*",⁴¹ he used to tell his friends – the sum of his experience, from the World War up until Švejk's return to Czechoslovakia. One can assume, first, that what he envisaged was a fictional synthesis of all his works and projects from the war and just after it, thus highlighting the continuity of his literary output; secondly, that the novel would be written in the same tone, and that the satire would extend, not only to Austria-Hungary and to the Czechoslovakian movement, but to Soviet Russia as well.

Yet, the importance of Hašek's communist engagement in his journey must not be played down. He definitely showed the same zeal in his engagement for the Soviet cause as in his work as a propagandist for the Union of Czechoslovakian Societies or in his venture with the Legion. Hašek himself protested of his earnestness in the already quoted letter to Salát:

³⁸ Cf. Radko Pytlík, *Náš přítel Hašek* [*Our Friend Hašek*], (Prague: Mladá fronta, 1979), 162.

³⁹ Janouch, *Jaroslav Hašek*, 190: "Das Lachen seiner aus den russischen Kriegserfahrungen geborenen ersten Nachkriegshumoresken war nicht gegen die politischen Verhältnisse, sondern nur gegen die Menschen gerichtet, welche ständig noch in dem geistigen Käfig der Vergangenheit steckten".

⁴⁰ Cf. Pytlík, *Toulavé house*, 285.

⁴¹ Idem, *Náš přítel Hašek*, 187: "vždyť to bude román jako Ottův slovník naučný".

I sloughed my instability over the course of thirty months of incessant work in the Communist Party and at the Front – save for a petty adventure after our brothers stormed Samara in 1918, and it fell to me to play the sad role of the son of a German settler from Turkestan, idiot from birth, who was separated from his home in his youth and wandered about the world. This I did for two whole months in the Samara gubernia until I was able to make it to Simbirsk. However, it fooled the sly patrols of the Czech armies who were passing through the country at the same time.⁴²

Dunaevsky duly emphasizes the romantic and highly Hašekian quality of this episode, dated precisely from June 1918, of which he gives a more thorough and detailed report.⁴³ This role, which seems to be coming straight from Švejk, ultimately asserts, in Hašek's letter, his loyalty to the socialist Revolution. It displays, indeed, the author in a situation where the only way out was to join the troops of the Red Army; they after all knew very well how to employ the author.

It also cannot be denied that the quondam anarchist has felt sympathies from the start towards a Revolution which, to him, threatened German and Austrian imperialisms:

And we will all go hand in hand,
as we sang in the years of Omladina,
like the vanguard of the great revolution,
fighting for all to live in a better world.⁴⁴

In this poem though, as Křížek remarks, Hašek above all retains, from the October Revolution and its aftermath in the geopolitics of the world war, the international impact. Hašek attributes the same role to the October Revolution as to the struggle against Austria-Hungary on the Russian front, in *Švejk in Captivity*: “outside, far off and far away, north of Vienna, some sparkles glowing in the ashes of overlong centuries, which all kinds of articles of law hadn't been able to smother yet, were catching fire”.⁴⁵ This metaphor of blazes in the east and the glimmer of dawn is spun out by Hašek right through his political journey in Russia, including the article *Why are you off to France*:

Off to France, so as not to participate here in the renovation of the Russian Army; so as not to actively participate in the Russian Revolution; so as not to aid the Russian nation to shore up the republic of the Soviets, from which emanate rays of liberation to the entire world, including our own nation.⁴⁶

This metaphor, thus, prepares the setting up of the conventional image of light rising in the east, which is found as well in the proletarian poems of the young Jaroslav Seifert, for example *The Good News*, dedicated to another proletarian poet and critic who had written about Švejk, Ivan Olbracht:

⁴² Hašek, *The Secret History*, 249.

⁴³ Dunajevskij, *Zmizení Jaroslava Haška*, 18–24.

⁴⁴ Jaroslav Hašek, “Malý feuilleton”, *Cechoslovan*, 1918, February 17th (Křížek, *Jaroslav Hašek v revolučním Rusku*, 138): “A všichni půjdem ruku v ruce, / jak píše zní k nám z Omladiny let, / jak přední stráže velké revoluce, / všem vybojovat lepší svět”.

⁴⁵ Idem, *Dobrý voják Švejk v zajetí*, 50: “venku, daleko odtud, daleko na sever od Vídne se víc a více rozhořívaly jiskry, doutnající v popelu dlouhých staletí a ne zcela udušené všemožnými paragrafy”.

⁴⁶ Idem, *The Secret History*, 191.

over in the East our eyes discern salvation,
 over in the East, in the cornflower blue far away,
 a crown made of rye is emerging,
 with the hammer and the sickle.⁴⁷

Hašek himself gladly uses Christian – if not sometimes mystical – imagery when he is talking about the Russian Revolution: “We will be the apostles of the new resurrection of the Russian Republic”,⁴⁸ he claims in *Soldiers – Revolutionaries!*, with an exaltation that reminds one of Alexander Blok’s *The Twelve* (in an article also dated from April 1918, it was from Ernest Denis, however, that Hašek borrowed, for the Hussites, the image of the “apostles of freedom”).⁴⁹ English translator Charles S. Kraszewski notices with right: “The ‘atheist’ Hašek has found a faith, it seems, and – if words like these are to be taken at face value – the conversion was of Pauline significance”⁵⁰

In that respect, Hašek’s support of the Soviet Revolution appears to be founded less ideologically than poetically. Hašek’s writings reveal him as not so much a theorist than a man of action: the engagement in the political action is constant, but in defence of a cause which changes in accordance with the historical situation. Hašek keeps claiming just this: “We are the avant-garde of the rebellion, and the avant-garde must remain here!”⁵¹ The line “Insurgents are we, the Army of barricades”⁵² is used in two different “serials” (*feuilleton*), on 24 February 1918 in the last issue of *Čechoslovan* and on 2 April 1918 in the second issue of the Soviet review *Průkopník [The Pioneer]*. The Revolution provides Hašek with a consistent frame in which to express the moral imperative he acknowledged even before his engagement in the ranks of socialism. But, this is not the only figure one may identify him with. In 1918, Hašek constantly refers to Hussitism, in which he finds the same hypostasis of action. In the last issue of *Čechoslovan*, he had already ended the *Small Column* with a comparison between the struggle against the Austro-Hungarian Empire and the Taborite rebellion:

We'll reduce to ashes the imperial armies
 We'll trample the wiles of these proud lines,
 After a hundred years still you'll hear the cry “Forward, Tábor!”
 And the clamour of our weapons amidst the raging fires.⁵³

This comparison becomes clearer as one follows Hašek’s political evolution in the spring of 2018, in the article *To the Czech Army. Why are you off to France?*

⁴⁷ Jaroslav Seifert, *Město v slzách [City in Tears]*, Dílo Jaroslava Seiferta I (Praha: Akropolis, 2001), 37: “tam na východě vidí oči spásu, / tam na východě, v dálce barvy chrp, / vychází věnec žitních klasů, / kladivo a srp”.

⁴⁸ Hašek, “*Soldiers – Revolutionaries!*”, *The Secret History*, 194.

⁴⁹ Idem, “*Čeští komunisté století patnáctého*” [*Czech Communists back in the Fifteenth Century*], *Průkopník*, 1918, April 4th (Křížek, Jaroslav Hašek v revolučním Rusku, 180): “apoštoly svobody”.

⁵⁰ Idem, *The Secret History*, 50.

⁵¹ Ibidem, 191.

⁵² Idem, “*Malý feuilleton*”, *Čechoslovan*, 1918, February 24th and 1918, April 4th (Křížek, Jaroslav Hašek v revolučním Rusku, 139, 179).

⁵³ Ibidem, “V prach rozdrtíme vojska císařova / a pyšných rodů zašlapeme lest. / ‘Hr! Tábor!’ zazní po stech letech znova, / v požáru dýmu zbraní našich třesk”.

where he arguments against the Nation Council Branch by associating Hussitism and socialism: "We must remain here! Each one of us who knows that we are the direct descendant of the Taborites, the very first socialist communists in Europe, must remain here! And every single Czech knows this!".⁵⁴

Hussitism is however at this point a reference which Hašek shares with Masaryk, of whom he still speaks sympathetically.⁵⁵ His position gets more radical as early as the second issue of *Průkopník*, where he comes back twice to the historical model, first in a new verse *Feuilleton*, then in the article *Czech Communists back to the Fifteenth Century* [*Čeští komunisté století patnáctého*], published under the pseudonym of Dr Vladimír Stanko.

Our father Žižka didn't give orders to Maxa⁵⁶,
He was a communist who beat the lords hollow,
And if today he'd led the revolution,
He would have burned to the ground the whole of the Branch.⁵⁷

In his erudite article, Dr Stanko minimizes the theological and religious significance of the Hussite reform to emphasize, drawing on Ernest Denis, the act of rebellion inherent to the movement: "The importance of Hus lies in his revolt against the authority of dreadful Rome, before which all Europe was trembling [...]. Denis writes that Hus' road to the stake was the most beautiful gesture of his rebellion. His fire went out, but the flames lit along the Rhine have set ablaze, far up to the North, the small land of Bohemia".⁵⁸ The author also notes the sociopolitical aspects of this revolt, and the comparison with the Russian Revolution is indeed explicit.

Even in the satire *In Command at Bugulma* is Žižka a figure of identification, when the narrator, taking up a position in Bugulma, is welcomed by the town officials:

In his address, [the mayor] said that he trusted that I would have mercy on the town. I must have seen like Žižka at the gates of Prague, especially when I caught sight of the schoolchildren in the crowd.⁵⁹

The same year (1921), Hašek demonstrates, in the humoresque *A Small Misunderstanding*, the same fascination with the theme of armies in campaign and the upheaval that follows in local geopolitical relationships. The narrator is

⁵⁴ Idem, *The Secret History*, 191.

⁵⁵ Křížek, Jaroslav Hašek v revolučním Rusku, 177.

⁵⁶ Prokop Maxa was the delegate of the Czechoslovakian National Council in Petrograd.

⁵⁷ Jaroslav Hašek, „Malý feuilleton“, *Průkopník*, 1918, April 4th (Křížek, Jaroslav Hašek v revolučním Rusku, 180): "Nás tatík Žižka Maxy nebyl vůdce, / byl komunistou, všechny pány bil, / a kdyby dnes byl vůdcem revoluce, / tu 'Odbočku' by celou upálil".

⁵⁸ Idem, "Čeští komunisté století patnáctého": "Nejde tu o to, proč byl Hus upálen, zdali pro čtrnáctou či devatenáctou thesi. Význam Husův jest v jeho vzpouře proti autoritě onoho hrozného Říma, před kterým se trásla celá Evropa. [...] Denis praví, že Husova cesta na hranici byla nejkrásnějším gestem vzpoury. Hranice jeho uhasla, ale plameny od Rýna zapálily daleko na severu malou českou zem. Trocnovský sedláč-voják Žižka udeřil pěstí na stůl své chalupě a řekl: 'Hrr na pány!' A po něm z českého jihu to opakovaly sedlácké pěstě přes Tábor na Prahu, do údolí Ohře, na východ k Orlici".

⁵⁹ Idem, "In Command at Bugulma", *The Secret History*, 116.

sent to Omsk by the Siberian revolutionary committee, and has to bring back to Irkutsk general Sun-Fu, a delegate of the Republic of China, so that the representative of the Popular Commission for Foreign Affairs may negotiate with him a deal on the frontiers of Soviet Russia with Mongolia and China. On his way to Urga, he is joined by local populations, Buryats, Mongols etc. so that he eventually arrives in Urga accompanied by thirty thousand men.

The personal experience of Hašek's engagement in the Red Army in Siberia is combined here, humoristically, with a historical picture of epic dimensions. The ambition to paint a heroic epic is something very new about the post-war Švejk: "Great times call for great men",⁶⁰ as the novel's introduction now announces. The afterword again considers this project, and concludes about the novel: "It is a historical picture of a certain period of time".⁶¹ The heroic comical indeed is always about setting the individual's smallness against the greatness of the times. But, history has replaced the personal point of view which directed the citing of the wanted notice as an introduction to *Švejk in Captivity*. Similarly, the attribution to the characters of the novel of autobiographical traits now goes without any of the interventions of the homodiegetic narrator, who set himself as an eyewitness to mention that he was at the war with Švejk: "I saw with my own eyes Biegler, the cadet, start to cry during one such conversation, and Major Wenzel pat him on the shoulder".⁶²

The abandonment of a subjective viewpoint on the action may be, after all, an influence of historical materialism on a work of fiction which, contrary to Hašek's propaganda writings, has little recourse to the terminology of Marxism-Leninism. That Hašek would now forfeit the nationalist rhetoric of the early years of his engagement against Austria was also in keeping with revolutionary internationalism; such an evolution may have been prompted by his opposition to the representatives of the Czechoslovakian Republic in the Legion. However, what came first and foremost was revolutionary action, which condemned the armistice, officially ending the first worldwide conflict, to be nothing more than a parody of peace, as long as social injustice endured: "Mír je na papíře". Peace is only on paper.⁶³

BIBLIOGRAPHY

- Dunajevskij, Alexandr. *Zmizení Jaroslava Haška* [Jaroslav Hašek's Disappearance]. Translated by Bohumil Neumann. Praha: Svět Sovětu, 1967.
- Hašek, Jaroslav. *Dobrý voják Švejk v zajetí*. Praha: Mladá fronta, 2013.
- Hašek, Jaroslav. *Moje zpověď a jiné povídky* [My Confession and Other Short Stories]. Praha: Nakladatelství Lidové Noviny, Česká knižnice, 2008.

⁶⁰ Idem, *The Good Soldier Švejk*, 1.

⁶¹ Ibidem, 214.

⁶² Idem, *Dobrý voják Švejk v zajetí*, 87–88: "Sám jsem viděl na vlastní oči, jak kadet Biegler se dal při takové rozmluvě s ním do pláče a jak mu major Wenzl poklepal na rameno".

⁶³ Idem, *The Secret History*, 194.

- Hašek, Jaroslav. *Praha ve dne i v noci* [Prague by Day, by Night]. Praha: Československý spisovatel, 1973.
- Hašek, Jaroslav, *The Good Soldier Švejk*. Translated by Cecil Parrott. London: Penguin Books, 2000.
- Hašek, Jaroslav. *The Secret History of my Sojourn in Russia*. Translated by Charles S. Kraszewski. London: Glagoslav Publications, 2017.
- Janouch, Gustav. *Jaroslav Hašek: der Vater des braven Soldaten Schwejk*. Bern: Francke, 1966.
- Křížek, Jaroslav. *Jaroslav Hašek v revolučním Rusku* [Jaroslav Hašek in Revolutionary Russia]. Praha: Naše vojsko, 1957.
- Lidský profil Jaroslava Haška [The Human Profile of Jaroslav Hašek]. Edited by Radko Pytlík. Praha: Československý spisovatel, Edice vzpomínky a korespondence, 1979.
- Parrott, Cecil. *The Bad Bohemian: A Life of Jaroslav Hašek, Creator of the Good Soldier Švejk*. London: Abacus, 1983.
- Pytlík, Radko. *Jaroslav Hašek: Data – Fakta – Dokumenty* [Jaroslav Hašek: Data – Facts – Documents]. Praha: Emporius, 2013.
- Pytlík, Radko. *Náš přítel Hašek* [Our Friend Hašek]. Praha: Mladá fronta, 1979.
- Pytlík, Radko. *Toulavé house: Zpráva o Jaroslavu Haškovi* [Errant Goose: Report on Jaroslav Hašek]. Praha: Panorama, 1982.
- Seifert, Jaroslav. *Město v slzách* [City in Tears]. In *Dílo Jaroslava Seiferta I*. Edited by Jiří Flaišman. Praha: Akropolis, 2001.

A WAR POET IN ABSENTIA: THE YEAR 1918 IN JAROSLAV HAŠEK'S LITERARY OUTPUT

Summary

This article purports to give an outline of the major evolutions in Hašek's literary output around the year 1918, a year that saw not only the end of the world war, but also, for the writer himself, the start of the Russian civil war. The Russian Revolution meant for Hašek, as he wrote in 1918, the transition from a "war between States" – or "war between Empires" – to a "war of the proletariat against capitalism". The lack of safe information about Hašek's biography during this short, yet crucial, period of his life does not still prevent us from retracing the repercussions of the great events of 1918 on the east front – the fall of the Austrian-Hungarian Empire, the founding myth of the Czechoslovakian Legion and the beginnings of the Soviet Union – in the literary works of an author who has been taxed for being a renegade to each of the three aforementioned causes. The particular issue of Švejk's maturation during the war may help us to put the year 1918 into a perspective with the end (though, only to some extent) of the conflicts and the beginning (however protracted) of the post-war period. Whereas the novel was about the Good Soldier's bursting into the conflict, this article observes Hašek himself, walking out of the world war.

Adj. Marta Radwańska

Agnieszka Hudzik
(Universität Potsdam)

KRIEG, EXIL UND DIE SEELE DES DICHTERS. HERMANN BROCH UND JÓZEF WITTLIN IM BRIEFWECHSEL¹

Im Vorwort zum Roman *Der Zauberberg* spricht Thomas Mann in Bezug auf den Großen Krieg, den man nach 1939 den Ersten Weltkrieg nannte, von „einer gewissen, Leben und Bewusstsein tief zerklüftenden Wende und Grenze“, „mit dessen Beginn so vieles begann, was zu beginnen wohl kaum schon aufgehört hat“.² Möchte man die Tiefen dieser Kluft sondieren, den Prozess des Zerfalls der Werte und Weltbilder untersuchen, könnte man auf zwei Romane zurückgreifen. Ihre Protagonisten scheinen den unendlichen Anfang der Epochenkatastrophe zu symbolisieren. Es handelt sich um Piotr Niewiadomski – was auf Deutsch etwa so viel bedeutet wie Peter Unbekannt – aus Józef Wittlins *Sól ziemi* (*Das Salz der Erde*) und Wilhelm Huguenau aus Hermann Brochs *Die Schlafwandler*. Zwei bedeutende literarische Zeugnisse des Großen Kriegs, zwei „zufällige Subjekte“ – wie sie Georg Lukács vielleicht bezeichnen würde – der grausamen Geschichte. Lukács – ungarischer Philosoph, eine der wichtigsten Stimmen in den geisteswissenschaftlichen Debatten Anfang des 20. Jahrhunderts in Deutschland – wurde notabene selbst zur literarischen Figur; im *Zauberberg* ist Naphta die Verkörperung der Ambivalenzen, „ein Mischmasch“ aus Heiligkeit und Misserfolg, Gott und Teufel.³ Die Ambivalenzen finden wir auch in den Protagonisten von Wittlin und Broch.

Im vorliegenden Artikel versuche ich die Lebenswelten der beiden Autoren aufgrund ihrer Korrespondenz zu rekonstruieren, die sich in zwei Literaturarchiven, der Beinecke Rare Book & Manuscript Library (Yale, New Haven) und der Houghton Library (Harvard, Cambridge) befindet. Diese bisher unveröffentlichten Archivbestände bleiben für die polnische und die deutschsprachige Literaturwissenschaft meistens gegenseitig unbekannt, da sie zu zwei separaten Kulturreihen und damit verbundenen traditionellen Forschungsfeldern angerechnet werden. Ziel des Artikels ist, diesen weißen Fleck der Literaturgeschichte auszufüllen und eine Brücke zwischen den beiden Traditionen zu schlagen.

¹ Diesen Artikel konnte ich dank dem Forschungsaufenthalt in Beinecke Rare Book & Manuscript Library (Yale, New Haven) im Rahmen des Stipendiums Visiting Research Scholar Fellowship anfertigen. Den MitarbeiterInnen des Literaturarchivs danke ich für vielfältige Unterstützung.

² Thomas Mann, *Der Zauberberg*, Frankfurt a.M. 1952, S. 21.

³ Ibidem, S. 584.

ZWEI ROMANE UND ZWEI LEBEN

Die Zusammenschau der Romane von Wittlin und Broch drängt geradezu danach, Verknüpfungspunkte zwischen ihren Autoren zu suchen, in deren Biografien die Erfahrung des Ersten Weltkriegs eine zentrale Rolle spielte. Wittlin (1896–1976), geboren in der galizischen Stadt Dmytrów, war jüdischer Herkunft und verbrachte seine Jugend in Lemberg. Dort begann auch seine kurze militärische Episode: Noch vor dem Abitur, als der Krieg ausbrach, meldete er sich freiwillig zum Dienst in der polnischen Legion Wschodni, Ostlegion, die sich allerdings bald auflöste, weil sich ein Teil der Legionäre weigerte, den Treueid auf den österreichischen Kaiser abzulegen. Als die russische Armee nach Lemberg vorrückte, flüchtete Wittlin nach Wien, holte dort 1915 sein Abitur nach und nahm ein Studium auf. Seine schriftstellerische Karriere begann er als Lyriker – 1920 mit dem Gedichtband *Hymny* – und Übersetzer u.a. von Homers *Odyssee*.⁴ Einen Durchbruch erzielte er mit dem Erscheinen von *Sól ziemi (Das Salz der Erde)* im Jahr 1935; der Roman wurde schnell in mehrere Sprachen übertragen und Wittlin galt sogar als Kandidat für den Literaturnobelpreis.

Niewiadomski ist der Protagonist in *Das Salz der Erde* – ein naiver, leichtgläubiger Mann aus einfachen Verhältnissen, Analphabet, Halbhuzule und Eisenbahnarbeiter, der in einem Dorf am Fuße der Karpaten lebt. Der Ausbruch des Kriegs ist für ihn ein Schock und bringt sein Leben durcheinander: „Das Wort ‚Krieg‘ prallte gegen seinen Kopf wie ein schwerer Erdbrocken; es durchbohrte die Schädeldecke, durchbohrte die Hirnhaut und drang ins Hirn.“⁵ Er wird in die Armee eingezogen; der Roman, ein eindeutiges Plädoyer für Pazifismus, erzählt von seinen Abenteuern, die sich zwischen Juli und August 1914 abspielen. Alfred Döblin verglich Wittlins Protagonisten in einer enthusiastischen Rezension mit Jaroslav Hašeks Schwejk. Martin Pollack fügt im Nachwort zur neuen deutschsprachigen Ausgabe des Romans hinzu, dass es eigentlich kein Buch über den Krieg sei, „sondern eines über den Menschen, der erst kriegstauglich gemacht werden muss, ehe man ihn, in Uniform, mit gewichsten Stiefeln und blank geputzten Knöpfen, von Kadavergehorsam durchdrungen, ins blutige Schlachten schicken kann“.⁶

Während Niewiadomski das Anfangsstadium dieser Verwandlung des Zivilisten in einen Soldaten verkörpert, steht Huguenau, Protagonist in Hermann Brochs letztem Band der Trilogie *Die Schlafwandler* (1930–1932), für die Endphase dieses Prozesses. *1918 Huguenau oder die Sachlichkeit*, so der vollständige Titel

⁴ Im Laufe seines Lebens übersetzte Wittlin Lyrik aus mehreren Sprachen – aus dem Italienischen (Gedichte von Umberto Saba, Salvatore Quasimodo oder Alfonso Gatto), Spanischen (Carlos Bousoño, José Luis Cano, Miguel Hernández), Deutschen (Hermann Kesten) und Englischen (Robinson Jeffers, Langston Hughes, William Carlos Williams, W.H. Auden). Siehe den Sammelband mit seinen Übersetzungen: Zygmunt Kubiak (Hg.), *Przyjaźnie poetyckie Józefa Wittlina*, Warszawa 1995. Darüber hinaus übersetzte Wittlin ins Polnische noch Werke von Richard Dehmel, Rainer Maria Rilke, den Roman *Der Steppenwolf* von Hermann Hesse sowie die Romane von Joseph Roth, wovon im Folgenden noch die Rede sein wird.

⁵ Józef Wittlin, *Das Salz der Erde*, übersetzt von Izidor Berman und Marianne Seeger, Frankfurt a.M. 2014, S. 40.

⁶ Martin Pollack, *Nachwort: Ein Charlie Chaplin des Ersten Weltkriegs*, in: Józef Wittlin, *Das Salz der Erde*, S. 265.

des dritten Romanteils, besteht aus mehreren Erzählsträngen, die sich zu einer vielschichtigen kulturpessimistischen Zeitdiagnose formen. Der Roman handelt von der Krise der abendländischen Kultur und der Auflösung der alten Wertesysteme. Das waren die Schlüsselbegriffe des damaligen Diskurses in den Geisteswissenschaften in Deutschland. Oswald Spengler spricht im ersten Band seiner Abhandlung *Der Untergang des Abendlandes* (1918) von „Entropie“, „Götterdämmerung“ (Anspielung auf Friedrich Nietzsche) und der geistigen Krise, vor der seines Erachtens das ganze Abendland steht und in der er eine „irreligiöse Fassung des Mythos“ über „das Weltende als Vollendung einer innerlich notwendigen Entwicklung“ sieht.⁷ Diese Krise verbindet Spengler mit der „Tyrannie des Verstandes“, die am deutlichsten im „Kultus der exakten Wissenschaften, der Dialektik, des Beweises, der Erfahrung, der Kausalität“ zum Ausdruck kommt.⁸

Zurück zum Roman: Huguenau ist ein etwa dreißigjähriger Kaufmann aus dem Elsass, der, in den Kriegsdienst einberufen, an die Front kommt und 1918 desertiert. Nachdem er in ein Städtchen in einem Nebental der Mosel gelangt ist, begeht er rücksichts- und reuelos die schlimmsten Verbrechen wie Mord und Vergewaltigung. Er hat kein Gewissen – die Welt liegt vor ihm „grau, madig und vollkommen tot in unverbrüchlichem Schweigen“.⁹ Für ihn und seine Welt gibt es keine Regeln wie Kausalität oder historische Notwendigkeit. Sein Verhalten bleibt absurd, er handelt ohne Grund und ohne Konsequenzen. Weder beschuldigt noch bestraft vergisst er allmählich seine Taten und wird zu einem geachteten Geschäftsmann, biederer Bürger und Familienvater. Er vergegenwärtigt „den absoluten Nullpunkt der Geschichte“, in der Forschungsliteratur sieht man in ihm einen „fröhlichen Nihilisten“, der in seiner Banalität mit Nietzsches „letztem Menschen“ verwandt zu sein scheint.¹⁰

Im Juli 1939 verließ Wittlin Polen, floh über Frankreich und Portugal nach New York, wo er von 1941 bis zu seinem Tod lebte. Im Exil veröffentlichte er vor allem Essays, von denen die meisten im umfangreichen Band *Orfeusz w piekle XX wieku* (Orpheus in der Hölle des 20. Jahrhunderts) gesammelt wurden. Eröffnet wird das Buch von einem Aufsatz über Krieg, Frieden und die Seele des Dichters, in dem er von der Tragik der Dichter spricht, die während des Ersten Weltkriegs Elemente der mörderischen Maschine sein mussten und bis ans Lebensende vom schmerzhaften Nachdenken darüber nicht fortlaufen können.¹¹

Dieser Satz scheint auf Hermann Broch (1886–1951) zuzutreffen. Auch er meldete sich Mitte 1915 als Kriegsfreiwilliger beim K. u. k. Ulanenregiment Nr. 12, „offenbar zum Schein“, wie Brochs Biografen behaupten, und wegen des patriotischen Drucks der Familie, insbesondere seitens des Vaters, eines angesehenen Textilfabrikanten und assimilierten Juden.¹² Er bekam eine offizielle Absage, da er zu alt war und schon früher für dienstuntauglich erklärt wurde.

⁷ Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes: Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte*, Band 1, München 1920, S. 607.

⁸ Ibidem, S. 607f.

⁹ Hermann Broch, *Die Schlaufwandler*, KW Band 1, hrsg. von Paul M. Lützeler, Frankfurt a.M. 1994, S. 388.

¹⁰ Stephen D. Dowden, *Die Schlaufwandler*, in: Michael Kessler/Paul Michael Lützeler (Hg.), *Hermann-Broch-Handbuch*, Berlin/Boston 2016, S. 99f.

¹¹ Józef Wittlin, *Orfeusz w piekle XX wieku*, Kraków 2000, S. 31.

¹² Paul Michael Lützeler, *Hermann Broch: eine Biographie*, Frankfurt a.M. 1985, S. 61.

Daraufhin wurde er Direktor eines Rot-Kreuz-Lazarets für Leichtverwundete, das sich auf seinem Fabrikgelände in der Nähe von Wien befand. Das Lazarett mit seinen Insassen, etwa einem nach Giftgaseinsatz verwundeten Leutnant, dessen Arm amputiert wird, ist ein wichtiger Schauplatz des Geschehens im schon erwähnten dritten Teil der Trilogie, seines ziemlich späten literarischen Debüts. Danach folgten weitere Romane, aber auch Dramen, Lyrik, Essays und theoretische Schriften. 1939 floh Broch via London in die USA, wo er sich bis zu seinem Tod aufhielt. Im Exil entstand sein monumental Roman *Der Tod des Vergil* über die letzten Stunden des sterbenden antiken Dichters, häufig verglichen mit den Werken von James Joyce oder Thomas Mann. 1951 schlugen ihn einige Freunde und literarische Gesellschaften für den Nobelpreis vor, Brochs Tod machten diese Pläne jedoch zunichte.

KORRESPONDENZ – EIN ÜBERBLICK

Wittlin und Broch haben sich in den Vereinigten Staaten kennengelernt und im Zeitraum von 1945 bis 1951 miteinander korrespondiert. Beide waren leidenschaftliche Briefschreiber, die gleichzeitig mit mehreren bekannten Persönlichkeiten im Briefwechsel standen. Für beide war die Korrespondenz eine wichtige Form und untrennbarer Bestandteil ihres Schaffens. Wittlin fühlte sich im Exil an seiner Arbeit an belletristischen Werken verhindert, die Briefe waren für ihn – manchen Interpreten zufolge – eine Art Ausweg aus der schriftstellerischen Krise oder Therapie gegen seinen obsessiven Perfektionismus und seiner künstlerischen Unerfülltheit.¹³

Bisher erschienen mehrere Bände mit Wittlins Korrespondenz, etwa *Listy* (Briefe) u.a. mit Stefan Żeromski und Julian Tuwim, als separate Veröffentlichungen mit Witold Gombrowicz¹⁴ und mit Jerzy Giedroyc, dem Verleger und Chefredakteur der in Paris herausgegebenen Literaturzeitschrift *Kultura*.¹⁵ Die unveröffentlichten Briefwechsel aus den Archiven, z.B. mit Czesław Miłosz oder Roman Brandstaetter, wurden in der Forschungsliteratur genau beschrieben und bearbeitet,¹⁶ seine brieflichen Kontakte in deutscher Sprache sind allerdings kaum bekannt.

¹³ Tadeusz Januszewski, *Wstęp*, in: Józef Wittlin, *Listy*, hrsg. von Tadeusz Januszewski, Warszawa 1996, S. 7f.

¹⁴ Witold Gombrowicz, *Gombrowicz – walka o sławę. Korespondencja Witolda Gombrowicza z Józefem Wittlinem, Jarosławem Iwaszkiewiczem, Arturem Sandauerem*, hrsg. von Jerzy Jarzębski u.a., Kraków 1996. Wittlin spielte eine wichtige Rolle bei Gombrowiczs Karrieredurchbruch im Ausland, etwa durch seinen Aufsatz *Apologia Gombrowicza* (1951) für die Zeitschrift *Kultura*.

¹⁵ Giedroyc unterstützte und motivierte Wittlin zum Schreiben, der in *Kultura* insgesamt 16 Artikel veröffentlichte. Ihre Korrespondenz umfasst 479 Briefe (256 von Wittlin, 223 von Giedroyc) in einem Zeitraum von fast 30 Jahren. Jerzy Giedroyc, Józef Wittlin, *Listy 1947–1976*, hrsg. von Rafał Habielski und Paweł Kądziała, Warszawa 2017.

¹⁶ Siehe mehrere Artikel von Ryszard Zajączkowski: *Korespondencja między Józefem Wittlinem i Romanem Brandstaetterem*, in: *Tematy i Konteksty*, Nr. 2 (7)/2012, S. 151–173; idem, *Pamiętnik wygnańca. Z nieznanej korespondencji Józefa Wittlina*, in: *Ruch Literacki*, Nr. 4–5/2014, S. 485–503; idem, *Listy Józefa Wittlina do Czesława Miłosza*, in: *Pamiętnik Literacki*, Nr. 1/2017, S. 165–186.

Im Falle von Broch enthält dessen kommentierte Werkausgabe drei Bände mit circa 800 Briefen, die nur eine Auswahl seiner umfangreichen Korrespondenz umfassen, Wittlin wird dort allerdings nicht erwähnt. Als separate Veröffentlichungen mit textkritischem Apparat und Kommentaren wurden vielmehr seine Briefkontakte mit Hannah Arendt, H. G. Adler, Frank Thiess, Egon Vietta, Ruth Norden und Annemarie Meier-Graefe, seiner zweiten Ehefrau, herausgegeben.¹⁷

Obwohl Brochs und Wittlins Briefwechsel also an sich gut erforscht sind, werden ihre gegenseitigen Kontakte selten betrachtet, es gibt in der Sekundärliteratur nur wenige Verweise darauf.¹⁸ Kein Wunder, *ad hoc* ordnet man sie eher den jeweiligen kulturellen, polnischen oder deutschsprachigen Emigrationskreisen zu, obwohl diese stark miteinander verflochten sind. Zudem wird Wittlin vor allem mit Joseph Roth in Verbindung gebracht: Beide waren gut befreundet, lernten sich 1915 an der Universität Wien bei den Vorlesungen des Germanisten Walther Brecht kennen und studierten zusammen Philosophie. Roth stammte aus der ostgalizischen Stadt Brody und war des Polnischen mächtig. Schon beim ersten Treffen wurde Wittlin auf seinen späteren Freund aufmerksam; er beschreibt Roth als einen typischen „Wiener Gigerl“: elegant angezogen, schlank, mit Monokel und Scheitel in der Mitte.¹⁹ Die langjährige Freundschaft war für das literarische Werk der beiden inspirierend. Wittlin übersetzte fünf Romane von Roth – u.a. *Hiob* oder *Die Flucht ohne Ende*. Dank Roths Unterstützung gab 1937 ein Amsterdamer Verlag die erste deutsche Übersetzung von Wittlins *Sól ziemi* heraus.²⁰ Die korrigierte Zweitausgabe erfolgte im Jahre 1969. Kurz danach, 1971, wurde Wittlin in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung aufgenommen. In der Rede anlässlich dieser Auszeichnung reflektiert er über verschiedene Aspekte des Exils: Er fragt rhetorisch, ob jede schöpferische Arbeit vielleicht ein Exil sei, eine Flucht aus der Realität und dem Konformismus, ein künstlerischer „Urzustand“.²¹ Im Weiteren erklärt er, worauf seine ausgezeichneten Deutschkenntnisse zurückzuführen sind: Er nennt Deutsch seine „Stiefmuttersprache“ im wörtlichen Sinne. Seine Stiefmutter war Schauspielerin an mehreren deutschen Theatern, weshalb Wittlin mit Monologen aus Schillers Dramen aufwachsen konnte.

Broch hingegen hatte nur wenige Bezüge zum slawischen Sprachraum, aber viel Interesse daran. In dem Brief an seinen tschechischen Übersetzer Paul Eisner vom 11.06.1946 gesteht er Folgendes: „Ich habe in meiner Jugend ein Jahr lang

¹⁷ Vgl. Graham Bartram, *Brochs epistolarisches Werk*, in: *Hermann-Broch-Handbuch*, S. 461–506. Vgl. auch: Endre Kiss u.a. (Hg.), *Hermann Brochs literarische Freundschaften*, Tübingen 2008.

¹⁸ Den Briefwechsel erwähnt der Slawist Andreas Lawaty in seinem Aufsatz, wobei er nur Brochs Briefe an Wittlin bespricht. Andreas Lawaty, *Wittlin and German Literature. Friends in an unfriendly world*, in: Anna Frajlich (Hg.), *Between Lvov, New York, and Ulysses' Ithaca: Józef Wittlin; poet, essayist, novelist*, Toruń u.a. 2001, S. 149f.

¹⁹ Józef Wittlin, *Wittlin Meets Roth (Book Review)*, in: *Books Abroad*, Nr. 18 (4)/1944, S. 342.

²⁰ Vgl. Madeleine Rietra, *Joseph Roth und Józef Wittlin: Zur Entstehung der deutschen Übersetzung „Das Salz der Erde“ und deren Bedeutung für den Erfolg von Wittlins Roman „Sól ziemi“*, in: *Neophilologus*, Nr. 1/2017, S. 109–118. Auch Joanna Rzepa, „Sól ziemi“ Józefa Wittlina: w kręgu recepcji „pozapołskiej“ powieści, in: *Przekładaniec*, Nr. 27/2013, S. 186–200.

²¹ Józef Wittlin, *Dankrede*, in: *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch 1971*, Heidelberg 1971, S. 107–110.

– ich war damals in Karlov Dvor [Dvůr Králové nad Labem – Anm. AH] – Tschechisch gelernt und nicht erlernt, kaum erlernt, um auch das Wenige, das ich aufgenommen hatte, bald wieder zu vergessen. Den Mangel an slawischen Sprachkenntnissen habe ich auch jetzt anlässlich meiner Studie über Übersetzung sehr unangenehm empfunden.“²² Auch im Briefwechsel mit Wittlin zeigt er Neugierde an der polnischen Sprache und Literatur. Wittlin erzählt etwa von der Mitarbeit am Sammelband über Adam Mickiewicz²³ und lädt Broch ein, sich mit einem Beitrag daran zu beteiligen. In der Antwort gibt Broch zu, dass er von Mickiewicz wohl kaum mehr als den Namen wisse und an dieser Ignoranz sehr leide, „es ist das metaphysische Leid des Markensammlers, der es nicht erträgt, sterben zu müssen, bevor seine Sammlung bis zur Lückenlosigkeit komplettiert ist.“ Zwar nimmt er Wittlins Vorschlag nicht an, beschließt aber, seine „Bildungslücke auszufüllen“.

Die bisher unveröffentlichte Korrespondenz zwischen Wittlin und Broch verlief größtenteils auf Deutsch, mit wenigen kurzen Nachrichten oder Einschüben auf Englisch. Ihre Briefe werden in zwei Literaturarchiven aufbewahrt. Die Briefe Wittlins befinden sich in der Bibliothek Beinecke Rare Book & Manuscript Library an der Yale University in New Haven in der Sammlung Hermann Broch Archive. Erhalten sind 8 Briefe, 6 davon handgeschrieben, die meisten ungefähr eine A4-Seite lang. Brochs Antworten liegen hingegen in der Józef Wittlin Collection der Houghton Library, einer der Harvard-Bibliotheken in Cambridge: Insgesamt 24 Briefe, die Mehrzahl mit Schreibmaschine geschrieben, darunter aber auch einige kürzere Postkarten in Handschrift, manche von ihnen auf Englisch verfasst. In der Korrespondenz selbst sowie in weiteren Quellen, etwa in den Briefen der Autoren an andere Personen, gibt es Hinweise, dass ihr gemeinsamer Briefwechsel reger war und einiges verschollen ging. Die beiden siezen sich konsequent und benutzen Höflichkeitsformeln. Sie haben sich mit großer Wahrscheinlichkeit mehrmals persönlich getroffen und miteinander telefoniert.

ZUM INHALT – DIE GEISTIGE VERWANDTSCHAFT

Den ersten Kontakt nimmt Wittlin auf. In einem Brief vom 30.07.1945 schildert er in gehobenem und gepflegtem Deutsch die Umstände, unter denen sie sich kennenlernten. Im März, am Tag des Erscheinens von *Der Tod des Vergil*, begegneten sie einander bei einem größeren Treffen in New York, das zwei wichtige Vermittlerinnen der Publizistik- und Stiftungsszene veranstalteten: Else Staudinger, die Gründerin des American Committee for Émigré Scholars, Writers and Artists und Marion Canby, eine in Emigrantenkomitees engagierte Lyrikerin. Wittlin entschuldigt sich bei Broch für die Frage, die er damals spontan stellte

²² Es handelt sich um den Vortrag *Einige Bemerkungen zur Philosophie und Technik des Übersetzens* (1946), in: *Schriften zur Literatur: Theorie*, hrsg. von Paul M. Lützeler, KW Band 9/2, S. 61–86.

²³ Es handelt sich um den Sammelband von Manfred Kridl (Hg.), *Adam Mickiewicz, Poet of Poland: A Symposium*, New York 1951.

und die er jetzt „äußerst platt und geschmacklos“ findet, nämlich ob das Buch eine Biografie von Publius Vergilius Maro sei. Nun völlig hingerissen und überwältigt von der Lektüre lobt er mit ausgesuchten und etwas exaltierten Worten den Roman, gratuliert Broch herzlich zur Veröffentlichung und meint, er habe seit *À la recherche du temps perdu*, *Zauberberg* und den Werken von Virginia Woolf kaum etwas gelesen, das auf ihn einen so gewaltigen Eindruck gemacht habe und das ihn beinahe dazu zwänge, sein eigenes Schreiben zu vergessen und beiseitezulegen. Bei der Gelegenheit bittet er um ein deutsches Exemplar des Buches zum ermäßigten Preis, das er bisher vom Vetter eines guten Freunds von Broch, Erich Kahler, ausgeliehen habe und bald zurückgeben müsse.

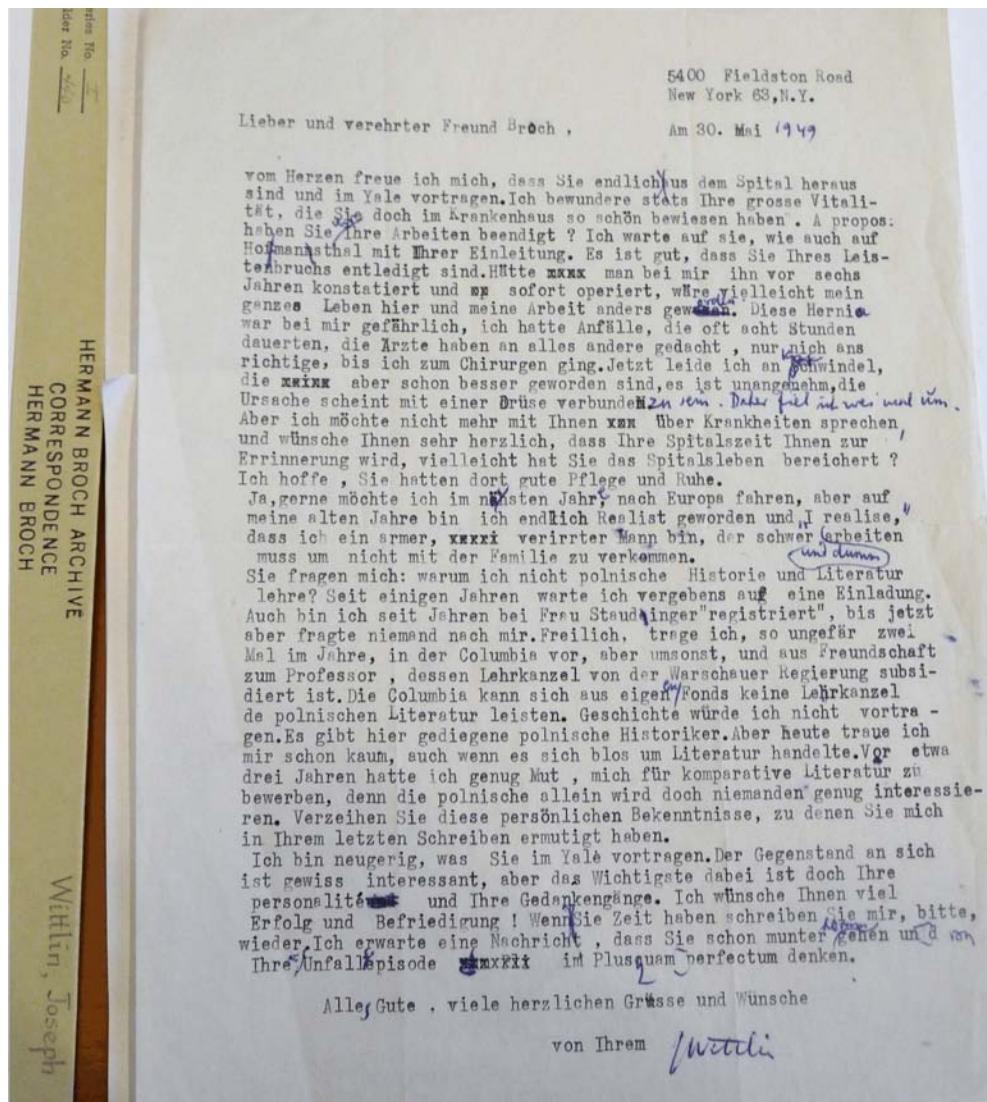


Abb. 1. Wittlins Brief an Broch. Quelle: Hermann Broch Archive in Beinecke Rare Book & Manuscript Library (Yale, New Haven).

Broch antwortet auf Wittlins Nachricht umgehend. Den Brief, den er am 2.08.1945 aus Princeton verschickt, beginnt er wie folgt: „Aber, aber, liebster Dr. Wittlin, was soll das heißen, dass ein Mensch, der *Das Salz der Erde* geschrieben hat, sich durch irgendein anderes Buch an der eigenen Arbeit behindern lassen könnte!“ In den weiteren Zeilen berichtet er von seinem Schreiben der *Massenwahntheorie* und fragt interessiert im Zusammenhang mit Wittlins Übersetzung der *Odyssee*, wie sich der Hexameter ins Polnische bringen lässt. Freundlich verspricht er ein Vergil-Exemplar und richtet Grüße an Wittlins Gattin Halina.

Vom Ton der Korrespondenz kann man gegenseitige künstlerische Anerkennung sowie gleichrangiges Interesse aneinander entnehmen. Es handelt sich keineswegs lediglich um oberflächliche Höflichkeit oder Huldigung des berühmten Schriftstelleridols von einem jüngeren Kollegen. Broch nimmt Wittlin als Autor, mitteleuropäischen Landsmann und Schicksalsgenossen im Exil wahr. Im Brief vom 31.07.1947 spricht er sogar von mentalen Ähnlichkeiten und demselben Kunstethos, das sie beide verbinde:

Lieber Freund Wittlin, sehen Sie, es existiert so etwas wie eine Kameradschaftlichkeit der ethischen Radikalität; ich bin gegen das ästhetische Moment in unserer Profession ziemlich gleichgültig – ich möchte eigentlich kein „Künstler“ sein – aber ich spüre deutlich in jener schriftstellerischen Produktion jenen Radikalismus, um den es mir (und eben auch in meiner eigenen Arbeit) allein geht. Und seit Ihrem „Salz“ wusste ich, dass Sie „auch einer“ sind.

Die Vorstellungen von der Verantwortung der Kunst und ihrem Engagement wären eine weitere Schnittstelle bei Untersuchungen in Schriften der beiden Autoren.²⁴ Auch den nicht strikt literarischen: Broch entwickelte etwa in seinen politischen Schriften das Konzept der totalen Demokratie, während Wittlin Mitherausgeber der Anthologie *The democratic heritage of Poland: „for your freedom and ours“* mit Texten und Dokumenten war, die das polnische politische Denken und seine demokratische Tradition präsentierten.²⁵

Die geistige Verwandtschaft ermuntert die beiden, sich über ihre Werke und den Schreibprozess auszutauschen. Broch erwähnt immer wieder seine Arbeit am Thema Massenpsychologie und betont die Parallelen zum Vergil-Roman. Er meint, er „sei glücklich, ins Wissenschaftliche zurückgefunden zu haben“, und dies ist auch der Grund, warum er „dem Vergil ähnliche Tendenzen imputiert“ habe. Im Brief vom 20.08.1945 stellt er sogar fest, dass „die beiden Bücher – wie denn auch nicht – eng zusammenhängen, sozusagen bloß die irrationale und

²⁴ Jerzy Jarzębski spricht etwa von Wittlins „ethischem Projekt der Literatur“, die Verantwortung für die Gemeinschaft übernehmen sollte. Jerzy Jarzębski, *Konferencja Wittlinowska*, in: Wojciech Ligęza (Hg.), *Etapy Józefa Wittlina*, Kraków 2014, S. 11. Wittlins ethische Perspektive auf Literatur, die er in seiner Essayistik entwickelt, vergleicht Paweł Pijanowski mit Brochs Kitsch-Theorie. Paweł Pijanowski, *Pisarza „wrażliwość na cudzą krzywdę“*. *Eseistyka Józefa Wittlina w perspektywie etycznej*, in: Wojciech Ligęza (Hg.), *Etapy Józefa Wittlina*, S. 136f. Im Kontext der Vorstellung vom ethischen Engagement der Kunst hebt Ewa Wiegandt bei Wittlin die Kategorie der Seele hervor, die er eng mit seinem Verständnis der Dichtung bzw. Literatur verbindet: Nur diese könne, ihm zufolge, die Menschheit vom Verlust der metaphysischen Gefühle retten. Ewa Wiegandt, *Wstęp*, in: Józef Wittlin, *Sól ziemi*, hrsg. von Ewa Wiegandt, Wrocław 1991, S. V.

²⁵ Der Band erschien 1944 zunächst auf Englisch in London, ein Jahr später auf Polnisch in New York.

die rationale Darstellung einer im Grunde identischen Blickrichtung geben“ und es ihm eine wichtige Bestätigung wäre, wenn sie eine identische Reaktion hervorriefen. Dieser Hinweis des Autors kann für die Broch-Forschung inspirierend sein. Es wäre lohnenswert, die Berührungspunkte zwischen den beiden Werken zu analysieren, denn man verbindet seine *Massentheorie* meistens mit dem Roman *Die Verzauberung*, in dem explizit das Motiv der massenwahnartigen Ekstase vorkommt, die ein charismatischer Fremder in einer Dorfgemeinschaft auslöst, um sich diese seinen bösen Zwecken unterzuordnen.

Wittlin ist ein feiner Kommentator und aufmerksamer Leser der Werke Brochs. Von den Lektüren hebt er in den Briefen z.B. den Essay *Die mythische Erbschaft der Dichtung* hervor, den Broch in der Sonderausgabe der *Neuen Rundschau* zu Thomas Manns 70. Geburtstag veröffentlichte. In demselben Heft publizierte Wittlin übrigens auch seinen Aufsatz *Lob der Dichtung*. Die Mythos-Thematik war auch für Wittlin ausschlaggebend, nicht nur im Kontext seiner Übersetzung antiker Texte, sondern auch seiner Dichter-Konzeption, die er in den Essays entfaltet. Allerdings geht Wittlin in der Korrespondenz hauptsächlich auf den Vergil-Roman ein: Er habe ein ambivalentes Verhältnis zur *Aeneis*, der er eher die *Georgica* und *Bucolica* vorziehe, daher teile er Brochs Meinung, dass die altrömischen Dichter wie Catull, Tibull und Properz, „die sich in ihren Leidenschaften verbrannten“, noch heute „frischer und wirklicher“ als Vergil wirken. Im Brief vom 13.08.1945 stellt er fest, dass für ihn *Der Tod des Vergil* eine „Kosmogonie à rebours“ sei und einen beinahe mythischen Abstieg in die Totenwelt anbiete:

Ich glaube, dass es Ihnen wunderbar und zum ersten Mal in der Literatur gelungen ist, auch eine neue Nekyia zu schaffen. Nämlich eine Nekyia von innen. Das Jenseits in antiker und mittelalterlicher Dichtung war ja doch immer so zu sagen anthropomorphisch gestaltet, etwa wie die Tiere in Tierfabeln, die sich menschlich benehmen und sprechen. Man sah das Jenseits in Kategorien des Diesseits [...]. Ihre Nekyia spielt sich im Inneren des Vergil und das ist ganz grandios. Das Werk gehört zu diesem epochalen Phänomen der Kunst, die nach ihren Nachwirkungen gewertet werden müssen. Was meine bescheidene Person betrifft, so fühle ich wie das Buch immer stärker in mir zu leben beginnt – wie eine neue Nahrung für die Seele. Alles Neue ist naturgemäß schwer verständlich. Dies ist das Merkmal der Originalität. Man „versteht“ ja nur das schon da gewesene. Ich glaube aber, dass wir außer der Intelligenz auch noch andere Perzeptionsorgane besitzen, die uns erlauben, neue schöpferische Phänomene aufzunehmen, ja – zu genießen, ohne alles „verstanden“ zu haben. So glaube ich mit Hilfe dieser Organe den 2. und 4. Teil Ihres Buches mit Entzücken (oft laut) gelesen zu haben. Der 1. und vor allem der 3. Teil ist ja ohnehin „verständlich“.²⁶

Für Wittlin ist Broch revolutionär in der Art und Weise, wie er Nekyia, den Topos des Gesprächs mit den Toten in der Unterwelt, thematisiert. Er scheint über die Transzendenz anders zu reflektieren, erzählt von ihr „von innen“ heraus, entfaltet ihre eigene Poetik, präsentiert diese in ihrer Eigentümlichkeit, statt sie mit üblichen Erzählschemata oder Kategorien des Diesseits, der Immanenz zu repräsentieren. Wittlin hatte sogar vor, diesen Gedanken in einem längeren Aufsatz zu erweitern – von diesen Plänen schrieb er noch in den 1970er Jahren an Giedroyc, sein Text entstand jedoch nie.²⁷

²⁶ Unterstreichungen in Wittlins Manuskript.

²⁷ Jerzy Giedroyc, Józef Wittlin, *Listy 1947–1976*, S. 512f.

ERFAHRUNGEN DES EXILS UND SMALL TALKS

Im Briefwechsel zwischen den beiden Autoren dominieren vor allem die bitteren und demütigenden Erfahrungen des Exils, z.B. die prekäre finanzielle Lage oder die existenzielle Unsicherheit. Wittlin spielt lange mit dem Gedanken, nach Polen zurückzukehren, „wo ich zwar keine vollständige Freiheit haben werde, aber auch keine demütigenden Sorgen und idiotischen Arbeiten – die mir hier völlig das Leben erfüllen, ohne irgendeine *opportunity* zu geben“ (28.07.1947). Broch rät ihm davon ab und meint, der gegenwärtige Augenblick sei der „reise-ungeeignetste“. Er hilft Wittlin auch, als dieser sich 1947 um ein Guggenheim-Stipendium bewirbt, und verfasst ein hochlobendes Gutachten,²⁸ in dem er mit Nachdruck Wittlins Lebensprojekt unterstützt, zwei weitere Bände des Romans *Das Salz und Erde* zu verfassen bzw. zu rekonstruieren. Dieser war nämlich von Anfang an – ähnlich wie *Die Schlafwandler* – als Trilogie geplant, mit dem Titel *Die Geschichte vom geduldigen Infanteristen*. Wittlins Berichten zufolge hat er das Manuskript mit fertigen Kapiteln Ende Juni 1940 auf der Flucht in Frankreich verloren. Die geplanten Bände kommen leider nie zustande, daher bezeichnet sich Wittlin ironisch in den Briefen an Broch als „der polnische Lucius Varius“ – in Anspielung auf den altrömischen Dichter, dessen Werke ebenfalls verschollen gingen.

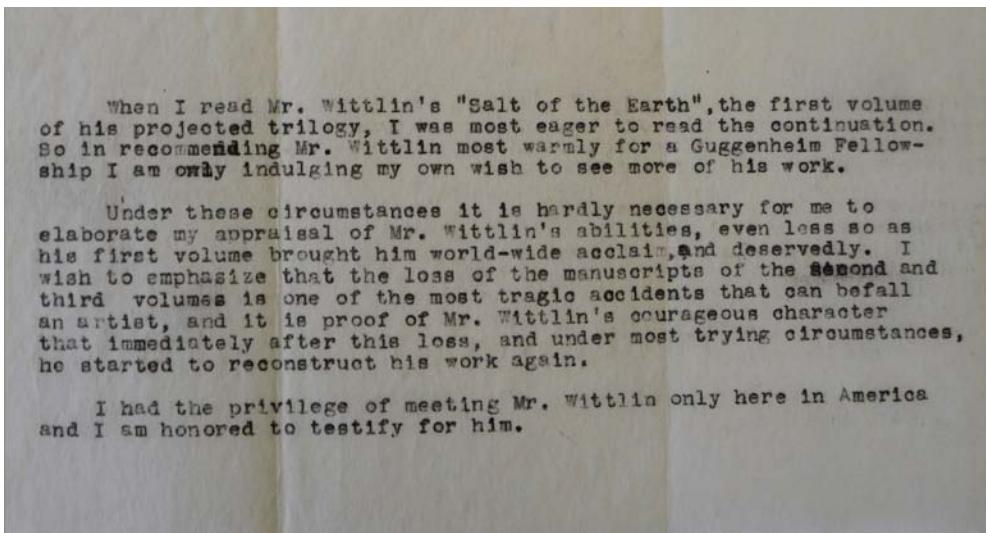


Abb. 2. Brochs Abschrift des Gutachtens für Wittlin. Quelle: Józef Wittlin Papers in Houghton Library (Harvard, Cambridge).

²⁸ Einige Jahrzehnte später wird Wittlin um denselben Gefallen gebeten: 1969 verfasst er ein Gutachten für die Guggenheim-Stiftung für seinen jüngeren Schriftstellerkollegen – den polnisch-jüdischen Emigrationsautor Henryk Grynberg (geb. 1936). Beiden gelang es leider nicht, die Auszeichnung zu bekommen, die Bewerbung war aber ein guter Anlass, um Briefkontakt aufzunehmen. Wittlin und Grynberg scheint nämlich vieles zu verbinden, wie z.B. das Interesse an Galizien. Grynberg war von Wittlins Buch *Mój Lwów* (Mein Lemberg) begeistert, in einem Brief beschreibt er sich selbst als einen fanatischen Wittlinianer („fanatyczny Wittlinista“) und adressiert ihn scherhaft nach „Lemberg (in der Nähe von New York)“.

Der Mangel an Geld, Sicherheitsgefühl und Zeit für schriftstellerische Arbeit ist ein Topos im Briefwechsel aller Literaten im Exil, der auch bei Broch und Wittlin deutlich wahrzunehmen ist. Das Ausmaß dieser Problematik scheint mir eine leicht sarkastische Bemerkung von Melchior Wańkowicz auf den Punkt zu bringen, der in einem Brief an Czesław Miłosz feststellt, dass dieser seine Situation in den USA als noch schlimmer schildere als unter der deutschen Besatzung während des Zweiten Weltkriegs. Eine ähnliche Tragik lässt sich auch aus Wittlins und Brochs Mitteilungen entnehmen. Allerdings versuchen sie sich beide gegenseitig zu unterstützen und – wie man heute sagt – zu „coachen“. Wittlin fragt konsequent nach Brochs Fortschritten in seiner Arbeit, Broch hingegen empfiehlt Wittlin, polnische Literatur und Geschichte an den Unis zu unterrichten, z.B. ein polnisches Literaturhaus an der New Yorker Universität The New School²⁹ einzurichten, was seiner Meinung nach große Erfolgsschancen hätte, wenn man die Stärke der polnisch-jüdischen Emigration in Brooklyn bedenke. Er erzählt ihm, wie er zu seiner Gastprofessur an der Yale University gekommen ist und welche Aufgaben damit verbunden sind:

Meine eigene Position hier ist die eines Menageretieres und wird als solche bezahlt, d.h. ohne Geld, bloß mit Käfig, Streu und Futter. Dafür aber habe ich keinerlei Verpflichtungen außer mich anstaunen zu lassen. [...] Meine Pflichten sind aufs Soziale beschränkt, also auf die eines distinguierten Gastes, und ich kann Ihnen versichern, dass das manchmal entsetzlich anstrengend ist. Es ist kein ganz leicht verdientes Brot; dennoch muss ich angesichts meiner sonstigen Finanzverhältnisse froh sein, es zu haben.

Broch versucht sogar, Wittlin via Kontakt zu Prof. Heinz Blum, dem Vorsitzenden des Germanic Club an der Yale Universität, zu einem Gastvortrag nach New Haven einzuladen. Seiner Meinung nach hätte er z.B. zum Thema polnische und deutsche Literaturentwicklung im Vergleich vortragen können. Es ist die Rede von praktischen Einzelheiten, wie der „ziemlich miserablen Bezahlung“, ob Wittlins Referat aber stattgefunden hat, lässt sich nicht nachweisen. Finanziell geht es Wittlin erst dann besser, als er in den 1950er Jahren seine Arbeit für den Sender Radio Free Europe in New York aufnimmt.

Ein weiteres wiederkehrendes Motiv im Briefwechsel sind die nostalgischen Töne und die Sehnsucht nach Europa. Wenn Broch über seine Hofmannsthal-Studie spricht, bemerkt er etwa, dass er das Österreich seiner Jugend „fast nachtrauernd“ immer noch liebt. Beide planen eine gemeinsame Reise ans Mittelmeer – „ins Humanere“ bzw. „irgendwohin, wo es alte Steine gibt, die man – antäushaft – anrühren kann“, wie es Broch formuliert. Der Hinweis auf den Riesen aus der griechischen Mythologie, der beim Kampf aus der Erde immer wieder neue Kraft erhielt und von Herakles überlistet wurde, ist nicht unbedeutend; häufig ist die Rede von der „Antäus-Haltung, die wir Europa gegenüber haben“. Die Pläne werden konkreter, sie möchten sich im Frühjahr 1950 für ein paar Monate in Südfrankreich ansiedeln. Broch betont, es sei kein rhetorischer Vorschlag: „I mean it, umso mehr als wir eine Menge Geld ersparen, wenn wir nur lang genug dort bleiben, um die Reisespesen einzubringen.“ Diese Zeit ist für Wittlin finanziell

²⁹ Die Universität, die 1919 als New School for Social Research gegründet wurde, galt nach 1933 als Zufluchtsort für Intellektuelle und WissenschaftlerInnen auf der Flucht vor dem NS-Regime.

kompliziert, er möchte mitkommen, kann sich das aber nicht leisten und schreibt zurück: „[A]uf meine alten Jahre bin ich endlich Realist geworden und *I realise*, dass ich ein armer, verirrter Mann bin, der schwer und dumm arbeiten muss, um nicht mit der Familie zu verkommen.“



Abb. 3. Vorderseite von Brochs Postkarte an Wittlin. Quelle: Józef Wittlin Papers in Houghton Library (Harvard, Cambridge).

Ein zentrales Thema des Briefwechsels ist auch die geistige Abschottung im Exil bzw. die beschränkten Kontakte, zumeist nur mit den intellektuellen Emigrationskreisen aus Europa. Als Broch Wittlins Aufsatz *The Perception of Hell* in der Literaturzeitschrift *Saturday Review of Literature* liest,³⁰ zögert er mit dem Verschicken einer Postkarte mit Gratulationen nicht: „I was so pleased to see your article in the SRL and so deeply affected by its content, that I feel compelled to shake your hand. It is the least one can do in the isolation we are and which is a shame.“ Beide können sich in den USA nicht so richtig einleben, weshalb sie auch gesundheitliche Probleme haben, über die sie sich bis ins Detail austauschen. Broch notiert im Brief vom 20.08.1945: „Zudem spüre ich – gleich Ihnen – Emigration und Akklimatisation. Beides nimmt einem viel Energie und leider auch Gesundheit weg.“ Oder an einer anderen Stelle meint er: „So paradox es klingt, je länger ich in diesem Lande bin, desto schwerer fällt mir die Akklimatisation. Oder präziser: je älter ich werde, desto auffälliger zeigt es sich, dass ich niemals akklimatisiert gewesen bin. Und irgendwie dürfte das auch für

³⁰ Nr. 14 (June)/1947, S. 7f. Der erweiterte Text wurde 1945 in der in Stockholm herausgegebenen *Neuen Rundschau* – im schon erwähnten Sonderheft zu Thomas Manns 70. Geburtstag – erstveröffentlicht und erschien später mit dem Titel *Pochwala fikcji poetyckiej*, in: *Orfeusz w piekle XX wieku*, S. 574–580.

Sie zutreffen.“ Manchmal äußern sie sich ironisch über ihren Gesundheitszustand, beide leiden an ähnlichen Krankheiten wie Hernie, müssen sich Operationen unterziehen und haben Krankenhausaufenthalte hinter sich, Broch einen längeren 1949 wegen Hüftbruch. Beide künden einander Krankenbesuche an, nennen einander „Parallel-Fälle“; Broch ermahnt Wittlin scherhaft, er habe „eine ganz überflüssige Konkurrenz-Ambition“ und solle ihn bitte im Krank-Sein nicht imitieren.

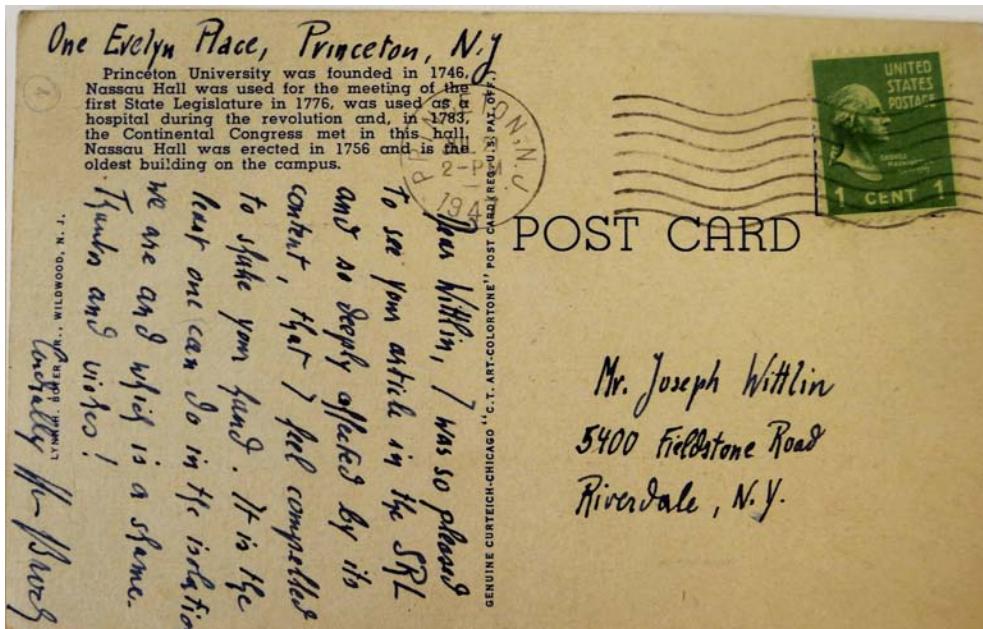


Abb 4. Rückseite von Brochs Postkarte an Wittlin. Quelle: Józef Wittlin Papers in Houghton Library (Harvard, Cambridge).

IN DEN USA – UNVOLLENDETE GESCHICHTEN

Neben Klagetönen ist in der Korrespondenz auch latente Kritik an der US-amerikanischen (Massen)Kultur bzw. ihre leichte Herabsetzung auffällig. „Speziell in diesem Lande“, wie Wittlin in seinem ersten Brief an Broch bemerkt, gewöhne man sich schnell an Platttheiten. Die neue Heimat provoziert bei den beiden Autoren Reflexionen darüber, was Zivilisation, Tradition und kulturelles Erbe bedeuten. Diese verorten sie eher auf dem alten Kontinent. Broch stellt etwa fest: „Die weitaus schwierigste Akklimatisation scheint die ans Geschichtslose zu sein; rechnen Sie nur nach wie wenig Menschen in der nordamerikanischen Erde begraben liegen: da ist das Leben anstrengend“ (Brief vom 1.01.1949). Deshalb rekurrieren sie häufig auf die antiken Wurzeln der europäischen Hochkultur. Die Anspielungen auf die griechisch-römische Antike – Mythologie, Literatur und Kunst – bilden ihren gemeinsamen Kommunikationscode. Sie leiden an derselben Krankheit wie andere damalige Emigranten, die „europäischen Mandarinen“.

Der Inhalt der Korrespondenz zwischen Broch und Wittlin ist an vielen Stellen in Bezug auf die Vereinigten Staaten wenig überraschend und bestätigt die gängigen Erzählschemata der europäischen Intellektuellen, die in den 1930er und frühen 1940er Jahren emigriert sind. Die Reaktionen und Verhaltensweisen mancher von ihnen – wie z.B. Thomas und Heinrich Mann oder Bertold Brecht – wurden im Theaterstück *Geschichten aus Hollywood* von Christopher Hampton (1984) psychologisch fein porträtiert. Ein ähnliches Schicksal erlitten auch Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, die in Vororten von Los Angeles über die schädlichen Auswirkungen der Kulturindustrie deliberierten – quasi völlig gleichgültig ihr gegenüber. Sie fühlten sich explizit der US-amerikanischen Kultur überlegen und waren im europäischen Elfenbeinturm mental eingeschlossen. Gegen diese stereotype Pose der „nur“ beobachtenden Emigranten, die unerschüttert und teilnahmslos bleiben und sich vom neuen Ort nicht beeinflussen lassen, wird in der neuesten Exilforschung polemisiert, etwa in der Studie von Will Norman.³¹ Zwar stilisieren sich auch Broch und Wittlin in ihrem Briefwechsel zu solchen „transatlantischen Fremden“, möchten sich aber mit dieser Gruppe nicht ganz identifizieren. Sie versuchen sich selbst eher als „transplantierte Schriftsteller“ (Formulierung von Wittlin) wahrzunehmen – also als lebende Organe in einem neuen gesellschaftskulturellen Organismus, als aufgeschlossene Subjekte in Interaktion mit der US-amerikanischen Wirklichkeit.³²

Ihre Korrespondenz ermutigt, im Modus „was wäre, wenn...“ zu denken und sich alternative Geschichten vorzustellen, wie sie noch stärker das literarische und künstlerische Leben hätten prägen können. Dafür zwei Beispiele: Am 23.12.1947 schreibt Hannah Arendt einen Brief an Wittlin, auf Anraten von Broch, wie sie in der ersten Zeile erklärt. Als Redakteurin im Verlag Schocken Books, der u.a. solche Autoren wie Benjamin, Kafka und Scholem verlegte, möchte sie sich von Wittlin beraten lassen. Sie hat zuletzt das Manuskript der Erzählungen von Bruno Schulz bekommen, *Asylum Under the Hour-Glass*, so der Arbeitstitel der Übersetzung. Niemand von ihren Bekannten ist mit der polnischen Literatur vertraut, deshalb bittet sie Wittlin um ein Treffen – sie wünscht sich von ihm mehr über den geheimnisvollen Schriftsteller aus Drohobycz zu erfahren. Wittlin, der u.a. einer der Figuren aus schulzscher Prosa ein Gedicht gewidmet hat,³³ ist hier die kompetenteste Informationsquelle. Ob es zu einem Gespräch Arendt-Wittlin kam, lässt sich nicht belegen. Allerdings ist selbst die Vorstellung solcher Alternativgeschichte äußerst faszinierend: Was wäre denn gewesen, wenn Wittlin

³¹ Norman Will, *Transatlantic Aliens: Modernism, Exile, and Culture in Midcentury America*, Baltimore 2016.

³² „Americans can take from Europeans the age-long experience of the latter, both when it is a question of method and also in the matter of the technique of defining the thought-process. Europeans, on the other hand, can, here in America, refresh their tired imaginations somewhat; they can emancipate themselves from the routine which takes the place, sometimes, of tradition; they can restore to youth again eyes often exhausted by incessant concentration on a single point; and they can take that broad view which has characterized American creativity since the days of Walt Whitman.“ Joseph Wittlin, *Transplanted Writers (A Symposium, Continued)*, in: *Books Abroad*, Nr. 16 (4)/1942, S. 385.

³³ Gemeint ist Anna Csillag, die in der Erzählung *Das Buch* im Erzählungsband *Das Sanatorium zur Sanduhr* von Schulz vorkommt, und Wittlins Gedicht *À la recherche du temps perdu* (1934). Deutsche Übersetzung des Gedichts in Martin Pollack, *Galizien: Eine Reise durch die verschwundene Welt Ostgaliziens und der Bukowina*, Berlin 2013, S. 112f.

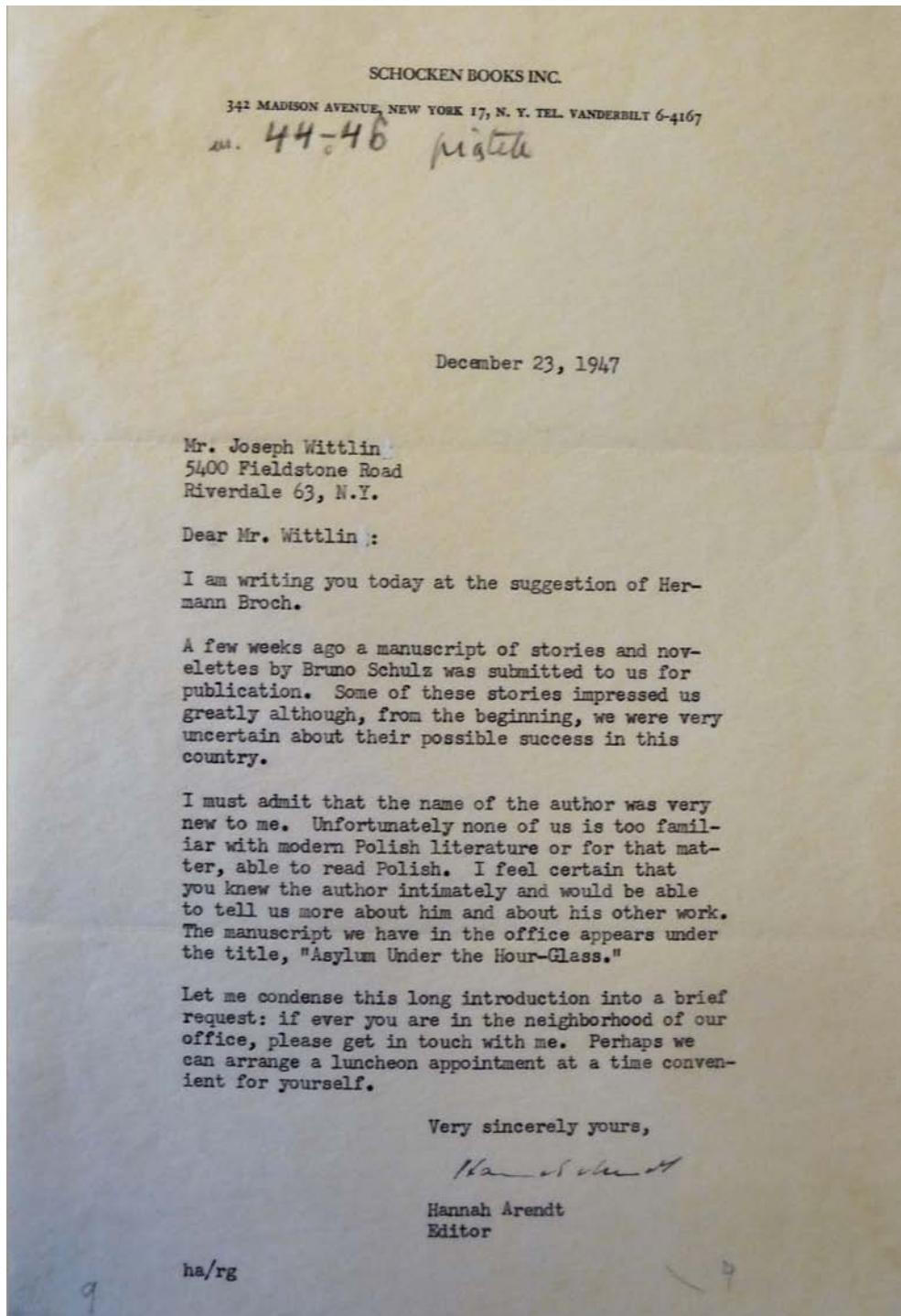


Abb. 5. Das Schreiben von Hannah Arendt an Józef Wittlin. Quelle: Józef Wittlin Papers in Houghton Library (Harvard, Cambridge).

Arendt von der Herausgabe hätte überzeugen können und die erste englische Übersetzung nicht erst viele Jahre später erschienen wäre?³⁴ Wie würde die heutige Schulz-Rezeption aussehen und wen hätte seine Prosa inspiriert?

Viel Spekulationspotenzial besitzt noch eine weitere Personenkonstellation, die die beiden Schriftsteller geschaffen haben: Das letzte Zeugnis der Kontakte zwischen Wittlin und Broch, das sich im Archiv befindet, ist Brochs kurze Nachricht, dass er Anfang Januar 1951 das Exemplar seines neuerschienenen Buches *Die Schuldlosen* an Wittlin verschickte. Im Brief vom 16.02.1951 an Witold Gombrowicz berichtet Wittlin, der als dessen vertrauter Berater hinsichtlich seiner erst beginnenden schriftstellerischen Auslandskarriere galt, dass er heute über ihn im Brief an Broch sehr lobend schrieb und die Zusendung der französischen Übersetzung von Gombrowiczs Theaterstück *Ślub* versprach.³⁵ Nebenbei erklärt Wittlin, dass er mit Broch befreundet sei, ihn für eine der größten literarischen Autoritäten halte und dass seine verlegerischen Kontakte vielleicht hilfreich sein könnten. Gombrowicz antwortet umgehend aus Buenos Aires, dass er *Der Tod des Vergil* auf Spanisch gelesen habe. Als Autor nehme er sich selbst eher als Brochs Gegensatz wahr, sein Roman sei aber zweifelsohne ein monumentales Werk. Er bittet um Brochs Adresse und beabsichtigt, ihm im März/April ein Paket nach New Haven zu senden. Ob die Sendung den Adressaten erreichte, bleibt unklar – Broch verstarb im Mai desselben Jahres. Die Frage, was wäre gewesen, wenn Broch sie bekommen hätte, lässt viel Raum zum Spekulieren. Hätte er etwa, von Gombrowicz hingerissen, den Text an seine Verleger weiterempfohlen? Wäre dieses Theaterstück bald am Broadway aufgeführt worden? So viele unvollendete Geschichten, die Broch und Wittlin zusammen hätten schreiben können...

BIBLIOGRAFIE

- Bartram, Graham, *Brochs epistolarisches Werk*, in: Michael Kessler/Paul Michael Lützeler (Hg.), *Hermann-Broch-Handbuch*, Berlin/Boston: De Gruyter 2016, S. 461–506.
- Broch, Hermann, *Die Schlafwandler*, KW Band 1, hrsg. von Paul M. Lützeler, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1994.
- Broch, Hermann, *Einige Bemerkungen zur Philosophie und Technik des Übersetzens* (1946), in: *Schriften zur Literatur: Theorie*, KW Band 9/2, hrsg. von Paul M. Lützeler, S. 61–86.
- Dowden, Stephen D., *Die Schlafwandler*, in: Michael Kessler/Paul Michael Lützeler (Hg.), *Hermann-Broch-Handbuch*, Berlin/Boston: De Gruyter 2016, S. 91–114.
- Giedroyc, Jerzy, Józef Wittlin, *Listy 1947–1976*, eingeleitet und bearbeitet von Rafał Habielski und Paweł Kądziera, Warszawa: Association Institut Littéraire „Kultura“, Biblioteka „Więzi“ 2017.
- Gombrowicz, Witold, *Gombrowicz – walka o sławę. Korespondencja Witolda Gombrowicza z Józefem Wittlinem, Jarosławem Iwaszkiewiczem, Arturem Sandauerem*, hrsg. von Jerzy Jarzębski u.a., Kraków: Wydawnictwo Literackie 1996.

³⁴ 1963 erschienen Schulz' Erzählungen mit dem veränderten Titel *The Street of Crocodiles* (übersetzt von Celina Wieniewska, New York: Walker and Company). Die vollständige Ausgabe (*The Cinnamon Shops* und *Sanatorium Under the Sign of the Hourglass*, übersetzt von Wieniewska und mit einer Einführung von John Updike) wurde erst 1988 veröffentlicht.

³⁵ Witold Gombrowicz, *Gombrowicz – walka o sławę*, S. 21–29, 38, 40.

- Januszewski, Tadeusz, *Wstęp*, in: Idem (Hg.), Józef Wittlin, *Listy*, Warszawa: Niezależna Oficyna Wydawnicza 1996, S. 5–9.
- Jarzębski, Jerzy, *Konferencja Wittlinowska*, in: Wojciech Ligęza (Hg.), *Etapy Józefa Wittlina*, Kraków: Wydawnictwo UJ 2014, S. 9–12.
- Kiss, Endre u.a. (Hg.), *Hermann Brochs literarische Freundschaften*, Tübingen: Stauffenburg-Verl. 2008.
- Kridl, Manfred (Hg.), *Adam Mickiewicz, Poet of Poland: A Symposium*, New York: Columbia University Press 1951.
- Kubiak, Zygmunt (Hg.), *Przyjaźnie poetyckie Józefa Wittlina*, Warszawa: PIW 1995.
- Lawaty, Andreas, *Wittlin and German Literature. Friends in an unfriendly world*, in: Anna Frajlich (Hg.), *Between Lvov, New York, and Ulysses' Ithaca: Józef Wittlin; poet, essayist, novelist*, Toruń u.a.: Nicholas Copernicus Univ. u.a. 2001, S. 147–155.
- Ligęza, Wojciech (Hg.), *Etapy Józefa Wittlina*, Kraków: Wydawnictwo UJ 2014.
- Lützeler, Paul Michael, *Hermann Broch: eine Biographie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1985.
- Mann, Thomas, *Der Zauberberg*, Frankfurt a.M.: Fischer 1952.
- Pijanowski, Paweł, *Pisarza „wrażliwość na cudzą krzywdę”*. *Eseistyka Józefa Wittlina w perspektywie etycznej*, in: Wojciech Ligęza (Hg.), *Etapy Józefa Wittlina*, Kraków: Wydawnictwo UJ 2014, S. 125–139.
- Pollack, Martin, *Nachwort: Ein Charlie Chaplin des Ersten Weltkriegs*, in: Józef Wittlin, *Das Salz der Erde*, übersetzt von Izzydor Berman und Marianne Seeger, Frankfurt a.M.: Fischer 2014, S. 260–269.
- Pollack, Martin, *Galizien: Eine Reise durch die verschwundene Welt Ostgaliziens und der Bukowina*, Berlin: Insel 2013.
- Rietra, Madeleine, *Joseph Roth und Józef Wittlin: Zur Entstehung der deutschen Übersetzung „Das Salz der Erde“ und deren Bedeutung für den Erfolg von Wittlins Roman „Sól ziemi“*, in: *Neophilologus*, Nr. 1/2017, S. 109–118.
- Rzepa, Joanna, „Sól ziemi” Józefa Wittlina: w kręgu recepcji „pozapołskiej” powieści, in: *Przekładaniec*, Nr. 27/2013, S. 186–200.
- Spengler, Oswald, *Der Untergang des Abendlandes: Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte*, Band 1, München: Oskar Beck 1920.
- Wiegandt, Ewa, *Wstęp*, in: Józef Wittlin, *Sól ziemi*, hrsg. von Ewa Wiegandt, Wrocław: Ossolineum 1991, S. V–LXXXVIII.
- Will, Norman, *Transatlantic Aliens: Modernism, Exile, and Culture in Midcentury America*, Baltimore: Johns Hopkins University Press 2016.
- Wittlin, Joseph, *Transplanted Writers (A Symposium, Continued)*, in: *Books Abroad*, Nr. 16 (4) 1942, S. 385.
- Wittlin, Józef, *Dankrede*, in: *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch 1971*, Heidelberg: Lambert Schneider 1971, S. 107–110.
- Wittlin, Józef, *Das Salz der Erde*, übersetzt von Izzydor Berman und Marianne Seeger, Frankfurt a.M.: Fischer 2014.
- Wittlin, Józef, *Orfeusz w piekle XX wieku*, Kraków: Wydawnictwo Literackie 2000.
- Wittlin, Józef, *Wittlin Meets Roth (Book Review)*, in: *Books Abroad*, Nr. 18 (4)/1944, S. 342.
- Zajęczkowski, Ryszard, *Korespondencja między Józefem Wittlinem i Romanem Brandstaetterem*, in: *Tematy i Konteksty*, Nr. 2 (7)/2012, S. 151–173.
- Zajęczkowski, Ryszard, *Listy Józefa Wittlina do Czesława Miłosza*, in: *Pamiętnik Literacki*, Nr. 1/2017, S. 165–186.
- Zajęczkowski, Ryszard, *Pamiętnik wygnanka. Z nieznanej korespondencji Józefa Wittlina*, in: *Ruch Literacki*, Nr. 4–5/2014, S. 485–503.

**WAR, EMIGRATION AND THE POET'S SOUL.
HERMANN BROCH AND JÓZEF WITTLIN IN CORRESPONDENCE**

Summary

This article deals with Hermann Broch (1886–1951) and Józef Wittlin (1896–1976), two writers born in the Austro-Hungarian Monarchy who were formed or even stigmatized by the generational experience of World War I. They both struggled with the problem of the representation of the war in their main novels: *Die Schlafwandler* (*Sleepwalker*, 1930–32) and *Sól ziemi* (*Salt of the Earth*, 1935). The similarity between their protagonists is the starting point for an attempt to compare the biographies and literary works of the authors. The article is based on the source materials – the unpublished letters in German, exchanged between Broch and Wittlin during the years from 1945 to 1951. Their correspondence is stored in two literary archives: Beinecke Rare Book & Manuscript Library (Yale, New Haven) and Houghton Library (Harvard, Cambridge).

Adj. Marta Radwańska

Paweł Rodak
(Sorbonne Université / Uniwersytet Warszawski)

WIELKA WOJNA, WIELKIE NADZIEJE, WIELKIE WĄTPLIWOŚCI. ZMYSŁY, EMOCJE I TRUDNY PATRIOTYZM W DZIENNIKU ZOFII NAŁKOWSKIEJ

1. WOJNA I DZIENNIK. ZOFIA NAŁKOWSKA

W momencie wybuchu I wojny światowej Zofia Nałkowska kończy 30 lat. Ma już za sobą jedno nieudane małżeństwo, na swoim koncie kilka powieści i zbiorów opowiadań, a także wystąpień o charakterze publicystycznym. Nie jest jeszcze bardzo znaną pisarką, tą stanie się w okresie między I a II wojną światową. Wtedy opublikuje kilka ważnych utworów literackich, takich jak *Hrabia Emil* (1920), *Romans Teresy Hennert* (1923) czy *Granica* (1935). Jej powieści, pełne analiz psychologicznych, w szczególny sposób opisują kondycję kobiet i relacje między kobietami i mężczyznami. Nałkowska przed I wojną światową jest łączona z rodzającym się ruchem emancypacji kobiet. Na Zjeździe Kobiet w 1907 roku występuje zdecydowanie przeciwko ograniczeniom dotykającym kobietę, uniemożliwiającym im rozwój i samorealizację, a swoje wystąpienie kończy znaczącym hasłem „Chcemy całego życia!”¹. W okresie międzywojennym i po II wojnie światowej Nałkowska angażuje się w życie publiczne w Polsce, zarówno jako pisarka, jak i osoba publiczna; w latach 30. działa w Związku Literatów Polskich i w Polskim PEN-Clubie, po 1945 roku jest posłanką na Sejm, a także bierze udział w pracach Międzynarodowej Komisji do Badania Zbrodni Hitlerowskich w Polsce. Owokiem tej ostatniej działalności jest jej słynny zbiór opowiadań *Medaliony* (1946) – jedno z pierwszych literackich świadectw Zagłady.

W 1914 roku Zofia Nałkowska prowadzi także (już od 18 lat) swój dziennik. Od 12 roku życia zapisuje kolejne zeszyty. W sumie do końca życia w roku 1954 (będzie miała wtedy 70 lat) zapisze 76 zeszytów, skoroszytów i kołobloków z luźnymi kartkami (z czego dziewięć ulegnie zniszczeniu). Jej dziennik jest bardzo silnie osadzony z jednej strony w kontekście życia pisarki, z drugiej strony w rzeczywistości historycznej, której pisarka doświadcza. Rzeczywistość ta ma szczególnie duży wpływ na życie Nałkowskiej i kształtuje jej dziennika w czasie wojen światowych. Doświadcza ona obu wojen w sposób bardzo osobisty, za pierwszym razem jako trzydziestoletnia, pełna jeszcze młodzieńczych emocji kobieta

¹ Zob. Aneta Górnicka-Boratyńska, *Chcemy życia całego. Antologia polskich tekstów feministycznych z lat 1870–1939*, Warszawa: Res Publica 1999, s. 323–329.

i dobrze zapowiadająca się pisarka, za drugim razem jako kobieta bardzo dojrzała i jedna z najbardziej znanych polskich autorek. Połączenie opisu wojennych doświadczeń, a także reakcji na nie, emocji, które wojnie towarzyszą, a zarazem krytycznych refleksji, dzięki którym można ją nie tylko przeżywać, ale i starać się ją zrozumieć – to jedna z przyczyn, dla których wojenne dzienniki Nałkowskiej są tak ważne. Tu będą mnie interesowały jej dzienniki z lat I wojny światowej i okresu tuż po jej zakończeniu (1914–1919).

W latach I wojny światowej Zofia Nałkowska mieszka w Warszawie lub w domku rodzinnym w Górkach, niedaleko Warszawy. Jest więc blisko miejsc, na których I wojna światowa odciska swoje piętno. Pisarka widzi żołnierzy wyruszających na front i rannych wracających z frontu, słyszy odgłosy toczących się bitew, widzi latające nad Warszawą samoloty i rejestruje wybuchy bomb, obserwuje walki o Warszawę między armią rosyjską i armią niemiecką, doświadczająca na co dzień różnych utrudnień czasu wojny (problemy komunikacyjne i z zaopatrzeniem, brak pieniędzy). Choć w czasie wojny i tuż po niej jej dziennik nie jest prowadzony codziennie (czasami są przerwy kilkudniowe, kilkutygodniowe, a nawet kilkumiesięczne), to jeśli już zapis w dzienniku się pojawia, zawsze dotyczy on w jakimś stopniu wojny. Wojna wdziela się więc nawet do intymnego pisania, jest wszechobecna, odciska swój ślad na wszystkim, co się robi i pisze.

Dziennik Zofii Nałkowskiej stanowi ważne źródło do zrozumienia postaw i emocji towarzyszących wydarzeniom z lat 1914–1919. Dotyczy to również innych dzienników polskich pisarzy, takich choćby jak dziennik Marii Dąbrowskiej czy dziennik Stanisława Rembeka, a także w ogóle dokumentów autobiograficznych (dzienniki, pamiętniki, listy), które coraz częściej są wykorzystywane jako źródła w książkach dotyczących I wojny światowej. Pozwalają one pokazać wojnę doświadczaną zarówno przez żołnierzy, jak i przez cywili. Kierują uwagę na to, że I wojna światowa jest wojną totalną, toczącą się nie tylko na frontach, ale i w miastach, miasteczkach i wsiach, które są bombardowane i nieustannie narażone na zniszczenie, a jej skutki dotyczą w zasadzie wszystkich, nikt od niej nie może się uchylić. Nowe publikacje dotyczące I wojny światowej traktują między innymi o tym, „jak mieszkańcy ziem polskich odbierali wojnę, jak na nią reagowali, w jaki sposób o niej pisali”². Tym samym przywracają one Polakom pamięć o I wojnie światowej, która w bardzo dużym stopniu została zapomniana, tak że synonimem wojny w społecznej świadomości stała się prawie wyłącznie II wojna światowa. W odróżnieniu od Europy Zachodniej I wojna światowa nie była do tej pory nazywana w Polsce Wielką Wojną, choć stopniowo to określenie zaczyna być używane. Pisze się też dzisiaj o „naszej wojnie”, rozumiejąc przez to wojnę, która w istotnym stopniu dotyczyła Europy Środkowej³. Zarówno przez swój przebieg (walki toczące się na froncie wschodnim i południowym; duża liczba zabitych i rannych żołnierzy; zniszczenia wojenne), jak i przez swoje konsekwencje (powstanie państw narodowych). W dzienniku Zofii Nałkowskiej niemal każde z tych zagadnień pojawia się w mniejszym lub większym stopniu.

² Katarzyna Sierakowska, *Śmierć, wygnanie, głód w dokumentach osobistych. Ziemia polska w latach Wielkiej Wojny 1914–1918*, Warszawa: Instytut Historii PAN 2015, s. 12.

³ Zob. Andrzej Chwalba, *Samobójstwo Europy. Wielka Wojna 1914–1918*, Kraków: Wydawnictwo Literackie 2014; Włodzimierz Borodziej, Maciej Górný, *Nasza wojna*, t. 1: *Imperia 1912–1916*, t. 2: *Narody 1917–1923*, Warszawa: Grupa Wydawnicza Foksal, Wydawnictwo WAB 2014, 2018.

2. WIELKA WOJNA I ZMYSŁY

Zapis doświadczenia wojennego w dzienniku Zofii Nałkowskiej dotyczy jednocześnie trzech różnych, wzajemnie ze sobą powiązanych sfer: tego, co cielesne, emocjonalne i intelektualne. Wojna jest najpierw w sposób bardzo intensywny doświadczana przez pisarkę zmysłami, z których najważniejsze są wzrok i słuch. Wzrok, a zwłaszcza słuch – to zmysły, które mają charakter angażujący, czynią z tego, kto widzi i słucha – uczestnika, świadka toczących się wydarzeń. Wojna dla Nałkowskiej to silne doświadczenie słuchowe (odgłosy wojny, przede wszystkim odgłosy bomb), a dalej doświadczenie wizualne (żołnierze, samoloty, zburzone domy, pożary, tłumy na ulicach, „tysiące, tysiące rannych”).

Początek I wojny światowej to czas, kiedy pisarka przebywa w domu rodzinnym w Górkach (około 20 km od Warszawy). To tam słyszy pierwsze odgłosy wojny latem 1914 roku. Sprawiają one, że wojna nawet dla tych, którzy nie są bezpośrednio zaangażowani w działania na froncie, staje się coraz bliższa. Odgłosy wojny są też jednymi z niewielu informacji, jakie docierają do miejsc oddalonych od dużych ośrodków miejskich:

Odgłos wysadzanych pod Zegrzem mostów powiększył panikę tutaj do niewiarygodnych granic. Myśleano, że biją się już o trzy mile stąd. – Jesteśmy prawie odcięci od Warszawy, pociągi są tylko dla wojska i rodzin wojskowych. Idą wciąż całe łańcuchy wagonów towarowych, pełne żołnierzy, krzyczących przechodniom pożegnania, koni smutnych i armat⁴.

W dzień jadą wciąż pociągi towarowe z żołnierzami w stronę Warszawy i aż tutaj słychać głośny, zbiorowy klamor „hura!”. A nocą wiozą ponownie odwrotną stronę całe pociągi rannych spoza Warszawy – i te jadą cicho⁵.

Dziś przez cały dzień słyszać było tu od nas strzały armatnie. Ale zdarzenie to pada na grunt zbyt już starannie przygotowany, nie obudza dawnego przerażenia; wyobraźnia zbyt jest tępą, aby odtworzyć dokładnie stopień trwającej grozy. Z przymusem myślę, że każdemu temu hukowi odpowiada pewna ilość rozszarpanych ciał ludzkich, że jest tam trwoga i cierpienie⁶.

Leżąc w łóżku, widziałam też przez okno lecący nisko niebem aeroplan wojenny. Spadł blisko w Nadarzynie i był rosyjski. – Sąsiedzi powiadają wciąż o znacznej bliskości Niemców, ale w promieniu mojego widzenia nic się jeszcze nie staje. Za to wieści, wieści⁷.

Już dwa dni, jak słyszać te strzały. [...] Nad wieczorem kanonada trwała prawie bez ustanku jakieś monotonne opowiadanie o cierpieniach i zgonach. [...] Biją się podobno pod Grodziskiem i pod Piasecznem, które jest już spalone. [...] Słuchanie wciąż tych strzałów staje się męką. Bój trwa gdzieś tuż pod Warszawą, od strony Mokotowa. Była podobno jakaś zasadzka, przepadły tysiące ludzi⁸.

Jak widać powtarzające się i przedłużające nieustannie odgłosy toczącej się wojny z jednej strony są coraz bardziej uciążliwe, z drugiej strony z czasem nie

⁴ Zofia Nałkowska, *Dzienniki*, t. 2: 1909–1917, oprac., wstęp i komentarz Hanna Kirchner, Warszawa: Czytelnik 1976, s. 338–339 (6 VIII 1914).

⁵ Ibidem, s. 343 (23 VIII 1914).

⁶ Ibidem, s. 354 (15 IX 1914).

⁷ Ibidem, s. 358 (9 X 1914).

⁸ Ibidem, s. 359 (11, 14 X 1914).

budzą już przerażenia, ludzie się do nich coraz bardziej przyzwyczajają. Źródłem niepokoju i niepewności staje się natomiast brak informacji zastępowanych przez plotki, pogłoski, niesprawdzone wiadomości (bardzo często w zapisach Nałkowskiej pojawia się wtedy słowo „podobno”).

Po pierwszym odparciu wojsk niemieckich spod Warszawy Nałkowska przenosi się do stolicy. Warszawa jest wtedy miastem wchodziącym wciąż w skład zaboru rosyjskiego i zarządzanym przez Rosjan. Zmienia się to, kiedy w lipcu 1915 roku wojska niemieckie atakują Warszawę, zajmując ją ostatecznie 5 sierpnia. To wtedy wojna na nowo staje się dla Nałkowskiej silnym doświadczeniem zmysłowym, szybko jednak przybierającym kształt wojennej codzienności:

W Warszawie znowu co dnia obficie lecą bomby, strzały armatne słyszać ciągle, ciągle. I wszystko to jest wciąż nieustanny, nieustanny moźdżer cierpienia. Wiem, że przyjdą na nas teraz wielkie, niezrozumiałe rzeczy i nie chcę niczego uniknąć⁹.

O tym czasie bomby huczą miękko i rozlegle, a działa kondensywnie. Zupełnie się do tego przywykło i wcale nie trwogę już to teraz obudza. – Warszawa stoi odarta, naga i dygocąca. Rzeczy ostateczne stają się z dnia na dzień. Z uwagi napiętej, ze skupionego patrzenia oczów wynika smutek, nie dający się zwalczyć¹⁰.

Co rano słyszę z Pół Mokotowskich muzykę pobudki niemieckiej¹¹.

Zapisy Nałkowskiej dotyczące zmysłowego doświadczania wojny wyraźnie budowane są na napięciu pomiędzy tym, co wewnętrz (przestrzenią domu czy mieszkania), a tym, co na zewnątrz (przestrzeń toczących się walk). Granicą obu tych przestrzeni jest okno, przez które docierają dźwięki i obrazy nowej, wojennej rzeczywistości. Okno staje się dla Nałkowskiej bardzo ważnym punktem obserwacyjnym, dającym dostęp do świata wojny (zewnętrze), ale zarazem zapewniającym bezpieczny wobec tego świata dystans (wnętrze). Pełni ono także do pewnego stopnia funkcję „rampy”, za którą zmysłowo doświadczana wojna przybiera kształt widowiska totalnego albo spektaklu z gatunku „światło i dźwięk”, pełnego efektów specjalnych:

Przez całą noc dzisiejszą Warszawa nie spała. Kanonada tuż pod miastem trwała do ósmej. Od południa siedzimy przy otwartych oknach i zdjawszy ze ścian przedmioty, stłuc się mogące, słuchamy lomotu wysadzanych w powietrze budowli. Pożary ukazują się to tu, to tam, łoskot wybuchów powtarza się nieustannie¹².

Za to ludność Powiśla uciekła na Nowy Świat, a Praga oświetlona jest luną. Widać to od nas teraz z okna łazienki, o każdej chwili słyszać gęsty, gęsty stukot karabinów. Musiał się jeszcze do końca dokonać dramat, straszliwy dramat miasta, rozpędzony na dwoje¹³.

⁹ Ibidem, s. 387 (25 VII 1915).

¹⁰ Ibidem, s. 388 (3 VIII 1915).

¹¹ Ibidem, s. 417 (6 I 1916).

¹² Ibidem, s. 389 (4 VIII 1915).

¹³ Ibidem, s. 390 (5 VIII 1915).

3. MIĘDZY „LOSEM LUDZI” A WŁASNĄ PRYWATNOŚCIĄ

„Los ludzi jest moją rzeczywistością” – napisze Nałkowska już w czasie II wojny światowej. Słowa te mogłyby się jednak pojawić w jej dzienniku również wcześniej. Doświadczenia I, a następnie II wojny światowej, sprawiają, że pisarka zwraca teraz swoją „orientację duchową w stronę Innych: drugiego człowieka i zbiorowości”¹⁴. Ma to odzwierciedlenie w dzienniku. Wypełnia się on opisami przypadków ludzi, których los stawia na drodze pisarki. Poświęca im Nałkowska tym więcej miejsca, im mniej są postaciami znanymi i w im gorszej sytuacji życiowej się znajdują. Tak więc przyjmuje postawę, w której życie widziane jest „z dołu”, od strony jego zaplecza, tyłów. Czyli od tej strony, w której komunikacja nie została jeszcze zawieszona do reszty przez oficjalny pozór, powierzchowność, złudę.

Podczas I wojny światowej diarystka sporządza dużo zapisów, które dotyczą innych, zwłaszcza tych, którzy w czasie krwawego konfliktu płacą najwyższą cenę – żołnierzy. Już pod koniec sierpnia i na początku września 1914 roku Nałkowska odnotowuje w dzienniku relacje o „nieprzejrzanej ilości rannych, którzy dorożkami, platformami, karetami i samochodami jadą pod słonecznym niebem przez ludne ulice Warszawy w bandażach, z kulami i temblakami”¹⁵. Po dwóch miesiącach wojny żołnierze masowo powracają z frontu, mimo że jeszcze tak niedawno „masami wyjeżdżali w tamtą stronę”¹⁶. Warszawa jest teraz „zawalona rannymi”, którzy w niczym nie przypominają bohaterów, walecznych, dziarskich chłopców ze śpiewem i pewnością siebie wyruszających na front. Teraz ci sami chłopcy są „chorzy, śmiertelnie zmęczeni techniką transportu, odarci z ubrania, brudni, cuchnący, okryci robactwem, spragnieni, nawet głodni”¹⁷. „Pociągi z żołnierzami”, „pociągi z rannymi” często powracają w zapisach dziennika Nałkowskiej, zwłaszcza w roku 1914. Pisarka dostrzega to, co później opiszą historycy, zwracając uwagę na znaczenie kolej jako środka transportu, który w czasie I wojny zostanie po raz pierwszy na taką skalę użyty, aby zapewnić transport pomiędzy liniami frontu i zapleczem wojny.

Kolej i transport samochodowy umożliwiają także pojawienie się zachowań, które nazwane zostaną „turystyką wojenną”. W czasie I wojny światowej pola bitew staną się bowiem celem masowych „pielgrzymek” osób „spragnionych mocnych wrażeń”¹⁸, które mimo grożącego niebezpieczeństwa, tuż po skończonej walce, a czasami nawet w trakcie walk udawali się na miejsce bitwy, aby oglądać jej rezultaty i zdobywać „pamiątki”. Nie brakowało także zwykłych „szabrow-

¹⁴ Hanna Kirchner, *Wstęp*, w: Zofia Nałkowska, *Dzienniki*, t. 3: 1918–1929, oprac., wstęp i komentarz Hanna Kirchner, Warszawa: Czytelnik 1980, s. 5.

¹⁵ Zofia Nałkowska, *Dzienniki*, t. 2: 1909–1917, s. 345 (28 VIII 1914).

¹⁶ Ibidem, s. 347 (2 IX 1914).

¹⁷ Ibidem, s. 347 (2 IX 1914).

¹⁸ „Żadna z dotychczasowych bitew Wielkiej Wojny nie miała tak dużego wpływu na wybory zbiórki milionów, i to do tego stopnia, że biura podróży, mimo dużego ryzyka, organizowały wyprawy pod Verdun dla turystów spragnionych mocnych wrażeń” (Andrzej Chwalba, *Samobójstwo Europy*, s. 220).

ników okradających zabitych żołnierzy”¹⁹. Opis tego zjawiska znajdujemy także w dzienniku Nałkowskiej:

Niemcy zostali odparci od Warszawy. Mnóstwo ludzi jeździ teraz w stronę Pruszkowa, Grodziska i Piaseczna, aby oglądać pola bitew. Mały Beylin przywiózł sobie na pamiątkę niemiecką pikielhaubę²⁰.

Jak widać wojna to czas zachowań i postaw masowych, w których jednostka staje się częścią zbiorowości, grupy, tłumu, poddając się ich prawom. To, co indywidualne i prywatne, jest w czasie wojny narażone na nieustanną utratę, może także łatwo stać się dobrem, które trzeba poświęcić w sytuacji zagrożenia. Takich sytuacji bardzo obawia się w dzienniku Nałkowska. Jej nastawienie na „los innych” ludzi ma swoje wyraźne ograniczenie, którym jest zachowanie poczucia własnej prywatności i intymności. Poczucie to jest gwarantowane między innymi przez osobiste zapiski w dzienniku, a także przez przestrzeń własnego mieszkania, która jednak w czasie wojny przestaje być przestrzenią trwałą i nie gwarantuje zachowania odpowiedniego dystansu w relacjach międzyludzkich, a to wywołuje lęk przed niekontrolowanym wkroczeniem innych ludzi w sferę intymną pisarki:

Konieczność opuszczenia tego znowu mieszkania, jako że wyniesione jest pod niebo i ma dach bezpośrednio na suficie, jest dla mnie gorsza niż poczucie niebezpieczeństwa. Boję się zwłaszcza zejścia do wspólnej jakiejś piwnicy, przebywania poufego z okropnymi, natrętnymi tutejszymi sąsiadami – przy znacznych brakach w mej bieliźnie, negliżu i osobiście pościeli²¹.

4. CODZIENNOŚĆ I NIECODZIENNOŚĆ OKUPACJI. WOJNA JAKO KWINTESENCE ŻYCIA

Badaczki piszące o dziennikach Zofii Nałkowskiej podkreślają przełomowe znaczenie I wojny światowej w jej życiu i twórczości. Grażyna Borkowska napisze, że „I wojna światowa uczyniła z Nałkowskiej pisarkę dojrzałą”²², a Hanna Kirchner, która pieczołowicie opracowała wydanie dziennika, zwróci uwagę, że będzie to dla niej doświadczenie „bodaj bardziej graniczne niż sam fakt odzyskania niepodległości”²³. I wojna światowa nie będzie dla Nałkowskiej jeszcze jednym, choćby bardzo ważnym wydarzeniem historycznym, ale wydarzeniem odslaniającym „podszewkę świata”, jego prawdziwe oblicze. Sama pisarka będzie

¹⁹ „W miejscowościach położonych nieopodal pól bitewnych zaobserwowano nowe zjawisko: turystykę wojenną. Jesienią 1914 roku wojska niemieckie zostały odparte spod Warszawy. Do starć z Rosjanami doszło między innymi w okolicach Brwinowa, gdzie można było ze stolicy dojechać kolejką wąskotorową. Skorzystali z tej okazji hobbyści, zbierający pamiątki: łuski pocisków, guziki, bagnety, pikielhauby, ale także szabrownicy okradający zabitych żołnierzy” (Włodzimierz Borodziej, Maciej Górný, *Nasza wojna*, t. 1, s. 252).

²⁰ Zofia Nałkowska, *Dzienniki*, t. 2: 1909–1917, s. 360 (25 X 1914).

²¹ Ibidem, s. 389 (4 VIII 1915).

²² Grażyna Borkowska, *Modernizm, kobiety i wojna*, „Książki w Tygodniku. Magazyn Literacki” 2014, nr 5–6, s. 11.

²³ Hanna Kirchner, *Wstęp*, s. 5.

deklarowała w dzienniku, że wojna jest dla niej o wiele ważniejsza „jako zjawisko”, a nie konkretny konflikt między państwami, mający swoje przyczyny i skutki. Będą ją zatem interesowały psychologia i filozofia wojny²⁴ wyłaniające się spoza bieżących, uciążliwych, a często przerażających wojennych wydarzeń. Już na samym początku wojny Nałkowska zaobserwuje, że od pierwszych dni odziera ona doteczowe życie z konwencjonalności, sprawia, że to, co wydawało się oczywiste – przestaje być oczywiste, a codzienność i niecodzienność łączą się ze sobą:

Ta rzeczywistość, dającą się dotknąć palcami, jest przecież zupełnie niewiarogodna. Stacja i telefon w oblężeniu, kobiety płaczą. Okazuje się, że żyliśmy dotąd w świecie zupełnie konwencjonalnym. Przywykło się uważać, że do Warszawy jest stąd pół godziny drogi. Teraz dopiero wiadomo, że Warszawa jest o szesnaście wiorst. [...] Uczyniono wszystko, aby Niemcy zastali nas w rozsypce i w ruinie. [...] Wszędzie przerażenie, jak wobec trzęsienia ziemi²⁵.

Wobec tej nowej sytuacji pierwszą reakcją, jeszcze nie intelektualną, ale emocjonalną, jest zdziwienie. Dla Nałkowskiej „zdziwienie”, w jej postawie wobec świata i w jej dzienniku, odgrywa rolę zupełnie zasadniczą. To ono sprawia, że nagle spoza świata konwencji, mitów, obiegowych sądów i przeświadczeń wyłania się to, co pisarka nazywa słowem „rzeczywistość”. Doświadczaniedziwności świata, a przez to jego rzeczywistości, stanie się najsilniejsze w czasie obu wojen światowych.

Wojny – I, a potem II wojna światowa – które odsłaniają prawdę o rzeczywistości, wyzwalają zarazem w pisarce poczucie, że ich dziwność i inność nie jest czymś zasadniczo „odmiennym od życia”. Przeciwnie, zdziwienie jest „unaocznieniem” tego, co w poza wojennej rzeczywistości łatwo rozmywa się w natłoku codziennych przyzwyczajeń, milcząco przyjmowanych założeń, a nieradko też świadomych czy nieświadomych fałszów i hipokryzji. Przede wszystkim wojna obnaża realność, radykalność i uniwersalność (przynajmniej potencjalną) ludzkiego zła:

Ale wojna nie jest czymś odmiennym od życia, jest to tylko skondensowanie, jakby przyspieszenie jego zła – lub może nawet zaledwie: unaocznienie. Myślę, że praca w kopalniach jak w grobach i w fabrykach jak w piekłach, że tępy smutek chłopów i rozsiane po ziemi szpitale i domy obłąkanych są czymś tego samego porządku, czymś pokrewnym. Wojna bierze w siebie to, co już przedtem jest gotowe: dzikość, nędzę, cierpieńie i śmierc²⁶.

Wojna jako „nieobjęte, bezgraniczne зло”²⁷ ujawnia także dla Nałkowskiej prawdę o historycznej kondycji ludzkich społeczeństw, w której rozwój, postęp, proces cywilizacji okazują się być czymś bardzo kruchym, objawiając swoją nietrwałość wojennym „regresem” do warunków i zachowań, które wydawały się możliwe jedynie w dalekiej przeszłości. Tak więc wojna to brak możliwości zaspokajania najbardziej podstawowych potrzeb człowieka: ciemno, zimno, głód,

²⁴ „Ja jestem tak zrobiona, że wojna będzie dla mnie zawsze ważniejsza jako zjawisko niżeli jej temat. Psychologia wojny – nie to, o co się walczy” (Zofia Nałkowska, *Dzienniki*, t. 2: 1909–1917, s. 350 [7 IX 1914]).

²⁵ Ibidem, s. 338 (1 VIII 1914).

²⁶ Ibidem, s. 348 (2 IX 1914).

²⁷ Ibidem, s. 348 (2 IX 1914).

„powrót do dawnych, bardzo prostych, trochę dzikich form życia”²⁸. Wojna to także ujawnienie tego, co dzikie i barbarzyńskie w człowieku. Wojna dla Nałkowskiej oznacza pozbycie się złudzeń, że człowiek jest z natury istotą dobrą, a życie wspólnotowe jest zawsze oparte na wzajemnym zaufaniu i współdziałaniu:

Odbywają się rzeczy dzikie, jak za najgorszych czasów średniowiecza, zniszczenie krain, okrytych polami i miastami²⁹.

Barbarzyńskie okrucieństwa, łupienie i pustoszenie – wszystko to chyba zupełnie jest w porządku podczas wojny, byle się tylko udawało. [...] Z chwilą, gdy się daje w rewanżu ryzyko własnego życia, ma się prawo czynić wszystko – taką wydaje mi się rzeczywista moralność wojny³⁰.

Śledząc to załamanie warunków życia codziennego oraz regres w postawach i relacjach międzyludzkich, jakie wojna powoduje, Nałkowska dochodzi do wniosku, że nie jest to ostatecznie coś wyjątkowego, co przeminie tak szybko, jak się pojawiło. Wojna okazuje się być dla niej nie chwilowym „odstępstwem” od reguł rządzących światem, ale „unaocznieniem” zła jako zasady wpisanej nieodłącznie w kondycję człowieka. Świetnie tę cechę „antropologii i etyki” Nałkowskiej uchwyciła Grażyna Borkowska:

Antropologię i etykę Nałkowskiej ukształtowały dwa fundamentalne spostrzeżenia: że jedna z potrzeb człowieka jest potrzeba okrucieństwa, oraz że nie ma zasadniczej, jakościowej różnicy między perwersyjnym okrucieństwem np. czasów wojny a codziennym zabijaniem, które dokonuje się między ludźmi. W rodzinach, za zamkniętymi drzwiami mieszkań, między rodzicami a dziećmi, między kobietami a mężczyznami. Okrucieństwo w każdej sytuacji definiuje się podobnie: rządzi nim to samo, czysto bezinteresowne pragnienie zniszczenia, upokorzenia, zranienia, połączone często z perwersyjną, seksualną satysfakcją. To nie wojna czyni ludzi złymi, ale ich złe instynkty pchają świat do wojny, znajdując na niej wyjątkowo sprzyjające, kompletnie już bezkarne pole realizacji. Łącząc oba spostrzeżenia w jedną formułę, dochodzi Nałkowska do konstatacji obezwładniającej swą kategorycznością: wojenne okrucieństwo nie stanowi zaprzeczenia człowieczeństwa, lecz jest jego kwintesencją³¹.

5. WOJNA, KOBIETA, POLSKA. JEDNOSTKA I WSPÓŁNOTA: PROBLEM PATRIOTYZMU

Czas I wojny światowej to dla Zofii Nałkowskiej także czas jej kolejnego, bardzo silnego związku emocjonalnego, jaki połączy ją z Janem Tomaszem Gorzechowskim (pseudonim „Jur”), legendarną postacią polskiego podziemia niepodległościowego, który był uczestnikiem wielu akcji bojowych organizowanych przez Polską Partię Socjalistyczną, a w czasie I wojny światowej walczył w Legionach i w Polskiej Organizacji Wojskowej Józefa Piłsudskiego; następnie

²⁸ Ibidem, s. 339 (6 VIII 1914).

²⁹ Ibidem, s. 355 (24 IX 1914).

³⁰ Ibidem, s. 361 (25 X 1914).

³¹ Grażyna Borkowska, *Modernizm, kobiety i wojna*, s. 11.

zaś, już po odzyskaniu przez Polskę niepodległości, stał się jednym z najważniejszych urzędników nowo powstającego państwa. Kiedy Nałkowska poznała „Jura” Gorzechowskiego, był on żonaty i miał trójkę dzieci. Po rozwodzie ożenił się z Nałkowską w czerwcu 1922 roku. Ich małżeństwo rozpadło się pod koniec lat 20.

W stosunku Nałkowskiej do Gorzechowskiego widoczne są fascynacja i namiętność z jednej strony, oraz lęk i obcość z drugiej. Nowy związek pochłania ją tak bardzo, że na ten czas przerywa całkowicie prowadzenie dziennika³². Jest to zarazem, jak zwraca na to uwagę biografią Nałkowskiej Hanna Kirchner, związek dwóch osobowości „szokująco odmiennych, obcych sobie, że aż wrogich”. Gorzechowski skupia bowiem w sobie jednocześnie to wszystko, co Nałkowska „podziwiała w bojownikach wolności”, oraz to, co „budziło w niej opory i napęniało ją obawą o stan świadomości narodowej”³³. Ta ambiwalencja jest także widoczna w rozwązaniach Nałkowskiej o roli, jaką w czasie wojny ma do spełnienia kobieta. Znajdujemy więc w jej dzienniku zdania mówiące o tym, że wojna w nieuchronny sposób prowadzi do odtworzenia tradycyjnych wzorów, w których „kobieta jest nagrodą wojownika”, „ona cierpi i rodzi, a za to on idzie na wojnę”. Jednak zdaniem tym zawsze towarzyszą wątpliwości. Nałkowska jest świadoma tego, że w czasie wojny odradzają się „rytuły ofiarnicze” i ma miejsce „wiktymizacja kobiety”³⁴, jej podporządkowanie bohateriskiemu mężczyźnie, któremu „wolno być nawet dzikim i okrutnym”, gdyż ucielesnia on dobro walczącego narodu³⁵. Pisarka raz traktuje taką sytuację jako coś oczywistego i nieuniknionego, innym razem jako coś niedopuszczalnego³⁶.

Ciągłe wahanie, wątpliwości, znaki zapytania – to stała cecha zapisów w dzienniku Nałkowskiej z okresu I wojny światowej i tuż po niej. W tym okresie „doświadczenie biograficzne pisarki – jak pisze Kirchner – utożsamia się z doświadczeniem historycznym”³⁷. Gorzechowski, który walczy w Legionach, uosabia sobą polskie tradycje niepodległościowe, marzenia kolejnych pokoleń o odrodzeniu Polski jako niezawisłego państwa, którym przestała być pod koniec XVIII wieku. Kontakt z Gorzechowskim i innymi legionistami, wraz

³² „Trzy miesiące życia. Nie mogłam wcale pisać – tu i w ogóle – za wiele żyjąc. Przestałam być sobą, całą istotą swą wypełniałam jedynie to znikome miejsce, które należało zająć pośród biegu rzeczy” (Zofia Nałkowska, *Dzienniki*, t. 3: 1918–1929, s. 49 [8 III 1919]).

³³ Hanna Kirchner, *Nałkowska albo życie pisane*, Warszawa: Wydawnictwo W.A.B. 2011, s. 158. Dalej Kirchner pisze: „Jur uosabiał w sposób doskonaly te właśnie cechy, których się obawiała. Można też powiedzieć, że znakomitej damie literatury los zesłał to, co w męskiej części społeczeństwa mogło być najlepszego: bohatera walki wyzwoleniecznej, rycerza, bojownika, konspiratora. Nic dziwnego, że Nałkowska widzi go od razu w kategoriach stereotypu kulturowego: w jego «roli» społecznej, a w zgodzie z nieodłącznym patriarchalnym usytuowaniem własnej płci” (s. 159).

³⁴ „Nikomu tak wyraziście jak jej – zwraca uwagę Borkowska – rytm miłości i rytm wojny nie kojarzył się z rytuałami ofiarniczymi i wiktymizacją kobiety” (Grażyna Borkowska, *Modernizm, kobiety i wojna*, s. 12).

³⁵ „Myślałam: kobieta jest nagrodą wojownika. Myślałam: bohaterowi wolno być nawet dzikim i okrutnym. I głaskałam pieszczołwie małe, rasowe ręce, twarde od szabli i cugli i przecież poplamione krwią” (Zofia Nałkowska, *Dzienniki*, t. 2: 1909–1917, s. 435 [18 VII 1916]).

³⁶ „W tym smutku i pogromie stosunki człowiecze powracają do tych norm dawnych, kiedy to ona cierpi i rodzi, a za to on idzie na wojnę. I są chwile, kiedy to właśnie wydaje się w porządku – jak rosnące zboże albo płynąca woda. Ale czasami wydaje się bardzo nie w porządku” (ibidem, s. 347 [30 VIII 1914]).

³⁷ Hanna Kirchner, *Nałkowska albo życie pisane*, s. 170.

z którymi pojawia się „nowy wicher romantyzmu”³⁸, powoduje u Nałkowskiej stan wewnętrznego, „bolesnego” rozpadu „na rozum i uczucie”³⁹. Rozum każe krytycznie oceniać sytuację wojenną, w której następuje „wtłoczenie całego życia umysłowego i twórczego w jedną sferę historyczno-bohaterską, przywaleenie myśli przez impet instynktu narodowego”⁴⁰. Uczucie, emocjonalna potrzeba utożsamienia się z losem własnej wspólnoty narodowej, nie pozwala potępiać zbiorowych uniesień i postaw jako „tylko narodowych, rycerzykowatych, niemądrych”⁴¹, choćby ceną za to była utrata ostrości ocen i sądów.

Zofia Nałkowska należy do tego pokolenia, urodzonego dwie dekady po powstaniu styczniowym i wchodzącego w życie na przełomie XIX i XX wieku, dla którego polski romantyzm stanowi wciąż ważny punkt odniesienia. Wśród lektur pisarki są i Mickiewicz, i Słowacki, i Norwid. Nałkowska ma zarazem świadomość, że XIX-wieczny romantyzm, absolutyzujący kwestię narodową, co było całkowicie zrozumiałe w sytuacji utraty własnego państwa, w XX wieku staje się anachroniczny, jeśli nie dokona się w nim przekształcenie pojęcia wspólnoty symbolicznej czy wyobrażonej, na której się opierał, w pojęcie wspólnoty sytuacyjnej, wspólnoty losu. Na oczach pisarki ci, których „podziemne życie” było dla niej „ostatnią katedrą bohaterstwa”, w nowej sytuacji przerzążą „potwornością swoich bezkarnych, skrytych zbrodni”⁴². Rzeczywistość konspiracyjna i podzienna, absolutyzując własne cele, prowadzi nieuchronnie do relatywizacji moralnej metod działania, a także do paraliżu swobody myśli i twórczości:

To jest wielkie, ale to nie jest myśl! Romantyczny powab, siła moralna i wola, i odwaga – ale właśnie cofnięcie się od myśli, kultury, uświadomienia. Ach, widzę to od obu stron jednakowo – i nie wiem, i nie wiem⁴³.

Dziennik Nałkowskiej z okresu I wojny światowej odsłania zatem napięcie, a nawet sprzeczność, jakie tkwią w postawach, w których patriotyzm przybiera postać wspólnotowego, narodowego uniesienia, wtedy bowiem może on oznaczać jednocześnie utratę własnej indywidualności, a także utratę zmysłu moralnego, co w konsekwencji może prowadzić do usprawiedliwiania agresji skierowanej przeciwko innym⁴⁴. Nałkowska nie potępia patriotycznej, wojennej gorączki, ale też nie jest wobec niej bezkrytyczna. Z jednej strony ma bowiem

³⁸ „Z przybyciem tu na krótko kilku pojedynczych legionistów zaczął się w lepszych kołach zrywać nowy wicher romantyzmu. [...] Poprzez dymy, krew i nieprawdopodobieństwo prześwieca widziałko Polski niepodległej. Marzenia dziejowe przed stu lat, tragiczne i krwawe dziwy” (Zofia Nałkowska, *Dzienniki*, t. 2: 1909–1917, s. 393 [24 VIII 1915]).

³⁹ Ibidem, s. 399–400 (4 IX 1915).

⁴⁰ Ibidem, s. 393 (24 VIII 1915).

⁴¹ Ibidem, s. 399–400 (4 IX 1915).

⁴² Ibidem, s. 59 (17 IV 1909).

⁴³ Ibidem, s. 400 (4 IX 1915).

⁴⁴ „Nałkowska – pisze Grażyna Borkowska – pokazuje z godną pozazdrosczenia odwagą wszystkie zawiłości tego uczucia – z jednej strony, patriotyzm zakładał akceptację wspólnoty, czyli wymagał pewnego zaprzeczenia własnej indywidualności. Był w gruncie rzeczy złem lub był złem, bo wyzwał niskie i niepojęte instynkty, wobec których wszystko inne traciło sens istnienia: przyjaźń, miłość, sztuka. Patriotyzm obezwładniał potężną siłą pochodząącą z nieznanego źródła: «Dreszcz, zamieranie tchu, zachwyt – na to jedno słowo: ojczyzna»” (Grażyna Borkowska, *Modernizm, kobiety i wojna*, s. 12).

bardzo silne poczucie przynależności do wspólnoty narodowej, której przedstawiciele poświęcają swoje życie, walcząc na frontach I wojny światowej (i to nierzadko walcząc przeciwko sobie). Z drugiej strony coraz bardziej „wchodzi w spór z bardzo polskim typem świadomości zbiorowej”⁴⁵, w którym to, co jednostkowe, musi ustąpić pod naporom zobowiązań wobec wspólnoty. W takiej sytuacji dziennik staje się dla pisarki narzędziem zachowania własnej tożsamości i niezależności, opartej na możliwości zdystansowania się wobec zagarniających jednostkę wypadków. „Nie wiem. Jest mi źle. Nie chcę w to wejść, zamknąć oczu i powierzyć się fali” – pisze Nałkowska w sierpniu 1915 roku. Choć nie przychodzi jej to łatwo i ma świadomość ceny, jaką musi zapłacić za zachowanie dystansu do tego, co się dzieje:

A jest gorycz i przekleństwo, gdy się jest na boku⁴⁶.

6. 1918 – KONIEC CZY POCZĄTEK?

Zofia Nałkowska dokumentuje także w swoim dzienniku nieoczywisty koniec wojny i problematyczne odzyskania przez Polskę niepodległości. Już we wrześniu 1914 roku, a więc na samym początku I wojny światowej, Nałkowska pisze o paradoksalnej sytuacji, w której „kraj odradza się właśnie wtedy, gdy trzy odłamy jego ludności najstarszej wzajem do siebie strzelają”. Jest wtedy pełna obaw, że nowa Polska „będzie narodowo-demokratyczna i antysemicka”⁴⁷. Hanna Kirchner zwraca uwagę, że u Nałkowskiej „poryw uczuciowej solidarności” ze wspólnotą walczy z „trzeźwą refleksją”, a przede wszystkim z towarzyszającym jej nieustannie niepokojem. Pisarka „drży o to, by ta ofiara krwi nie była daremna i aby nie skaziła jej taka sama dzikość, jak nacjonalizmy wrogów, przeciw którym powstały bojownicy o Polskę”⁴⁸.

11 listopada 1918 roku, w dniu, w którym Polacy dzisiaj świętują rocznicę odzyskania niepodległości, Nałkowska notuje: „napatrzyłam się tu tylu rzeczy nienawiistnych przez ten ostatni rok, że się nie umiem cieszyć ani wierzyć w trwałość zwycięstwa”⁴⁹. Dwa dni później pisze o Polsce „szalonej i radosnej

⁴⁵ „Pisarka wchodzi zatem w spór z bardzo polskim typem świadomości zbiorowej” – zwraca uwagę Hanna Kirchner. I dodaje: „Nałkowska sama bała się swojej postawy, tak dalece stojącej w poprzek euforii patriotycznej i militarnej, głęboko przecież zakorzenionej w narodowej mitologii” (Hanna Kirchner, *Nałkowska albo życie pisane*, s. 170).

⁴⁶ Zofia Nałkowska, *Dzienniki*, t. 2: 1909–1917, s. 394 (24 VIII 1915). Podobnie będzie w czasie II wojny światowej, kiedy pisarka, z jednej strony, będzie miała bardzo silne poczucie uczestnictwa we wspólnym losie podbitego narodu i okupowanego miasta, co dodatkowo znajdzie swój wyraz w jej nowym zajęciu, jakim będzie prowadzenie sklepu z papierosami, z drugiej strony – będzie przerażona sytuacją, w której „wszystko odbywa się «hurtem», wszystkiego już doznaje się kolektywnie” (Zofia Nałkowska, *Dzienniki*, t. 5: 1939–1944, oprac., wstęp i komentarz Hanna Kirchner, Warszawa: Czytelnik 1996, s. 434 [19 III 1943]).

⁴⁷ Zofia Nałkowska, *Dzienniki*, t. 2: 1909–1917, s. 350–351 (7 IX 1914).

⁴⁸ Hanna Kirchner, *Nałkowska albo życie pisane*, s. 152.

⁴⁹ Zofia Nałkowska, *Dzienniki*, t. 3: 1918–1929, s. 40 (11 XI 1918).

z odzyskanej wolności”, a jednocześnie formułuje obawy o jej przyszłość jako kraju, który „leży dziś między Rosją bolszewicką i zrewolucjonizowanymi, socjal-demokratycznymi Niemcami”⁵⁰. Na kolejnych stronach dziennika wielokrotnie pisze o swoim lęku przed rewolucją społeczną, którą jednocześnie postrzega jako nieuniknioną: „Obecny stan rzeczy – notuje w kwietniu 1919 roku – domaga się rewolucji w sposób nie pozostawiający żadnej wątpliwości. Nie wiadomo tylko, kto ją zrobi”⁵¹.

Nałkowska myśli więc o rewolucji jako nieuchronnej, choć bolszewizm i komuniści napawają ją jednocześnie przerażeniem. „Mniej się boi, że zwyciężą, niż tego, że mogą mieć rację”⁵². W jej dzienniku radość z odradzającej się Polski i poczucie bliskości z tymi, dzięki którym odrodzona Polska staje się możliwa, nie są tożsame z brakiem krytycznego myślenia oraz uznaniem, że niepodległość sama w sobie jest rozwiązyaniem wszystkich polskich problemów. Niepodległość sprawia, że polskie problemy – społeczne, narodowościowe, gospodarcze, polityczne – ukazują się pisarce w całej swej ostrości i w całym skomplikowaniu. Jak trafnie ujmuje to Hanna Kirchner, Nałkowska

upajając się tym, co najważniejsze – narodzinami Polski, nie ma złudzeń, że niepodległość sama z siebie wymiecie społeczne krzywdy, a władzę pozbawi organicznej trucizny. Wie i widzi, że niezbędne atrybuty państwowości odtwarzają te same formy ucisku i represji, od jakich naród cierpiał pod jarzmem zaborczy

Nałkowska w dzienniku zdaje sobie sprawę, że niepodległa Polska to dopiero początek wielkiej pracy nad jej przyszłym kształtem.

BIBLIOGRAFIA

- Borkowska Grażyna, *Modernizm, kobiety i wojna*, „Książki w Tygodniku. Magazyn Literacki” 2014, nr 5–6.
- Borodziej Włodzimierz, Górný Maciej, *Nasza wojna*, t. 1: *Imperia 1912–1916*, t. 2: *Narody 1917–1923*, Warszawa: Grupa Wydawnicza Foksal, Wydawnictwo WAB 2014, 2018.
- Chwalba Andrzej, *Samobójstwo Europy. Wielka Wojna 1914–1918*, Kraków: Wydawnictwo Literackie 2014.
- Górnicka-Boratyńska Aneta, *Chcemy życia całego. Antologia polskich tekstów feministycznych z lat 1870–1939*, Warszawa: Res Publica 1999.
- Kirchner Hanna, *Nałkowska albo życie pisane*, Warszawa: Wydawnictwo W.A.B. 2011.
- Kirchner Hanna, *Wstęp*, w: Zofia Nałkowska, *Dzienniki*, t. 3: 1918–1929, oprac., wstęp i komentarz Hanna Kirchner, Warszawa: Czytelnik 1980.
- Nałkowska Zofia, *Dzienniki*, t. 2: 1909–1917, oprac., wstęp i komentarz Hanna Kirchner, Warszawa: Czytelnik 1976.
- Nałkowska Zofia, *Dzienniki*, t. 3: 1918–1929, oprac., wstęp i komentarz Hanna Kirchner, Warszawa: Czytelnik 1980.

⁵⁰ Ibidem, s. 41–42 (13 XI 1918).

⁵¹ Ibidem, s. 53 (7 IV 1919).

⁵² Hanna Kirchner, *Nałkowska albo życie pisane*, s. 185.

⁵³ Ibidem.

- Nałkowska Zofia, *Dzienniki*, t. 5: 1939–1944, oprac., wstęp i komentarz Hanna Kirchner, Warszawa: Czytelnik 1996.
- Sierakowska Katarzyna, *Śmierć, wygnanie, głód w dokumentach osobistych. Ziemie polskie w latach Wielkiej Wojny 1914–1918*, Warszawa: Instytut Historii PAN 2015.

**THE GREAT WAR, GREAT HOPES, GREAT DOUBTS.
SENSES, EMOTIONS AND DIFFICULT PATRIOTISM
IN ZOFIA NAŁKOWSKA'S DIARY**

Summary

The article describes the experience of World War I and the period just after the war (1914–1918) written in the diary of Zofia Nałkowska, an outstanding Polish novelist (1896–1954). For Nałkowska, World War I was very strong sensual experience (new sounds and images that invade privacy). At the same time, the war reveals the truth about human life, being full of cruelty. The war is also a period of collective behaviour, including collective patriotic behaviour requiring sacrifice of an individual. The article shows the tension in Nałkowska's diary, between what is collective, patriotic, and what is individual, private (patriotism is a great value for Nałkowska, but at the same time she realizes that it can be a source of nationalistic and chauvinistic behaviour). Finally, the article shows Nałkowska's critical attitude, at the end of the war and just after the war, connected with the awareness that the regained independence is not a solution to all Polish problems.

Adj. Marta Radwańska

R E C E N Z J E I P R Z E G Ł A D

Maciej Górnny

(Instytut Historii im. Tadeusza Manteuffla Polskiej Akademii Nauk)

NIEMCY W WARSZAWIE PO RAZ PIERWSZY. NOWSZE OPRACOWANIA NA TEMAT NIEMIECKIEJ OKUPACJI 1915–1918

Jeszcze nie tak dawno Warszawa w latach 1914–1918 mogła się miłośnikom historii kojarzyć z nazwiskiem tylko jednego historyka. Krzysztof Dunin-Wąsowicz to autor nie tylko *Warszawy w czasie pierwszej wojny światowej* (Warszawa 1974), ale także całego szeregu mniejszych studiów na ten sam temat, zarówno szczegółowych, jak i popularnych¹. W ciągu ostatnich kilku lat ta sytuacja uległa zasadniczej zmianie, co ciekawe głównie za sprawą historyków zagranicznych bądź afiliowanych przy zagranicznych ośrodkach naukowych. Nierniejszy przegląd ograniczy się do kilku pozycji dotyczących politycznej, kulturowej i społecznej historii trzyletniego panowania generała-gubernatora Hansa Hartwiga von Beselera w Warszawie. Omówię je nie w kolejności publikacji, lecz przesuwając się wzduż osi tematycznej prowadzącej od książek w najwyższym stopniu „politycznych” aż do niemal całkowicie „społecznych”².

Okupacje w okresie I wojny światowej bardzo długo pozostawały na marginesie studiów, skupiających się na kwestiach militarnych i dyplomatycznych. W odróżnieniu od klasycznego ujęcia dotyczyły ludności cywilnej poddanej nadzorowi administracji zwycięskiego państwa: żołnierze i dyplomaci odgrywali w ich funkcjonowaniu role drugoplanowe. Popularności nie przysparzała temu tematowi zapewne i ta okoliczność, że doświadczenie okupacji w latach 1914–1918 dotyczyło Europy Środkowo- i Południowo-Wschodniej w stopniu dużo większym niż Europy Zachodniej. Tam pod okupacją niemiecką znalazła się prawie cała Belgia i znaczna część północnej Francji. Tymczasem na wschodzie Rosjanie okupowali przejściowo Prusy Wschodnie, a nieco dłużej Galicję, Niemcy i Austro-Węgry z kolei olbrzymie połacie rosyjskiego imperium, Serbię i Rumunię, Buł-

¹ Krzysztof Dunin-Wąsowicz, *Warszawa 1914–1918*, Warszawa: PWN 1989; idem, *Oświata w Warszawie w latach 1914–1918*, w: *Szkolnictwo i oświata w Warszawie*, red. Józef Kazimierski, Warszawa: PWN 1982, s. 156–169; idem, *Ludność Warszawy w latach I wojny światowej*, w: *Warszawa popowstaniowa 1864–1918*, z. 2, Warszawa: PWN 1969, s. 21–47.

² Omówione zostaną następujące publikacje: Arkadiusz Stempin, *Próba „moralnego podboju” Polski przez Cesarstwo Niemieckie w latach I wojny światowej*, Warszawa: Neriton 2013; Jesse Kauffman, *Elusive Alliance. The German Occupation of Poland in World War I*, Cambridge Ma.: Harvard University Press 2015; Marta Polsakiewicz, *Warschau im Ersten Weltkrieg. Deutsche Besatzungspolitik zwischen kultureller Autonomie und wirtschaftlicher Ausbeutung*, Marburg: Verlag Herder-Institut 2015; Robert Blobaum, *A Minor Apocalypse. Warsaw during the First World War*, Ithaca–London: Cornell University Press 2017.

garia – Macedonię i część Serbii, Rumunia zaś Besarabię. Zarówno w kulturze popularnej, jak i w historiografii obraz I wojny wywodzi się przede wszystkim z frontu zachodniego. Marginalizacja innych frontów Wielkiej Wojny była więc w znacznym stopniu równoznaczna z marginalizacją doświadczenia okupacji.

Impulsem do zmiany tego stanu rzeczy stała się książka Vejasza Gabriela Liuleviciusa o wojskowej okupacji ziem litewsko-białoruskich, łotewskich, wschodniej Polski i części Estonii, składających się na tzw. Ober Ost (od Oberbefehlshaber Ost)³. Tereny te, położone na zapleczu frontu wschodniego, poddane zostały wojskowemu zarządowi. Liulevicius scharakteryzował politykę gospodarczą Niemców, przejawy współpracy i biernego oporu ze strony miejscowości ludności, a także – co w perspektywie badań nad obiema wojnami światowymi okazało się mieć kluczowe znaczenie – opisał proces kształtowania się specyficznego obrazu europejskiego Wschodu w głowach niemieckich żołnierzy Ober Ostu. Jak dowodził, to właśnie doświadczenia I wojny na tym terenie zrodziły przekonanie, że zamieszkujący go „podludzie” nie zasługują ani na szacunek, ani na litość. Stąd zaś wiodła prosta droga do okrucieństw kolejnej niemieckiej okupacji w Europie Wschodniej.

*

Pytanie, na ile ten obraz niemieckiej polityki da się nałożyć na rzeczywistość lat 1915–1918 w Warszawie, podjęto explicite w dwóch książkach, które, choć powstały za granicą, ukazały się także w przekładzie na język polski. Arkadiusz Stempin, autor monumentalnej pracy *Próba „moralnego podboju” Polski przez Cesarstwo Niemieckie w latach I wojny światowej* (Warszawa 2013), opartej na pracy habilitacyjnej przygotowanej na uniwersytecie we Fryburgu Bryzgowijskim, skupia się na tych elementach polityki okupacyjnej, które u Liuleviciusa nie odgrywały większej roli. Książka analizuje po kolejno obszary niemieckiej polityki, najpierw w ujęciu chronologicznym opisując pierwsze miesiące zarządu wojskowego, potem już tematycznie. Właściwie w każdej sferze Stempin dostrzega porażkę niemieckiej okupacji. Flagowy projekt *mission civilisatrice*, czyli odnowienie polskiego Uniwersytetu Warszawskiego, zamiast zdobyć serca i umysły polskich elit, doprowadził do mobilizacji studentów przeciw okupantom. Kilku zostało aresztowanych, podczas gdy ich koledzy manifestowali na ulicach Warszawy, wznosząc okrzyki „Precz z Beselerem!” i „Precz z niemiecką administracją!”⁴. Kolejny element niemieckiej „misji cywilizacyjnej” nie wywoływał aż tak gwałtownych reakcji i w ogóle wydawał się stosunkowo wdzięcznym polem dla zręcznej dyplomacji kulturalnej. Ostateczna porażka programu polegającego na przybliżaniu Polakom rzeczywiście imponującego dorobku niemieckiej kultury i nauki miała wiele przyczyn. Stempin wspomina o niewykorzystanych szansach: całych obszarach, w których polskiej publiczności pod znakiem „Made in Germany” oferowano towar niskiej jakości (przykładem choćby niemiecki teatr w okupowanej Warszawie). Być może zresztą bardziej istotną rolę odegrał tu czynnik trudniejszy do zidentyfikowania – arogancja *Kulturträgerów* w zetknięciu z rzekomo niecywilizowanym Wschodem. Biorąc pod uwagę niemiecką

³ Vejas Gabriel Liulevicius, *War Land on the Eastern Front: Culture, National Identity and German Occupation in World War I*, Cambridge: Cambridge University Press 2000.

⁴ Arkadiusz Stempin, *Próba „moralnego podboju” Polski*, s. 209.

dominację, zaskakiwać może niemal kapitulanki kurs okupantów w obszarze polityki szkolnej, wyznaniowej i mniejszościowej. Wszędzie tam teoretycznie silniejszy ustępował teoretycznie słabszemu, tak że jeszcze przed listopadem 1918 roku kontrola nad systemem szkolnictwa znajdowała się w polskich rękach, zrezygnowano z projektów nadania Żydom jakiejś formy autonomii, a pozycja Kościoła katolickiego stała się silniejsza niż za rządów rosyjskich.

Wnioski, do których dochodzi Stempin, niemal we wszystkich punktach rozchodzą się z obserwacjami Liuleviciusa dotyczącymi Ober Ostu. Na ziemiach polskich miejsce dyktatu zajmowały negocjacje, w których okupowani dysponowali coraz silniejszą pozycją. W jednym aspekcie polski autor skłonny jest się jednak z Amerykaninem zgodzić:

Okupacja Polski w latach I wojny światowej, ta bezpośrednia konfrontacja Niemców z polską rzeczywistością, stanowiła dla kolejnej generacji Niemców źródło postrzegania przez nich kraju sąsiada, konstytuując ich wyobrażenia i nawet determinując ich działania. Późniejsza, nasączena rasistowską treścią propaganda Goebbelsa, która rozpowszechniała mocno wypaczony obraz Polaka i Polski, zakorzeniona była w wyobrażeniach z lat 1914–1918 o mocno cywilizacyjnie zapóźnionym sąsiadnim kraju⁵.

Książka Jesse'ego Kauffmana, która ukazała się na polskim rynku pod tytułem *Iluzoryczne przymierze. Niemiecka okupacja ziem polskich podczas I wojny światowej* (Warszawa 2018), wnosi wiele cennych, szczegółowych informacji do charakterystyki pierwszej niemieckiej okupacji. *Elusive Alliance. The German Occupation of Poland in World War I* obejmuje lata 1915–1918. Pracę poprzedza wstęp, omawiający stan badań (co warto zaznaczyć, autor nie miał szansy zapoznać się z niektórymi najnowszymi publikacjami, przede wszystkim ze wspomnianą książką Stempina). Rozdział pierwszy opisuje początki niemieckiej okupacji, a także zwięzłe charakteryzuje zagadnienia gospodarcze. Kolejny poświęcony został polityce w kwestii polskiej do jesieni 1917 roku. W trzech następnych Kauffman analizuje ważne aspekty polityki wewnętrznej Generalnego Gubernatorstwa: administrację, edukację podstawową i średnią oraz uruchomienie wyższych uczelni. Rozdział szósty opisuje ostatnie 1,5 roku niemieckiej władzy w Królestwie, czyli osłabienie i likwidację rządów Hansa von Beselera. Konkluzja dotyczy kontynuacji i paralel pomiędzy okupacją w czasie I i II wojny światowej.

Mocną stroną pracy Kauffmana jest umiejętne zarysowanie nieoczywistych na pierwszy rzut oka linii politycznych konfliktów. Jak przekonywająco dowodzi, przez większą część okupacji te najważniejsze przebiegały wcale nie pomiędzy rządzącymi Niemcami a rządzonimi Polakami. Aktywnych uczestników polityki było więcej i reprezentowali bardzo zróżnicowane programy działania i interesy. Dużo uwagi poświęca autor postaci gubernatora von Beselera. Podkreśla, jak często jego zamiary ścierały się nie tylko z poglądami niemieckich nacjonalistów, Paula von Hindenburga i Ericha Ludendorffa, ale i berlińskiego rządu. Beseler stawał sobie za cel utworzenie pod niemiecką kuratą polskiego państwa, które w przyszłości, kiedy już Rzesza wygra toczącą się właśnie wojnę, będzie (poniekąd pod przymusem) sojusznikiem Niemiec i ich trwałym zabezpieczeniem przed Rosją. Urzeczywistnieniu tego celu służyły działania podejmowane przez

⁵ Ibidem, s. 593.

generała, przede wszystkim stopniowe tworzenie i usamodzielnianie polskiego samorządu i władz centralnych. Beseler był natomiast przeciwnikiem dużych aneksji terytorialnych na rzecz Niemiec, o których dyskutowano w Rzeszy od samego początku wojny. W jego przekonaniu korekty granicy (naturalnie na korzyść Niemiec) powinny być niewielkie i mieć znaczenie strategiczne, nie zaś gospodarcze. W stosunku do Polaków gubernator przyjmował postawę belferską, uważały się za ich dobrotę i wychowawcę. Ostatecznie jednak ani jego dobra wola (w którą autor nie wątpi), ani pedagogiczne zacięcie nie spotkały się z wdzięcznością, jakiej się spodziewał.

Jeszcze ostrzej zarysowywały się konflikty po stronie okupowanych. Rozdział *Elusive Alliance...* poświęcone samorządowi, systemowi szkolnemu, i wyższym uczelniom uwypuklają rolę, jaką we wszystkich tych sferach odgrywało współzawodnictwo pomiędzy Polakami i Żydami. Ten konflikt stanowił w znacznej mierze podłożem strajków studenckich i to głównie w jego wyniku dochodziło do starć studentów z niemiecką żandarmerią. Stanowisko okupantów wobec polsko-żydowskich sporów nie było konsekwentne. Podczas gdy na wyższych uczelniach żandarmi interweniowali przeciwko polskim nacjonalistom, żydowska edukacja niższych szczebli została stopniowo przekazana pod polską kontrolę. Jedyną mniejszością etniczną, cieszącą się autonomią wobec polskich władz oświatowych, pozostała naturalnie mniejszość niemiecka.

W końcowych partiach książki Kauffman stara się zweryfikować tezy Lvleviciusa w odniesieniu do niemieckiej okupacji ziem polskich. Zgadzając się z twierdzeniem, że istnieje związek między nią a bezprzykładową brutalnością niemieckiej polityki w czasie II wojny światowej, w oryginalny sposób doprecyzowuje to intuicyjne twierdzenie. Otóż jego zdaniem to nie stosunkowo liberalne (przynajmniej jak na czas wojny) rządy w Królestwie nauczyły Niemców pogardy dla Wschodu i nienawiści do Polaków i Żydów. Rolę taką odegrało jedynie samo żałosne zamknięcie okresu politycznej dominacji Rzeszy w Królestwie. Rozbrajanie i ewakuacja niemieckich jednostek przebiegały co prawda bardzo sprawnie, głównie (jak zaznacza Kauffman) dzięki dyplomatycznym talentom Józefa Piłsudskiego, który dogadał się z przedstawicielami niemieckich rad żołnierskich. Jednak to, co z polskiego punktu widzenia (a także z perspektywy powracających do domu niemieckich poborowych) było sukcesem, niemal natychmiast zostało wpisane w narrację o nożu wbitym w plecy walczącej armii. W powiązaniu z antysemickimi halucynacjami (przytaczane przez Kauffmana wypowiedzi insygniały żydowsko-polski spisek przeciwko Rzeszy, notabene czyniąc to w tej samej chwili, gdy niemała część polskiej opinii publicznej skłonna była wierzyć w żydowsko-niemiecki spisek skierowany przeciwko Polsce), frustracja towarzysząca opuszczaniu okupowanej Polski, a później „dyktatowi wersalskiemu” stała się podglebiem, na którym rozwinięły się rasistowskie teorie nazistów: „The toxic legacy left by the experience of the Great War and its aftermath in Germany helped ensure that Poland and its citizens, both Gentile and Jew, did not stand a chance when the Germans returned in 1939”⁶.

W podsumowaniu książki autor powraca do kwestii, która w ogóle odgrywa zasadniczą rolę w nowszych interpretacjach pierwszej niemieckiej okupacji: do historycznego kontekstu. Wbrew myślowym nawykom warto uświadomić sobie,

⁶ Jesse Kauffman, *Elusive Alliance*, s. 219.

że w czasie, gdy kształtowała się polityka Beselera, nie tylko nie można było przewidzieć powstania niepodległego państwa polskiego, ale nawet sama idea samostanowienia narodów nie nabrała jeszcze ostatecznych kształtów. Mając na względzie tę okoliczność, wypada spojrzeć na niemiecką politykę w kwestii polskiej jako na próbę wypracowania jakiejś formy ograniczonej suwerenności. Celem tworzonego przez Niemców państwa polskiego miało być zagospodarowanie *imperial shatterzone*, a więc pacyfikacja potencjalnego zagrożenia dla stabilności Rzeszy. Na miejscu, w konfrontacji z często sprzecznymi interesami lokalnych grup etnicznych i politycznych, okazało się, że utrzymanie takiej trwałej kontroli jest zadaniem trudniejszym, niż mogło się wydawać.

Kolejna książka autorstwa Marty Polsakiewicz (*Warschau im Ersten Weltkrieg. Deutsche Besatzungspolitik zwischen kultureller Autonomie und wirtschaftlicher Ausbeutung*, Marburg 2015) nieco inaczej rozkłada akcenty. Osobiste ambicje i plany Beselera zajmują w niej znacznie mniej miejsca, jego konflikty z konkurencyjnymi niemieckimi ośrodkami władzy nie odgrywają większej roli, rzadziej także czytelnik ma do czynienia z odautorską próbą interpretacji niemieckiej polityki. Co natomiast bez wątpienia jest mocną stroną tej pracy, to bogactwo zawartych w niej informacji, podanych w klasycznej, chronologicznej formie. Książkę otwiera krótki wstęp opisujący źródła i stan badań. Rozdział pierwszy charakteryzuje rosyjską Warszawę oraz zwięzle przedstawia wydarzenia pierwszego roku wojny. Kolejny, zdecydowanie najdłuższy, poświęcony został polityce władz okupacyjnych aż do Aktu 5 Listopada. W rozdziale czwartym autorka omawia głównie reakcje mieszkańców Warszawy na opisane przedtem posunięcia władz. Rozdział piąty natomiast relacjonuje ostatni rok niemieckiego panowania i jego niesławny koniec. Polsakiewicz zdaje (czasami bardzo) drobiazgową relację z posiedzeń władz okupacyjnych i municypalnych, podaje relevantne dane, tam gdzie to możliwe także liczbowe. Uwzględnia wielowymiarowość niemieckiej polityki. Na przykład pisząc o systemie rekwiizycji, zwraca uwagę nie tylko na doraźne i praktyczne skutki wywozu surowców, ale także na długofałowy plan osłabienia polskiej konkurencji w przemyśle i handlu⁷. W podobnych przypadkach autorka konstatuje, że działanie władz okupacyjnych cechowało ambiwalencja, skądinąd zasygnalizowana już przez słowo „pomiędzy” zawarte w tytule pracy. W warunkach permanentnego kryzysu nawet szczytne cele rzadko spotykały się z pozytywnym odbiorem rządzących. To właśnie przypadek ambitnych inwestycji strukturalnych i higienicznych, przeprowadzonych przez Niemców i niewątpliwie korzystnych dla Warszawy, ale na krótszą metę bardzo obciążających budżet głodującej metropolii.

W swojej ocenie intencji polityki okupacyjnej Polsakiewicz chyba najbardziej z omawianych tu autorów różni się od Dunin-Wąsowicza. Dawniej zwykło się na plan pierwszy wysuwać bezwzględną eksploatację ziem polskich i w niej właśnie dostrzegać jedyny rzeczywisty cel Niemców w Warszawie. Autorka widzi ten problem inaczej, wyróżniając trzy elementy ich polityki. Pierwszy to działania podyktowane bezpośrednimi potrzebami armii i wysiłku wojennego Rzeszy. Drugi to ustępstwa wobec Polaków, najpierw symboliczne, a z czasem coraz konkretniejsze, obejmujące nie tylko sferę symboli narodowych, ale także powtórne otwarcie uniwersytetu, przekazanie polskim władzom szkolnictwa, jak też

⁷ Marta Polsakiewicz, *Warschau im Ersten Weltkrieg*, s. 135.

na przykład dopuszczenie legalnej działalności związków zawodowych. Trzeci i ostatni stanowiły, zdaniem Polsakiewicz, długofalowe plany rozwoju miasta, jego powiększenia i ambitny program inwestycyjny. Ten zaskakująco pozytywny obraz nie oznacza wprawdzie, że autorka nie dostrzega okupacyjnej nędzy i wyzysku. Widzi je jednak raczej jako skutki uboczne niż konieczne i logiczne następstwa niemieckiej polityki.

Z taką interpretacją okupacji można naturalnie polemizować, ostatecznie jednak dopóki mówimy o intencjach, nie ma twardych danych pozwalających ją całkowicie odrzucić. Pewne niedostatki książki Polsakiewicz widać gdzie indziej: w niedostatecznym uwzględnieniu zależności pomiędzy poszczególnymi opisanyimi w niej kwestiami. Autorka pisze na przykład o niemieckiej kampanii przeciwko chorobom wenerycznym, której częścią była przymusowa hospitalizacja chorych kobiet, a także, dodajmy, przymusowe badania wszystkich podejrzanych o prostytucję. W jej ujęciu całe to przedsięwzięcie wydaje się może nieco drastycznym, jednak koniecznym i celowym środkiem zaradczym w sytuacji epidemii zagrażającej zarówno niemieckim żołnierzom, jak i miastu. Taka ocena nie uwzględnia jednak faktu, że przymusowe zatrzymanie tysięcy młodych kobiet, na które automatycznie padał cień podejrzenia, że trudnią się nierządem, oznaczało dla nich społeczną stigmatyzację. Odprowadzone przez żandarma szwaczki czy służące, także w przypadku zwolnienia, mierzyć się musiały z nieufnością i niechęcią ludzi, dla których na zawsze pozostały podejrzańskie. W efekcie traciły możliwość zarobkowania i zapewne nierazko stawały się właśnie prostytutkami. Nie jest przypadkiem, że polskie organizacje kobiece krytykowały postępowanie niemieckich władz i starały się o zwolnienia bezpodstawnie zatrzymanych. Ten wymiar niemieckiej polityki higieny autorce umyka. Podobnie jak opisane w książce Stempina kontrowersje związane z przekazywaniem systemu szkolnictwa w polskie ręce, w sytuacji gdy na terenie Królestwa znaczną część uczniów stanowili Żydzi, a ponadto okupanci starali się otaczać opieką szkoły mniejszości niemieckiej. W takich momentach czytelnik życzyłby sobie, aby problemy okupowanej Warszawy nie tylko opisywać, ale także dogłębiście przemyśleć, mając na względzie przede wszystkim ich bezpośredni wpływ na jakość życia mieszkańców.

Tego zarzutu z całą pewnością nie da się postawić autorowi najnowszej monografii okupowanej Warszawy, Robertowi Blobaumowi. Tak jak u Stempina i Kauffmanna przedmiotem zainteresowania autora i czynnikiem dynamizującym narrację pozostaje napięcie pomiędzy niemieckimi władzami okupacyjnymi a różnymi grupami okupowanej ludności: polską klasą średnią, Żydami, robotnikami i bezrobotnymi, kobietami itd. Jednak to, co zajmuje go najbardziej, to indywidualne doświadczenie i odczucia, sytuacja materialna zwykłych zjadaczy coraz mniej strawnego wojennego chleba. Ta cecha czyni z książki Blobauma pozycję ciekawą nie tylko dla specjalistów, ale także dla mieszkańców Warszawy zainteresowanych przeszłością swojego miasta.

Książkę otwiera wstęp, zwięźle charakteryzujący stan badań i bazę źródłową pracy. Rozdział pierwszy opisuje pierwszy rok wojny, kiedy miasto znajdowało się jeszcze wciąż pod panowaniem rosyjskim. Kolejny analizuje opłakany stan gospodarki i gwałtownie spadający standard życia mieszkańców. W trzecim Blobaum przygląda się polityce magistratu i Komitetu Obywatelskiego, coraz rozpaczliwiej dających do poprawy tej fatalnej sytuacji i uniknięcia katastrofy

humanitarnej. Bardzo ciekawy rozdział czwarty poświęcony został stosunkom polsko-żydowskim. Kolejny – genderowemu wymiarowi wojennej historii miasta ze szczególnym uwzględnieniem upolitycznienia kobiet. W ostatnim, szóstym, autor na kilku przykładach opisuje *culture wars* w przestrzeni miejskiej: próby walki z przestępcością i alkoholizmem, a także quasi-polityczne akcje masowe, takie jak *Barefoot Movement* w Warszawie w 1917 roku (o którym będzie jeszcze mowa). Książkę zamyka zwięzłe podsumowanie.

Kreśląc panoramę miasta dotykanej kolejnymi falami nieszczęść, Blobaum odwołuje się do innych prac poświęconych wielkim miastom w czasie I wojny, przede wszystkim książki Belindy Davis o Berlinie oraz Maureen Healy o Wiedniu⁸. Taka perspektywa skłania do zastanowienia nad specyfiką Warszawy. Na czym polegała?

Zacznijmy od tego, że pomimo iż ziemie polskie znalazły się w epicentrum walk na froncie wschodnim, a krwawe starcia toczyły się na nieodległych przedpolach miasta, które przeżyło w 1915 roku swoje pierwsze bombardowanie z powietrza, wojna nie dotknęła Warszawy bezpośrednio. Nie doszło tu do żadnych poważniejszych starć ani podczas odwrotu Rosjan w 1915, ani podczas odwrotu Niemców w 1918 roku. Nawiasem mówiąc, ten właśnie pokojowy charakter zachodzących tu politycznych przemian uważa Blobaum za przyczynę względnie spokojnego wejścia w niepodległość. Inaczej niż we Lwowie, warszawiacy nie powitali jej pogromem Żydów, mimo że nastroje antysemickie w czasie wojny narastały.

Brak bezpośrednio odczuwanej wojny odbijał się także w składzie społecznym mieszkańców. Warszawa przeżyła wprawdzie proces feminizacji podobny do Berlina i Wiednia, ale nie ze względu na pobór mężczyzn do wojska, lecz na migrację zarobkową do pracy, najczęściej w Niemczech. Impusem do tej migracji była z jednej strony polityka okupantów, starających się pozyskiwać siłę roboczą dla swojego przemysłu, a z drugiej załamanie produkcji w Warszawie i olbrzymie bezrobocie. Miasto było więc pełne ludzi niedotkniętych wprawdzie wojną, lecz za jej sprawą szybko popadających w nudzę. Tempo pauperyzacji mogłoby zadziwić nawet ciężko doświadczonych przez los berlińczyków i wiedeńczyków, przekraczało bowiem wszystkie inne znane z tego okresu przykłady. W dodatku Warszawa, podobnie jak Wiedeń, stała się miejscem schronienia dla wielotysięcznej masy uchodźców, których należało wykarmić. W ciągu tych kilku lat miasto balansowało na krawędzi katastrofy.

Głęboki kryzys gospodarczy i humanitarny nie był oczywiście warszawską specyfiką. Śmierć z głodu na ulicy zdarzała się równie często w Wiedniu i w Warszawie. Jednak niektóre cechy tego zjawiska okazały się wyjątkowe. Przechodząc w czasie wojny z rąk do rąk, Warszawa zaznała zarówno typowego dla miast rosyjskich kryzysu energetycznego i transportowego, jak i załamania dostaw żywności, charakterystycznego dla państw centralnych. Skutki wszystkich tych nieszczęść w teorii powinny być niwelowane wspólnymi działaniami władz miejskich i państwa. Jednak pod tym względem Warszawa znalazła się w sytuacji nie do pozazdroszczenia. W pierwszym roku wojny władze rosyjskie, choć

⁸ Belinda Davis, *Home Fires Burning: Food, Politics and Everyday Life in World War I Berlin*, Chapel Hill: University of North Carolina Press 2000; Maureen Healy, *Vienna and the Fall of the Habsburg Empire: Total War and Everyday Life in World War I*, Cambridge: Cambridge University Press 2004.

nieudolnie, starały się wspierać działania Komitetu Obywatelskiego, czyli reprezentacji politycznych elit miasta. Latem 1915 roku dokonały jednak katastrofalnego w skutkach demontażu maszyn i urządzeń, połączonego z dewastacją warszawskiego przemysłu i infrastruktury. Polski samorząd starał się oczywiście ograniczyć zasięg tej dewastacji, stając w opozycji do dotychczasowej władzy państweowej. Niemcy z kolei, chociaż zachowali Komitet i umożliwiли demokratyczny wybór władz miejskich, przyczyniali się do zaostrzenia kryzysu, zamiast go łagodzić. Najdotkliwiej w mieszkańców uderzał zakaz wwozu żywności z miejscowości podwarszawskich. Rekwizycji dokonywano nie na korzyść potrzebujących mieszkańców, lecz okupantów, a polskie władze miejskie niejednokrotnie były stawiane w bardzo niekomfortowej sytuacji: z jednej strony wobec rosnącej masy nędzarzy skazanych na pomoc społeczną, z drugiej bez środków na sfinansowanie tej pomocy. Efektem polityki gospodarczej okupantów było praktyczne załamanie budżetu miasta, już od kilku lat podpierającego się pożyczkami bankowymi i pozbawianego źródeł dochodu.

Wojna wszędzie doprowadziła do zaostrzenia różnic społecznych. I pod tym względem Warszawa zachowywała jednak swoją specyfikę. Podczas gdy w Berlinie i Wiedniu w centrum tych konfliktów znajdowali się rosnący w siłę robotnicy, w mieście dotkniętym destrukcją przemysłu linie frontów przebiegały inaczej. Warszawskie kuchnie dla ubogich serwowały osobne posiłki dla „inteligencji”, chcąc uchronić ją przed koniecznością kontaktu z bezrobotnymi, najczęściej zwolnionymi z pracy służącymi. Jednak największym źródłem zadrażnień pozostawał antysemityzm dominujących w Warszawie narodowych demokratów i zbliżonych do nich stronnictw. Jego realnym tłem była aktywizacja polityczna Żydów w czasie wojny, ożywiająca fantazmaty Judeopolonii. Blobaum umiejętnie pokazuje antyżydowski charakter konfliktów społecznych, czasem na pierwszy rzut oka niejednoznaczny. Dobrym przykładem spostrzegawczości badacza jest wspomniana wcześniej akcja polegająca na manifestacyjnym chodzeniu boso w proteście przeciwko drożyźnie (w tym wypadku – butów). W teorii był to ruch społecznego sprzeciwu przeciw ekonomicznej eksplotacji okupowanego kraju. W konkretnych warunkach lokalnych ostrze tego protestu kierowało się jednak przede wszystkim przeciw „spekulantom”, czyli żydowskim szewcom, a działania pozornie antyniemieckie przeradzały się w ciąg dalszy akcji bojkotu żydowskich sklepów.

Warszawa w latach 1914–1918 odmalowana przez Roberta Blobauma to być może najczęściej doświadczona przez wojnę europejska metropolia i to pomimo tego, że – powtórzmy – do poważniejszych walk w jej granicach w ogóle nie doszło. Straszliwa nędza obejmująca coraz większą część mieszkańców usuwała w cień wszystkie inne sfery życia: odradzające się po ewakuacji Rosjan sfery polityki i kultury, odnowiony uniwersytet i politechnikę, czyli kwestie cieszące się największym zainteresowaniem zarówno dawniejszej, jak i nowszej historiografii. W tych fatalnych warunkach bytowych konflikty, istniejące już wcześniej, zaostrzały się, a rachunki krzywd wydłużały. Najwyraźniej wspólnie przeżywana deprywacja nie zbliżała do siebie ludzi, lecz ich od siebie oddalała. Rosnące napięcie, przede wszystkim na tle antysemickim, wyrażało się nawet w sferach pozornie odległych od politycznego konfliktu. Odrodzone państwo polskie niosło na swoich barkach nie tylko bagaż wojennych zniszczeń, ale także tej skumulowanej niechęci, dzielącej poszczególne grupy jego obywateli.

Warto dodać, że Blobaum przyłącza się do tych historyków ziem polskich, którzy odrzucają podobną analogię z Ober Ostem⁹. Jego odpowiedź na powracające w tym przeglądzie pytanie o długofalowe skutki niemieckiej okupacji jest nie mniej oryginalna niż spostrzeżenia Kauffmanna. Niemieckie doświadczenia w okupowanej Warszawie raczej nie zwiększały antysemityzmu okupantów, nie-wątpliwie za to przyczyniały się do zaostrzenia konfliktów pomiędzy polską większością i bardzo liczną żydowską mniejszością.

Drugie wielkie pytanie nabiera ostrości ze względu na główną bohaterkę książki amerykańskiego historyka – Warszawę. Dotyczy ono porównania rzeczy nieporównywalnych: ludzkiego cierpienia w czasie pierwszej i drugiej niemieckiej okupacji. Tu, opierając się na dostępnych danych statystycznych, Blobaum stwierdza zdecydowanie, że aż do powstania warszawskiego i późniejszego zniszczenia lewobrzeżej Warszawy wszysko wskazuje na wyższy poziom życia, mierzony dostępem do żywności, niższą śmiertelnością, wyższą liczbą urodzeń i innymi wskaźnikami cywilizacyjnymi w czasie II wojny światowej niż w czasie I wojny. Także niemiecka kontrola handlu żywnością była w latach 1915–1918 bez porównania ostrzejsza i dokładniejsza niż w latach 1939–1944. Nędza, w jaką, poczynając od 1915 roku, wpadło miasto stołeczne, nie miała precedensu wcześniejszej i jak dotąd się nie powtórzyła. Jednocześnie głód, choroby i bezrobocie rozkładały się w czasie I wojny znacznie równomierniej, a sytuacja Żydów, chociaż najczęściej gorsza niż ich katolickich sąsiadów, nie odbiegała jednak radykalnie od średniej.

*

Kilka książek omówionych w niniejszym artykule oczywiście nie wyczerpuje wszystkich tematów związanych z niemiecką okupacją i z historią społeczną miast na ziemiach polskich, które ukazały się w ostatnich latach¹⁰. Pewną pomocą w rozpoznaniu tego terytorium może służyć numer tematyczny „Acta Poloniae Historica” zatytułowany *Occupation Experiences, 1914–18*, wydany w roku 2016. Obok artykułu wspomnianego już w tym tekście Arkadiusza Stempina¹¹ zeszyt ten zawiera między innymi relację z badań Ewy Manikowskiej, poświęconych systemowi dokumentacji i ochrony zabytków pod okupacją niemiecką¹², studium Joanny Nalewajko-Kulikov na marginesie jej opracowania na temat jidyszowej prasy (która właśnie w okresie wojny świadczała największe triumfy)¹³, a także –

⁹ Np. Christian Westerhoff, *Zwangarbeit im Ersten Weltkrieg. Deutsche Arbeitskräftepolitik im besetzten Polen und Litauen 1914–1918*, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2012, wydanie polskie: *Praca przymusowa w czasie I wojny światowej. Niemiecka polityka sterowania sił roboczą w okupowanym Królestwie Polskim i na Litwie w latach 1914–1918*, przeł. Wojciech Włoskowicz, Warszawa: Wydawnictwa Uniwersytetu Warszawskiego 2014.

¹⁰ Wspomnieć wypada o monumentalnej (choćże ubogiej w odautorskie interpretacje) książce Anety Stawiszyńskiej, *Lódź w latach I wojny światowej*, Oświęcim: Wydawnictwo Napoleon V 2016.

¹¹ Arkadiusz Stempin, *The Imperial German Board of Archives in Warsaw: A Paradigmatic Example of the ‘Moral Conquest’ Policy in the Polish Territory during the First World War*, „Acta Poloniae Historica” 2016, nr 113, s. 139–169.

¹² Ewa Manikowska, *Visualising the Eastern Front: Heimatschutz and Survey Photography during the First World War*, „Acta Poloniae Historica” 2016, nr 113, s. 113–137.

¹³ Joanna Nalewajko-Kulikov, *Die jidische Schule der Erwachsenen: Warsaw Yiddish Press and German-Jewish Contacts in 1915–18*, „Acta Poloniae Historica” 2016, nr 113, s. 89–111. Zob. także

porzucając na chwilę Warszawę – fascynujące podsumowanie projektu badawczego Bartosza Ogórka, który na podstawie zachowanych danych antropometrycznych ustala wpływ wojennych niedostatków na wzrost, wagę i stan zdrowia młodzieży krakowskiej¹⁴. Wielka szkoda, że brak porównywalnych opracowań poświęconych innym polskim miastom.

Co wynika z powyższego zestawienia nowszych prac o pierwszej niemieckiej okupacji w Warszawie? Po pierwsze nie da się w dalszym ciągu utrzymywać, że pierwsza niemiecka okupacja to temat zapomniany czy też ignorowany przez badaczy. Po drugie nowe spojrzenie na ten wycinek Wielkiej Wojny różni się zarówno od dawniejszych ujęć (tu reprezentowanych przez opracowania Dunin-Wąsowicza), jak i od nieco nowszych prac analizujących związek między doświadczeniami I i II wojny, takich jak przełomowa książka Liuleviciusa. W najwartościowszych fragmentach nowa historiografia daje bardzo szeroki obraz życia społecznego, w którym należne sobie miejsce zajmują na przykład kobiety (pod tym względem absolutnym liderem jest Blobaum), jak i Żydzi (o których pamiętają wszyscy przytoczeni tu badacze). W ujęciu autorów okupacja nie jest wyłącznie jednostronnym dyktatem, lecz raczej dynamicznym procesem negocjacji, w którym siła i pozycja każdej ze stron ulegają zmianom. O ile na początku Hans von Beseler naprawdę dysponował niemal dyktatorską władzą, o tyle już po dwóch latach urzędowania zmuszony był do coraz dalej idących ustępstw, a ostatecznie musiał się salwować ucieczką z Warszawy w cywilnym ubraniu na pokładzie statku flotylli wiślanej. Odpowiedzi na filozoficzne pytanie, postawione przed laty przez Vejasa Liuleviciusa – na ile niemieckie doświadczenie I wojny na Wschodzie wpłynęło na zbrodniczą politykę hitlerowskich Niemiec – w odniesieniu do okupacji ziem polskich i w szczególności Warszawy są niejednoznaczne, co wynika wprost z przyrostu wiedzy na ten temat. Jak wiadomo, to niedobór informacji służy jednoznaczności sądów, a autorzy omawianych książek uczynili naprawdę wiele, by wszystkie braki wypełnić treścią. Niektórzy – jak Stempin – dostrzegają pewną ciągłość antysłowiańskich i antysemeickich stereotypów. Oryginalniej w tej kwestii wypowiadają się obaj Amerykanie. Kauffman pisze o traumie degrengolady niemieckiego panowania, odreagowywanej po 1939 roku, Blobaum zwraca z kolei uwagę, że niemiecka okupacja doprowadziła przede wszystkim do pogorszenia stosunków pomiędzy Polakami i Żydami, w mniejszym zaś stopniu pomiędzy każdą z tych grup a Niemcami. Te interpretacje nie wykluczają się wzajemnie, lecz uzupełniają. To samo da się powiedzieć również ogólnie o nowszej historiografii pierwszej niemieckiej okupacji. Miłośnicy historycznych kontrowersji raczej nie znajdą tu dla siebie nic ciekawego. Praca, którą wykonali Stempin, Kauffman, Polsakiewicz, Blobaum i kilku innych historyków zaledwie wspomnianych bądź w ogóle pominiętych, polegała nie tyle na wywracaniu dotychczasowych ustaleń do góry

eadem, *Mówić we własnym imieniu. Prasa jidyszowa a tworzenie żydowskiej tożsamości narodowej (do 1918 roku)*, Warszawa: Instytut Historii PAN, Wydawnictwo Neriton 2016.

¹⁴ Bartosz Ogórek, *The Unobvious Impact of the First World War on the Height of Pupils in Cracow Schools in 1919–33*, „Acta Poloniae Historica” 2016, nr 113, s. 171–193. Zob. także idem, *Niezatarte piętno? Wpływ I wojny światowej na ludność miasta Krakowa*, Kraków: Universitas 2018.

nogami, co na stopniowym przybliżaniu szkła powiększającego do poszczególnych aspektów reżimu i życia pod okupacją. To dobrze, w końcu największe okupowane miasto Europy zasługuje na zainteresowanie.

BIBLIOGRAFIA

- Blobaum Robert, *A Minor Apocalypse. Warsaw during the First World War*, Ithaca–London: Cornell University Press 2017.
- Davis Belinda, *Home Fires Burning: Food, Politics and Everyday Life in World War I* Berlin, Chapel Hill University of North Carolina Press 2000.
- Dunin-Wąsowicz Krzysztof, *Ludność Warszawy w latach I wojny światowej*, w: *Warszawa powstaniowa 1864–1918*, z. 2, Warszawa: PWN 1969.
- Dunin-Wąsowicz Krzysztof, *Oświata w Warszawie w latach 1914–1918*, w: *Szkołnictwo i oświata w Warszawie*, red. Józef Kazimierski, Warszawa: PWN 1982.
- Dunin-Wąsowicz Krzysztof, *Warszawa 1914–1918*, Warszawa: PWN 1989.
- Healy Maureen, *Vienna and the Fall of the Habsburg Empire: Total War and Everyday Life in World War I*, Cambridge: Cambridge University Press 2004.
- Kauffman Jesse, *Elusive Alliance. The German Occupation of Poland in World War I*, Cambridge Ma.: Harvard University Press 2015.
- Liulevicius Vejas Gabriel, *War Land on the Eastern Front: Culture, National Identity and German Occupation in World War I*, Cambridge: Cambridge University Press 2000.
- Manikowska Ewa, *Visualising the Eastern Front: Heimatschutz and Survey Photography during the First World War*, „Acta Poloniae Historica” 2016, nr 113, s. 113–137.
- Nalewajko-Kulikov Joanna, *Die jidische Schule der Erwachsenen: Warsaw Yiddish Press and German-Jewish Contacts in 1915–18*, „Acta Poloniae Historica” 2016, nr 113, s. 89–111.
- Nalewajko-Kulikov Joanna, *Mówić we własnym imieniu. Prasa jidyszowa a tworzenie żydowskiej tożsamości narodowej (do 1918 roku)*, Warszawa: Instytut Historii PAN, Wydawnictwo Neriton 2016.
- Ogórek Bartosz, *Niezatarte piętno? Wpływ I wojny światowej na ludność miasta Krakowa*, Kraków: Universitas 2018.
- Ogórek Bartosz, *The Unobvious Impact of the First World War on the Height of Pupils in Cracow Schools in 1919–33*, „Acta Poloniae Historica” 2016, nr 113, s. 171–193.
- Polsakiewicz Marta, *Warschau im Ersten Weltkrieg. Deutsche Besatzungspolitik zwischen kultureller Autonomie und wirtschaftlicher Ausbeutung*, Marburg: Verlag Herder-Institut 2015.
- Stawiszyńska Aneta, *Lódź w latach I wojny światowej*, Oświęcim: Wydawnictwo Napoleon V 2016.
- Stempin Arkadiusz, *The Imperial German Board of Archives in Warsaw: A Paradigmatic Example of the ‘Moral Conquest’ Policy in the Polish Territory during the First World War*, „Acta Poloniae Historica” 2016, nr 113, s. 139–169.
- Stempin Arkadiusz, *Próba „moralnego podboju” Polski przez Cesarstwo Niemieckie w latach I wojny światowej*, Warszawa: Neriton 2013.
- Westerhoff Christian, *Zwangarbeit im Ersten Weltkrieg. Deutsche Arbeitskräftepolitik im besetzten Polen und Litauen 1914–1918*, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2012.

**GERMANS IN WARSAW FOR THE FIRST TIME.
THE NEWER WORKS ON THE GERMAN OCCUPATION 1915–1918**

Summary

The article describes the newer works devoted to the occupation of Polish lands, especially of Warsaw during World War I. Recently, this subject, so far neglected, has drawn the attention of numerous scientists, both from Poland and from abroad. Their point of view is different not only from the older perspectives, but also from the perspectives of slightly newer works on the other occupied areas and emphasizing the connection between the experience of the Great War and genocide during World War II. In the most precious fragments, the new historiography gives a very wide image of social life, in which the proper place is taken by previously marginalised social groups. Differently from the older works, the policy of the occupants on the Polish lands is not treated only as a unilateral dictate, but rather as a dynamic process of negotiation, in which the strength and position of each of the (many) sides has been changed. And, this change is accompanied by the new arrangements concerning almost all aspects of the German policy and the conditions of living during World War I.

Trans. Marta Radwańska

INFORMACJE DLA AUTORÓW

Uprzejmie prosimy wszystkich Autorów przesyłających po raz pierwszy swoje teksty o dokładne podanie imion, nazwisk, tytułów naukowych, miejsc afiliacji, adresów prywatnych i numerów telefonów.

Teksty należy dostarczyć drogą mailową na adres: przegladhumanistyczny@uw.edu.pl

W celu zapobieżenia zjawiskom tzw. *ghostwriting* i *guest autorship*, w przypadku artykułów napisanych przez więcej niż jednego autora, prosimy o staranne wymienienie wszystkich współautorów oraz ich afiliacji.

Prosimy o dołączenie do tekstu artykułu bibliografii załącznikowej (według poniższego wzoru zapisu), krótkiego (do 700 znaków) streszczenia w języku polskim lub angielskim oraz oświadczenie, że tekst nie był publikowany ani nie został skierowany do druku w innym czasopiśmie lub tomie zbiorowym.

Bibliografia załącznikowa:

Książka autorska

Kowalski Jan, *Tytuł*, wyd. 2, Warszawa: Wydawnictwo Naukowe Scholar 1999.

Autor z redaktorem

Benardete Seth, *Encounters & Reflections. Conversations with Seth Benardete*, red. Ronna Burger, Chicago: The University of Chicago Press 2002.

Zbiorówka (z redaktorem)

Ancients and Moderns: Essays on the Tradition of Political Philosophy in Honor of Leo Strauss, red. Joseph Cropsey, New York: Basic Books 1964.

Tłumaczenie polskie

Bloom Allan, *Umysł zamknięty. O tym, jak amerykańskie szkolnictwo wyższe zawiodło demokrację i zubożyło dusze dzisiejszych studentów*, przeł. Tomasz Bieroń, Poznań: Wydawnictwo „Zysk i S-ka” 1997.

Artykuł (rozdział itp.) w książce

Davidson Paul, *Keynes and Money*, w: Keynes, *Money and Monetarism*, red. Roger Hill, London: Macmillan 1989, s. xx–xx.

Artykuł w czasopiśmie

Dannhauser Werner J., *Na powrót stać się naiwnym*, przeł. Paweł Marczewski, „Przegląd Polityczny” 2007, nr 84, s. 138–143.

Internet

Butterworth Charles, *Leo Strauss in His Own Write: A Scholar First and Foremost*, http://www.bsos.umd.edu/gvpt/Theory/Transcript_Butterworth.pdf [dostęp dd.mm.rrrr].

Prosimy o przestrzeganie następujących zasad przy przygotowywaniu tekstu:

- * Objętość artykułu nie powinna przekraczać 17 stron (30 000 znaków ze spacjami), recenzji – 6 stron (10 000 znaków ze spacjami).
- * Tytuły książek, rozdziałów i artykułów oraz zwroty obcojęzyczne należy wyodrębnić kursywą.
- * Tytuły czasopism oraz cytaty należy umieścić w cudzysłowie.
- * Przypis bibliograficzny powinien w sposób jednoznaczny odsyłać do przywoływanego źródła.
- * Przypis bibliograficzny powinien zawierać: imię i nazwisko autora, tytuł (kursywą), miejsce wydania, wydawnictwo, rok wydania, stronę. W przypadku artykułów z czasopism: imię i nazwisko autora, tytuł (kursywą), nazwa czasopisma (w cudzysłowie), rok wydania, numer, strona. Opis bibliograficzny publikacji internetowej: imię i nazwisko autora, tytuł (kursywą), protokół dostępu (miejsce, ścieżka, nazwa), data dostępu w formacie [dostęp 15.05.2015]. Przy pracach tłumaczo-nych po tytule skrót przeł., imię i nazwisko tłumacza. Cytując to samo źródło, które było przywo-łane w poprzednim przypisie, piszemy: Ibidem, s. Cytując utwór tego samego autora, co utwór przywołyany w poprzednim przypisie, zamiast imienia i nazwiska piszemy: Idem. Cytując źródło, którego pełen opis bibliograficzny znalazł się w którymś z wcześniejszych przypisów, po imieniu i nazwisku podajemy tylko skróconą wersję tytułu. Prosimy nie stosować przypisów w syste-mie oksfordzkim. Wzory zapisów na stronie <http://www.przegladhumanistyczny.pl/> w zakładce Informacje dla autorów.

Każdy tekst nadesłany do redakcji jest recenzowany przez redaktora tematycznego. Artykuły wstępnie zakwalifikowane przez redakcję do druku są następnie poddawane recenzji zewnętrznej.

W związku z procesem recenzyjnym przewidywany czas na decyzję o publikacji wynosi co naj-mniej 4 miesiące.

Autor opublikowanego tekstu otrzymuje jego wersję elektroniczną oraz egzemplarz autorski pisma.

Redakcja nie zwraca tekstów niezamawianych.